

BERGE
DER
WELT
1954

BERGE DER WELT

Das Buch der Forscher und Bergsteiger



BÜCHERGILDE GUTENBERG ZÜRICH

BERGE DER WELT

Das Buch der Forscher und Bergsteiger

NEUNTER BAND 1954

BÜCHERGILDE GUTENBERG ZÜRICH

IM AUFTRAG DER SCHWEIZERISCHEN STIFTUNG FÜR ALPINE FORSCHUNGEN

GELEITET VON OTHMAR GURTNER

CHEFREDAKTOR: MARCEL KURZ

MALCOLM E. BARNES * GÜNTER O. DYHRENFURTH

ANDRÉE GÜEX * HANS ROELLI

Amerikanische Ausgabe: Harper & Brothers, New York

Britische Ausgabe: George Allen & Unwin Ltd., London

Französische Ausgabe: B. Arthaud, Grenoble-Paris

Deutsche und Österreichische Ausgabe: Nymphenburger Verlagshandlung, München

Italienische Ausgabe: Aldo Garzanti, Milano

COPYRIGHT BY SCHWEIZERISCHE STIFTUNG FÜR ALPINE FORSCHUNGEN

ALLE RECHTE, INSBESONDERE AUCH DAS DES AUSZUGSWEISEN NACHDRUCKS, VORBEHALTEN

VERLAGSRECHT SCHWEIZ: BÜCHERGILDE GUTENBERG

DRUCK: VERBANDSDRUCKEREI AG BERN

KLISCHEES: ABEREGG-STEINER & CO. AG BERN

EINBAND: H. UND J. SCHUHMACHER BERN

PRINTED IN SWITZERLAND

INHALT

	Seite
Vorwort	7
Die Vorletzten am Everest. Von Gabriel Chevalley und Raymond Lambert	9
Everest-Portfolio der Indian Air Force.....	17
Am Ziel. Von Sir John Hunt	19
Everest 1953. Von Wilfrid Noyce	21
Manaslu 8125 m. Von Prof. M. Takagi	59
AACZ-Expedition 1953 zum Dhaulagiri. Von Ruedi Schatz	67
Die Besteigung des Nun. Von Pierre Vittoz	77
Nanga Parbat – ein historischer Überblick. Von Günter O. Dyhrenfurth.....	87
Nanga Parbat. Von Karl M. Herrligkoffer	91
Dem K 2 knapp entronnen. Von Charles S. Houston.....	108
Die königlichen Gipfel des Ruwenzori. Von D. L. Busk	134
Die Baffin-Inland-Expedition 1953. Einleitung von P. D. Baird	145
Seismische Gletscheruntersuchung. Von Hans Röthlisberger	147
Cumberland – ein Traumland für Bergsteiger. Von Jürg Marmet	154
Aus der Arbeit eines Botanikers in arktischen Gebirgen. Von F.H. Schwarzenbach.....	162
Drei Forschungsreisen in Nordostgrönland	166
Eindrücke aus den Werner-Bergen. Von Peter Bearth	167
Besteigung von Shackletons Bjerg. Von John Haller.....	169
Quer durch die Berge von Nord-Peary-Land. Von Erdhart Fränkl	173
Himalaya 1951/1952. Von Marcel Kurz.....	188
Zeittafel der Himalaya-Expeditionen	222

KARTEN UND SKIZZEN

Everest-Gruppe. Von E. Joller	24
Manaslu. Von E. Joller	63
Nun. Von Pierre Vittoz und E. Joller	78
Die königlichen Gipfel des Ruwenzori. Von M. K. und E. Joller	138
Lager und Gipfel im Forschungsgebiet. Von E. Joller.....	144
Seismische Gletscheruntersuchung. Von E. Joller	148
Seismogramm. Aufgenommen von John Röthlisberger.....	149
Baffin Island. Von E. Joller.....	151
Peary Land. Von E. Fränkl und E. Joller	172
Grönland-Skandik. Von E. Joller.....	175

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

	Photo	Tafel	Legende Seite
Hoch über dem Pumori		1	17
Das „Hufeisen“		2	17
Südwestflanke des Everest		3/4	17
Drei Gräte münden im Everestgipfel	<i>Indian Air Force</i>	5	18
Dicht vor der Gipfelpyramide		6	18
Über dem Gipfel		7	18
Lhotse und Makalu		8/9	18
Lhotse I und Lhotse II		10	18
Lager am Island Peak	<i>Royal</i>	11	32
Die Mitglieder der Expedition 1953	<i>Geographical</i>	12/13	32
Gipfelgrat am Everest	<i>Society</i>	14	33
Blick über Manaslugletscher	<i>Japanischer Alpenclub</i>	15	64
Blick über den Naikesattel		16	65
Nordflanke des Dhaulagiri	<i>André Roch</i>	17	80
Blick auf Nun	<i>Club Alpin Français</i>	18	81
Mohrenkopf		19	96
Die Hunzaträger		20	96
Moslems von Tato	<i>Deutsche</i>	21/22	96
Seilsicherung an der Rakhiotflanke	<i>Nanga-Parbat- Expedition</i>	23	97
Übergang zum Ostgrat		24	97
Das Gipfelbild		25	100
Hermann Buhl		26	101
Ziegensackfahre über den Braldluftuss		27	108
Über den Baltorogletscher		28	109
Basislager am Fusse des K 2	<i>Photographien der Expedition</i>	29	116
Skyang Kangri		30	117
Die Abruzzirippe		31	124
Charles S. Houston		32	125
Colonel Baird		33	152
Lager am Konkordiaplatz und Mineur		34	152
Explosion		35	153
Das Apparatezelt	<i>Schweizerische</i>	36	153
Flug über den Mount Asgard	<i>Stiftung für</i>	37	156
Mount Asgard vom Highwaygletscher aus gesehen	<i>Alpine Forschungen</i>	38	156
An der Gipfelwand des Mount Asgard		39	156
Highwaygletscher und Turner-Gletscher		40	157
Arktische Glockenblumen (<i>Campanula rotundifolia</i>)	<i>Fritz Schwarzenbach</i>	41	164
Pionierpflanzen der Arktis	<i>Fritz Schwarzenbach</i>	42/43	164
<i>Melandrium apetalum</i> und <i>Campanula uniflora</i>	<i>Fritz Schwarzenbach</i>	44	165
Werner-Berge	<i>P. Bearth</i>	45	168
Mount Shackleton	<i>John Haller</i>	46	169
Westblick auf den Friggs-Fjord		47	180
Westblick auf das Grönemarkental	<i>Geodetic Institute Copenhagen</i>	48	180
Nordgletscher von Westen		49/50	180
Sands-Fjord von Westen		51/52	181
Südwand des Mancha Puchar	<i>Basil Goodfellow</i>	53	188
Trägerstreik unterwegs zur Nanda Devi	<i>Jean-Jacques Languepin</i>	54	189
Longstaff-Col-Nanda Khat	<i>Jean-Jacques Languepin</i>	55	208
Dunagiri und anschließende Berge	<i>Robert Walter</i>	56	208
Panch-Chuli-Massiv	<i>Kenneth Snelson</i>	57/58	208
Fortsetzung des Panoramas	<i>Kenneth Snelson</i>	59/60	209
Nanda Devi von Süden	<i>Arthur B. Emmons</i>	61	212
Nanda Devi von Osten	<i>Jakub Bijak</i>	62	213
Blick von der Lassar-Darma-Wasserscheide	<i>Kenneth Snelson</i>	63	220
Indrasan, Panjab	<i>R. D. I. C. Henderson</i>	64	221

DIE VORLETZTEN AM EVEREST

Die Schweizer Herbstexpedition 1952. Ausschnitte aus dem Expeditionstagebuch

Von Gabriel Chevalley und Raymond Lambert

Gabriel Chevalley:

Seit langem hielten manche Himalayakenner die Nachmonsunzeit für besonders günstig. Es würde also lohnen, festzustellen, wie die Verhältnisse im Herbst wirklich wären. Auf der andern Seite ermutigten die Ergebnisse der ersten Expedition, die alle Erwartungen übertroffen hatten, selbstverständlich dazu, die gebotene Gelegenheit zu ergreifen, nachdem die Bewilligung für den Herbst gesichert schien.

Ich wurde mit der Leitung betraut. Lambert und ich waren die beiden einzigen Mitglieder der Frühjahrsexpedition, die wieder mitgehen konnten. Die anderen Teilnehmer waren: als Filmmann Norman G. Dyhrenfurth und vier Bergsteiger – Arthur Spöhel, Gustave Gross, Ernst Reiss und Jean Buzio –, alle mit einer glänzenden alpinen Laufbahn.

Wir hatten kaum mehr als einen Monat für die Vorbereitung eines Unternehmens, das wesentlich mehr Material benötigte als das erste. Die Schweizerische Stiftung zeigte bemerkenswerte Entschlusskraft und Schnelligkeit, womit sie alle Rekorde schlug. Gerechterweise muss man sagen, dass die zweite Expedition den grössten Nutzen aus den Vorbereitungen der ersten zog und in gewissem Sinne durch ihren Schwung mitgerissen wurde. Auf alle Fälle war es eine Sache der raschen Entscheidung und nicht einer langen, sorgfältigen Überlegung.

Ein Grund unseres anfänglichen Zögerns war die Furcht vor der Kälte. Wir wussten, dass die Temperaturen viel tiefer sein würden als im Frühjahr, aber wir vertrauten auf unsere Renntierschuhe und unsere Kleidung und gingen los, ohne uns um Erfrierungen zu sorgen.

Die Ausrüster vom Frühjahr stellten das neue Material in weniger als einem Monat bereit. Die 25 Sherpas sollten ebenso ausgestattet werden wie wir selbst. Unter den vorgenommenen Verbesserungen seien genannt: grössere und längere Anoraks, Schuhe, die vorn und nicht an der Seite zu öffnen waren, Gamaschen, über den ganzen Schuh zu ziehen, leichtere Marschschuhe, Filzstiefel für alle Sahibs, Sherpas und Spezialträger. Die Fox-Empfänger und -Sender nahmen wir nicht mit, auch nicht die Sauerstoffgeräte mit geschlossenem Kreislauf, die nicht

VORWORT

Im Jahre 1953 sind die Gipfel weiterer zwei Achttausender erstmals erreicht worden: *Everest*, wahrscheinlich fast 8900 m hoch (angenommene «offizielle» Höhe 8840 m) – der «Berg der Engländer», und *Nanga Parbat* (8125 m) – der «Berg der Deutschen». Die Besteigungsgeschichte beider Berge ist lang und opferreich. In ihrer schliesslichen Besteigung zeichnet sich in beiden Fällen ein neues Denken ab: von einer starken und zahlreichen Gesellschaft wurde der Berg belagert, bis es gelungen war, eine Zweierseilschaft in ein zuhächst am Berge aufgeschlagenes Zelt vorzuschieben, von wo aus als Leistung einzelner der jeweilige Gipfel erreicht zu werden vermochte: hier von dem Neuseeländer Hillary mit seinem Sherpa Tenzing, dort im Alleingang von dem Österreicher Buhl. In beiden Fällen lieferte die Kamera untrügliche Beweisstücke für allfällige Skeptiker; nicht zu Unrecht übrigens, denn die Gipfelaufnahme Buhls wurde sogar einem wissenschaftlichen Institut zur Überprüfung vorgelegt und für richtig befunden, so dass diesmal jeder nagende Zweifel über die Erreichung des wirklichen Gipfels ausgeschlossen blieb. Eine herrliche Welt, in der das Wort des Mannes dem Diktum der Optik untergeordnet wird!

Noch sind die olympischen Goldmedaillen für Everest und Nanga Parbat nicht verteilt. Diesmal wird es schwieriger sein als 1936, den Einbruch des Neo-Olympismus in die Bezirke des Bergsteigens abzuwehren, da ein ehrenwertes Mitglied des «Alpine Club» in dem damals von keinem Geringeren als E. L. Strutt geleiteten *Alpine Journal* aus Überzeugung zitiert werden durfte: «Schweizerische und britische Bergsteiger wollen nichts mit olympischen Medaillen zu tun haben.» Denn bei Anlass der Besteigung des Everest hat die gipfeltoll gewordene Welt-presse so schrille Fanfaren geblasen, dass aus dem menschlichen Füllhorn eine wahre Kaskade von Ehrungen und Medaillen auf die daran völlig unschuldigen Bergsteiger niederprasselte, so dass die olympische Goldmedaille an sich nichts daran ändern wird, wenn – bald zwanzig Jahre nach der vom *Alpine Journal* aufgegriffenen neolympischen Anmassung – heute zu befürchten ist, dass im Bergsteigerhimmel der biedere und undekorierte Edward Whymper fröstelnd beiseite rücken wird in Gedanken an die nachrückenden Ritter und Medaillensieger des

zum reinen Leistungssport gewordenen Bergsteigens. Diese Feststellung mag wehmütige Erinnerungen an die gute alte Zeit in sich schliessen. Doch sie erscheint an dieser Stelle notwendig. Denn in diesem Buche der Forscher und Bergsteiger wurde erst vor Jahresfrist der Grundsatz beleuchtet, dass eine Entnationalisierung des bergsteigerischen Erfolges und das Geltenlassen der Leistung eines anderen dazu beitragen könnten, die drohende Entwürdigung vom Bergsteigen nach altem Schrot und Korn abwenden zu helfen. Das Fanal «Gipfelsieg» verhüllt manches Streben der Braven in seinem Schlagschatten. In diesem Sinne hat wahrscheinlich der Everest eine Epoche besiegelt. Lucien Devies prägte das Wort: «Pour les alpinistes aussi, le temps du monde fini commence.» Lasst uns hoffen, dass unter diesem Signum Ruhe in den Bergen einkehren wird: die Ruhe des wettbewerbslosen Bergsteigens um seiner Grösse und Schönheit willen, eine Abwendung des Nachrichtenmarktes von dem Thema der «nunmehr bloss zweitrangigen Berge», so dass ein übrigbleibendes grossartiges Neuland auf Jahrzehnte hinaus den Forschern und Bergsteigern ungestört überlassen bleibe.

Indien wird bei der weiteren Erschliessung des Himalaya ein gewichtiges Wort mitreden, wenn sich seine Jugend den Bergen zuzuwenden beginnt. Darum ist jede Hilfe am Platz, den einheimischen Bevölkerungen des Himalaya solides bergsteigerisches Können zu vermitteln, ihren «Alpensinn» zu wecken und dazu beizutragen, dass nach und nach ein Stamm von berufstüchtigen Bergführern heranwächst. Anfänge sind gemacht, und die Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen schätzt sich glücklich, ein erstes Kader des «Himalayan Mountaineering Institute» in Darjiling in der Schweiz ausgebildet zu haben.

Dieser Band soll nicht aus der Hand gelegt werden, ohne daran zu denken, dass die als Abschluss seines Inhaltes veröffentlichte «Himalayachronik» von Marcel Kurz auf einem zwanzigjährigen Vorläufer aufbaut. Nach seiner grossartigen zweiten Himalayareise von 1932 begann Marcel Kurz den Gedanken zu verwirklichen, eine Geschichte der Erschliessung des Himalaya aufzuzeichnen. Ein erster Teil erschien 1933 in deutscher Fassung in den *Alpen* und anschliessend im französischen Original («Le problème himalayen») in *Alpinisme*. Die folgenden Teile erschienen weiterhin in diesen Zeitschriften, wobei die Chronik 1938 erst 1940 und nur in französischer Originalfassung in den *Alpen* veröffentlicht werden konnte. Nach dem Kriege standen *Berge der Welt* und *Montagnes du Monde* für die Veröffentlichung der Chronik 1939–1946 zur Verfügung (erster Teil 1947, zweiter Teil nur deutsch 1950). Eine weitere Folge (1947–1950) erschien deutsch in *Berge der Welt* 1952, und die vorliegende Chronik 1951/52 wird ausser in diesem Bande in den entsprechenden Versionen in *Montagnes du Monde* (Original), *The Mountain World* und *Montagne del Mondo* veröffentlicht. O. G.

befriedigt hatten. Dafür 30 000 Liter Sauerstoff in Flaschen zu 400 und 600 Liter. Für die Lebensmittel benützten wir die Frühjahrslisten, die auf eine längere Dauer und eine grössere Personenzahl umgestellt wurden. Diesmal sahen wir eine grössere Menge europäischer Nahrungsmittel für die Sherpas vor, die sie in grossen Höhen besonders schätzen. Auch für den Anmarsch wurde zusätzlich europäische Nahrung bereitgestellt. Fruchtsäfte wurden in reichlicher Menge mitgenommen.

Die 6 Tonnen Expeditionsmaterial wurden auf dem Luftwege von Zürich nach Kathmandu befördert. Dazu traten noch 1½ Tonnen indische Lebensmittel, die in Kathmandu eingekauft wurden.

Zum Vergleich mag folgende Aufstellung dienen:

	1. Expedition t	2. Expedition t
Ausrüstung	5	7½
Kulis	163	251
Sherpas	14	23
Träger für den Gletscherbruch	2	10

Bei der Herbstexpedition stieg die Zahl der Träger zwischen Namche und dem Basislager auf 290.

(In der Erwartung, dass der Monsun zu normaler Zeit enden werde, marschierte die Expedition am 10. September 1952 von Kathmandu ab. Doch als man am 21. in Ringmo ankam, erwies sich der übliche Weg über Taksindhu und Kharikola als ungangbar, da es über den angeschwollenen Fluss keine Brücke gab. Man musste sich entschliessen, die Berge auf der rechten Seite des Dudh Kosi nach Ghat zu überqueren. – Herausgeber.)

22. September:

Die Zelte sind durchweicht, schimmelig und schlammbedeckt; die Lasten liegen in Haufen im Gebüsch; es ist sehr unerfreulich, irgendein Stück herauszusuchen und all die Tragschnüre zu lösen, um es zu öffnen. Auch wir sind nass, besonders unsere Schuhe, und in diesem durchweichten Zustand kann man sie nicht einmal einfetten. Wir sind schlechter Laune.

Tenzing sagt mir, als wollte er sich entschuldigen, er könne nicht begreifen, warum der Monsun nicht ende.

23. September, Lager unter dem Pass bei 4100 m.:

Die Ereignisse haben einen recht unerwarteten Verlauf genommen. Es regnet, wie schon während der ganzen Nacht. Alles bricht auf wie üblich. Ich fühle mich nicht sehr wohl, leide an Nervenschmerzen und Grippe. Wir ziehen uns warm an, gehen mit der Nachhut so langsam wie die Kulis, um nicht in Schweiß zu geraten, aber wir können es nicht ganz vermeiden, da die Luftfeuchtigkeit im Wald sehr gross ist. Es geht aufwärts entlang einem Grat, der dem Wind ausgesetzt ist; der Regen peitscht. Als wir bei etwa 4000 m den Wald verlassen, fangen wir bei Wind und Nässe an zu frieren. Unter einem Felsen sehe ich einen Träger, der heftig zittert, mit den Zähnen klappert und ganz verängstigt aussieht. Ich gehe zu ihm hinauf. Seine Glieder sind eiskalt, er hat keinen Puls mehr, sein Gesicht ist verzerrt, die Lippen bläulich, der ganze Körper zittert wie bei einem Malariaanfall. Er starrt vor sich hin, jammert um Hilfe, dabei bleibt er wie angewurzelt auf einem Platz, der nicht einmal windgeschützt ist – unfähig, sich zu bewegen. Ich gebe ihm mein wollenes Hemd, meinen Pullover und Anorak, Spöhel ein Paar Hosen. Wir massieren ihn und bringen ihn an einen geschützteren Ort. Bald lässt das Zittern nach, und wir können ihn dazu bringen, den Marsch ohne seine Last wieder aufzunehmen.

Dieser Kuli wäre bald vor Kälte gestorben, wenn er an Ort und Stelle geblieben wäre. Noch ahne ich nicht, dass etwas weiter vorn alle anderen ebenfalls zusammengeduckt und schlotternd unter ihren Regenschirmen angehalten haben. Wir müssen sie anschreien und schütteln, um sie wieder in Gang zu bringen. Doch noch vor Erreichung des Passes weigern sie sich, weiterzugehen. Ich entschliesse mich, sie alle zurückzuschicken. Morgen werden wir ihren Lohn den Obmännern aushändigen, die bei uns bleiben. Für den weiteren Transport werden wir Träger aus Namche kommen lassen. Das Schlechtwetter kann noch ein paar Tage anhalten, und so lange wird es nicht möglich sein, mit den Kathmanduträgern den Pass zu überschreiten. Reiss kommt vom Pass zurück und berichtet uns, dass einige Kulis bis dort hinauf gelangt sind und sich nun im Neuschnee in Not befänden; zwei lägen im Sterben. Eine Gruppe von Sherpas hätte den Pass überschritten und sei nach Tanga abgestiegen. Ich rufe wieder laut, dass alle sich sofort nach Ringmo in Bewegung setzen sollen. Einige Träger kommen vom Pass zurück; sie sind in Wolldecken gehüllt, die sie aus den Lasten genommen haben! Auch ich beginne zu frieren, denn ich habe nur ein leichtes Hemd und einen Umhang auf den Schultern. Lambert holt mich in den Schutz eines Zeltens.

Die beiden armen Kulis starben; sie sind dem eisigen Regen und Wind zum Opfer gefallen.

31. Oktober, Lager V:

Eine ziemlich gute Nacht, aber sehr lang, denn wir müssen früh in den Schlafsack, da die Sonne um 2.30 Uhr nachmittags verschwindet und wir hier kein geräumiges Zelt haben.

Die ganze Mannschaft bricht gegen 9 Uhr morgens auf, um den direkten Aufstieg zur Felsinsel und zum Sporn fortzusetzen, das Geländerseil anzubringen und wenn möglich das fixe Seil vom Frühjahr wieder zu erreichen. Durch den Einsatz einer starken Mannschaft soll die Arbeit rasch vorgetrieben werden.

Ich war von dieser Taktik nie sehr eingenommen, von diesem direkten Aufstieg zum Sporn über den grossen Hang. Allerdings hatten wir diese Route schon in Zürich vorgesehen und deshalb eine solche Menge Seil mitgebracht. Das entscheidende Kriterium sollte jedoch die Möglichkeit eines Zwischenlagers sein, und in dieser Hinsicht schien mir von Anfang an eine Route über den Lhotsegletscher viel aussichtsreicher als der direkte Aufstieg. Leider hat meine Verspätung dazu geführt, dass ich nicht an Ort und Stelle die Situation genau prüfen konnte. Ich bedaure es auch sehr, dass ich, als ich zum erstenmal nach Lager IV kam, es unterlassen oder aufgeschoben habe, diese Frage ernsthaft zur Diskussion zu stellen. Später, als Lager V bereits tiefer als im Frühjahr errichtet war, bestand das Argument, dass der direkte Aufstieg durch eine Stufenreihe und durchlaufendes fixes Seil tatsächlich gesichert werden sollte, während es keine Gewissheit darüber gab, dass die Verhältnisse auf dem Lhotsegletscher günstig sein würden. Daher war es schwer für mich, das schon im Gang befindliche Unternehmen zu stoppen, die Taktik umzustellen und eine neue, unbekannte Route zu suchen. Tatsächlich hatte im Frühjahr die Erkundung des ersten Tages bereits bis zum «Depot» geführt, und das notwendige Stück Seilgeländer war danach an einem einzigen Tage angebracht worden. Diesmal hatte eine zweitägige Arbeit kaum für zwei Drittel des Weges zur oberen Felsinsel gereicht, und die ist noch ein ganzes Stück unterhalb des Depots. Die Gründe dafür sind: Ausgangspunkt ist ein Lager 150 bis 200 m tiefer als im Frühjahr; der untere Teil des Hanges ist blankes Eis, und deshalb erfordert die Sicherheit, von unten bis oben Stufen zu schlagen und ein durchlaufendes Seilgeländer anzulegen.

Ich ging also vielmehr deshalb hinauf, um mir über diese Route im allgemeinen Rechenschaft abzulegen, als an ihrem Vortreiben mitzuarbeiten. Ferner wollte ich möglichst aus der Nähe den Lhotsegletscher und seine Terrassen betrachten und gleichzeitig den Draeger-Apparat auf dem Marsch ausprobieren.

Spöhel, mit Dawa Thondup und Ang Temba durch das Seil verbunden, war schon hoch oben im Steilhang. Zwei Seilschaften von je drei Sherpas befanden sich weiter unten. Ich selbst war mit Da Namgyal und Ang Nima angeseilt und befand mich ein paar Meter unter dem Bergschrund mit der Maske vor dem Ge-

sicht und dem Sauerstoffgerät auf dem Rücken. Irgend jemand hinter mir schrie «Sahib!», und ich begriff, dass in diesem Augenblick Eistrümmer herabstürzten. Wir duckten uns alle. Ich war durch das Draeger-Gerät geschützt und wurde nicht verletzt. Da Namgyal erlitt eine kleine Prellung am Rücken.

Als der Eisschlag vorüber war, sahen wir, dass die beiden mittleren Seilschaften sich nicht rührten und dass ein Sherpa in einem gelben Anorak, Mingma Dorje, im Hang hing, von seinen Kameraden am Seil gehalten. Ich eilte bis in seine Höhe hinauf und hackte ein paar horizontale Stufen zu ihm hinüber, denn er hing 6 oder 8 m links von der Stufenreihe und dem fixen Seil. Sein Gesicht blutete, und seine Brillen waren zerbrochen, er hatte Eisstücke mitten ins Gesicht bekommen. Er wimmerte und hatte nicht die Kraft, sich aufzurichten. Wir halfen und zogen ihn, so dass er seine Füße in die Stufen setzen konnte, und ich brachte ihn hinüber zum Seilgeländer. Mit allgemeiner Unterstützung beförderten wir ihn von hier langsam bis zur Unterlippe des Bergschrundes.

Wir standen dort nun in grösserer Zahl beisammen, als die Seilschaft Aila, Da Norbu und Mingma Sitar – wir wissen nicht, durch wessen Schuld – mit grosser Schnelligkeit die ganze Höhe des harten, unregelmässigen Schneekegels hinunterschoss und 200 m weiter unten auf dem Gegenhang einer Mulde liegenblieb.

Um 9 Uhr waren wir vom Lager aufgebrochen, und um 10 Uhr geschah das Unglück. Der Eisblock war von hoch oben auf der rechten Seite des Couloirs gekommen; er stammte von den Séracs am Rande des Lhotsegletschers.

Die vier Verletzten wurden auf Luftmatratzen gelegt und zugedeckt. Mingma Dorje hatte Quetschungen im Gesicht und eine schwere Verletzung des Brustkorbes. Mingma Sitar hatte eine Luxation oder Bruch des linken Schlüsselbeines, Rippenverletzungen und eine Prellung des einen Oberschenkels; Aila Gesichtsverletzungen und eine Quetschung des Brustkorbes, Da Norbu ebenfalls Rippenkontusion.

Ich forderte zusätzliche Medikamente an und erhielt sie am zeitigen Nachmittag, so dass ich den beiden am schwersten Verletzten, Mingma Dorje und Mingma Sitar, Pantopon geben konnte und Mingma Dorje Koramin, da er einen schweren Schock erlitten hatte und ruhelos war. Bald danach starb Mingma Dorje. Ein sehr breites subkutanes Emphysem erlaubte die Diagnose einer schweren Lungendurchbohrung.

Es war ein besonders unglückliches Zusammentreffen. Eisschlag in diesem Couloir ist sehr selten. Er kommt vom Rande des Lhotsegletschers zur Rechten, und wenn man dem Sporn zustrebt, kommt man bald nach links aus der Flugbahn heraus. Die Route selbst war durch Stufen und Geländerseil gut gesichert.

Auch die andern drei Verletzten sind nun offensichtlich für die Expedition verloren. Das ist sehr schlimm, wir haben nicht viele so gute Leute für den Südsattel.

1. November:

Lambert, Reiss, Buzio, Gross, Dyhrenfurth und Tenzing kommen frühzeitig herauf. Sie sind sehr besorgt und betrübt. Tenzing versichert mir, die Sherpas verstünden, dass es sich hier um einen unglücklichen Zufall gehandelt habe. Wir treffen nun sofort die Vorbereitungen für die Beisetzung von Mingma Dorje. Er wird aus dem Zelt getragen und in zwei Jutesäcke eingehüllt. Dann bringen ihn die Sherpas zur Moräne am Fuss des Everest, zwischen Lager IV und V. Es ist ein schöner, warmer Tag. Die Sherpas graben eine flache Mulde und bauen dann über dem Toten sorgfältig ein Grab von Steinen. Die oberste Schicht besteht aus weissem Granit. Schliesslich wird noch an den Fuss des Grabes ein Holzkreuz mit dem Namen Mingma Dorje und dem Datum 31. Oktober 1952 gestellt.

Dann eröffne ich meinen Kameraden (Lambert, Reiss, Spöhel und Tenzing), dass die Route durch das Couloir aufgegeben werden muss, eine Meinung, die jetzt alle mit mir teilen. Ich spreche über den Unfall, der die Träger physisch und moralisch stark erschüttert hat. Wir müssten an den Erfolg der Expedition denken und nicht blindlings alles auf eine Karte setzen, nämlich auf die direkte Route durch das Couloir und über den Sporn. Dieser Weg sei zwar kurz und im Frühjahr mit Erfolg benützt worden, aber jetzt würde er wahrscheinlich misslingen. Abgesehen von andern Gründen, würde es offenbar unmöglich sein, dort ein Zwischenlager zu erstellen. Selbst wenn die Bedingungen so wie im Frühjahr wären – sie sind aber jetzt viel ungünstiger, unten ist blankes Eis und auf dem Sporn liegt Schnee –, ist es zu lang für eine Etappe, denn die Tage sind jetzt viel kürzer. Also müssten wir unser Glück anderswo versuchen, auf dem Lhotsegletscher. Ob es dort sehr schwierig werde oder nicht, sehr gefährlich oder nicht, wüsste ich nicht, aber man könne vernünftigerweise annehmen, dass dort ein oder sogar zwei Lagerplätze zu finden seien.

(An diesem Tage schlug das Wetter um, und ein grimmiger Sturm, der den ganzen November über pausenlos anhielt, erschöpfte die Mannschaft. Trotz diesen winterlichen Verhältnissen wurde der Südsattel schliesslich am 19. November erreicht. – Herausgeber.)

Raymond Lambert:

19. November: Lager VIII im Südsattel:

Nichts zu essen; es ist zu schwierig, Wasser zum Sieden zu bringen. Die andere Nahrung ist hart gefroren. Reiss und ich sind im gleichen Zelt, mit einer Matratze für uns beide und jeder in einem Daunenschlafsack. Treu wie immer bringt uns Tenzing die Schokolade, und dann beginnt eine höllische Nacht. Schlaf ist unmöglich, der Wind schüttelt das Zelt, es sind -40° C, und wir

kämpfen darum, nicht zu erfrieren. Der Wind wird immer stärker; hoffentlich lässt er morgen bei Sonnenaufgang nach. Die Stunden schleichen. Ich habe zwei Kerzen angezündet, um meine Hände zu wärmen; wir sprechen miteinander und warten auf den Anbruch des Tages – es ist ein schrecklicher Kampf. Wir setzen unsere letzte Energie ein, um morgen Lager IX errichten zu können.

20. November:

Es wird Tag, aber der Sturm hält an. Das allerschlimmste ist, dass die Sonne nicht kommt. Sie steht zu tief hinter dem Lhotse und wird uns erst gegen 10 Uhr erreichen. Tenzing kommt zu uns ins Zelt, und wir beraten. In einer halben Stunde können wir aufbrechen, aber ein Sherpa (Gundin) ist krank. Wir warten auf den Tee. Schliesslich kriechen wir aus dem Zelt, machen unsere Rucksäcke fertig und gehen um 11.30 Uhr in Richtung Südostgrat los, um Lager IX zu errichten. Aber Sturm und Kälte lähmen uns allmählich. Mühevoll queren wir den Sattel und steigen den Gletscherhang gegenüber dem Lager hinauf. Wir finden einen toten Adler, der durch den Wind gegen einen Schneewall gepresst ist.

Wir kommen nur langsam vorwärts. Nasen und Fingerspitzen werden gefühllos. Trotz all unserer Ausrüstung dringt die Kälte durch. Tenzing fühlt sich krank, die Sherpas kommen kaum noch vorwärts; bei etwa 8100 m bleiben wir stehen. Bei solchen Verhältnissen und in dieser Höhe kann man unmöglich weiter.

Gabriel Chevalley:

Am späten Nachmittag bin ich im Zelt (Lager VII) und höre Schritte. Diesmal ist der Ton deutlicher, als wenn der Wind Schritte vortäuscht. Es sind nicht die Sherpas, sondern Lambert, Reiss und Tenzing! Die Sherpas kommen später.

Ich bin nicht überrascht; bei solcher Kälte und Wind kann man den Südsattel nicht halten. Aber erst allmählich begreife ich die volle Bedeutung dieser Rückkehr. Genauer gesagt, eines ist ganz klar: um dem Tod zu entrinnen, mussten diese zehn Männer heute vom Südsattel herunterkommen, nachdem sie in Richtung Südostgrat zur Errichtung von Lager IX vorgestossen waren. Aber die weitere Bedeutung – das Misslingen unseres Angriffes auf den Everest – ist bitter. Eine Zeitlang tröste ich mich in dem Gedanken, dass wir einfach etwas später noch einmal losgehen werden. Im Südsattel sind ja Zelte, Lebensmittel und Sauerstoff genug für einen ernsthaften Versuch, und drei Geräte, deren Prinzip und Mechanismus diesmal das physiologische Everestproblem gelöst zu haben scheinen. Obendrein die Beruhigung, dass wir ja warten können, da wir nicht durch den Monsun bedroht sind.

Immer wieder befasse ich mich mit diesen Argumenten, um einen Gegenschlag auf diesen Misserfolg zu planen. Ich suche nach Fehlern, im allgemeinen und im einzelnen, die wir gemacht haben könnten. Aber ist ein Fehler wirklich ein Fehler, wenn man ihn erst hinterher als solchen erkennen kann? Hätte unsere Ausrüstung leichter sein können? Nein, sie stand im richtigen Verhältnis zur Zahl, und diese Zahl war vorgeschrieben, um den nötigen Stamm von guten Hochträgern für den Südsattel zu haben. Der Wind hat die Errichtung der Lager IV und V verzögert, und eine Woche haben wir sicher im Couloir verloren, aber sonst wäre der früheste Zeitpunkt für den Angriff mit dem Höhepunkt des Sturmes zusammengefallen.

Alle diese Gedanken gingen mir während der Nacht durch den Kopf. Weder Lambert noch ich konnten schlafen, vor allem wegen der durchdringenden Kälte, obwohl wir das Maximum an Kleidung trugen und in unseren Doppelschlafsäcken lagen, auf einer wohlaufgeblasenen Matratze und in einem gut geschlossenen isothermischen Zelt.

Ich wechselte ein paar Worte mit ihm, um in grossen Zügen die Erlebnisse der letzten Tage kennenzulernen. Die Spitzengruppe, die aus Lambert, Reiss und Tenzing mit sieben Sherpas bestand, war am 19. November nachmittags auf dem Südsattel angekommen, in aufreibendem Kampf mit dem Wind. Die Zelte aufzustellen, war sehr schwierig gewesen. Nach einer sehr bösen Nacht waren sie aufgebrochen, um Lager IX auf dem Südostgrat zu errichten, aber bald mussten sie sich davon überzeugen: es war unmöglich, in diesem Sturm und dieser Kälte zu existieren. Lamberts Worte waren ganz unzweideutig.

Wer sollte noch einmal hinauf? Weder die Sherpas, noch er, noch Reiss, noch Tenzing... Geht es vielleicht später, nachdem man sich erholt und ausgeruht hat? Dafür muss man bis Lager I hinunter; die Lager V, IV und III, die alle in Schatten, Wind und Kälte liegen, kommen dafür nicht in Betracht. Kann sich noch irgend jemand über das Klima am Südsattel und Everest in den kommenden Wochen Illusionen machen? Die Kälte, die seit Oktober so zugenommen hat und sogar in den letzten Tagen noch intensiver geworden ist, wird sich noch weiter steigern. Der Wind am Südsattel ist fast konstant, wenn nicht permanent. Gerade jetzt hört man ihn mit aller Stärke über den Everest brausen.

Wie im Frühjahr, aber noch entschiedener, ist dies die plötzliche und äusserst schnelle Auflösung. Dieser Rückzug ist nicht geplant, er ist erzwungen, schlagartig und vollständig. Der Everest hat uns abgewiesen.













EVEREST-PORTFOLIO DER INDIAN AIR FORCE

(Eine Zuwendung der indischen Regierung)

Vorbei ist die Zeit der primitiven Luftbilder, aufgenommen durch Plexiglas-Cockpits oder zwischen dem Gewirr der Spanndrähte eines altväterischen Doppeldeckers. Im Mai 1953 war in Delhi eine frisch überholte viermotorige Liberator-Transportmaschine eingetroffen, und sogleich entschloss sich die «Indian Air Force», von einem Flugplatz in Bihar aus den Everest zu überfliegen. Welcher Fortschritt der Technik seit dem einmotorigen Kabn, mit dem vor zwanzig Jahren der Everest erstmals überflogen wurde!

Für den Everestflug wurden kommandiert: Flight Lieutenant A. E. Paul als Flugkapitän; Flying Officer S. C. Aurora als zweiter Pilot; Flying Officer R. K. Dhatat als Navigator; die Sergeanten A. K. Sarkar (Ingenieur) und A. E. Lakra (Funkler). Die Photographen waren: Flight Lieutenant B. M. Kothari und Flight Lieutenant R. N. Banerjee; als Filmkameramänner: Squadron Leader S. Mullick und Flight Lieutenant N. D. Jayal.

Samstag, den 6. Juni 1953, um 8 Uhr, stieg die Maschine aus dem Brodem der Gangesebene auf. Bei 4500 m wurden die elektrisch heizbaren Fliegeranzüge übergezogen und die Sauerstoffanschlüsse verbunden. Auf 9700 m wurden die Luken geöffnet und die Kameras in Position gebracht.

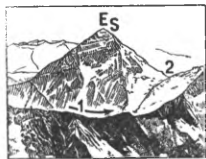
Umkreisung der Flanken: Die wechselnden Blickrichtungen der ersten Bildergruppe (Tafeln 1, 2, 3/4) ermöglichen gute Vergleiche über die Routenführung der Besteigungsgeschichte des Everest.



Tafel 1: Einflug über den Grenzkeim zwischen West-Rongbuk-Gletscher (Tibet) und Chakrigletscher (Nepal) mit Kurs nach Südosten, hoch über dem Pumori (P), mit Einblick in die Vorkriegsroute, die vom Nordsattel rechts der Pyramide des Changtse (C) in der tibetischen Nordwestflanke des Everest (E) an dessen Nordgrat hinaufführte, während die Nachkriegsroute über den am Fusse der Westschulter (1) als Rampe hochführenden Khumbu-Firnbruch (2) auf nepalischem Gebiet vordrang.



Tafel 2: Mit Ostkurs über die Wasserscheide zwischen Khumbugletscher und Chukhunggletscher: Blick auf das von Everest (E), Lhotse (L) und Nuptse (unter der Pfeilspitze) gebildete «Hufeisen», durch dessen Kerbe der Khumbugletscher (1) Zutritt zu der Schlüsselstelle der Route, dem Südsattel (2), gibt.



Doppeltafel 3/4: Über dem Chukhung Peak nach Nordosten einbiegend, wird die hohe Gratmauer des Nuptse (Vordergrund) überflogen. Dabinter liegt am Fusse der gewaltigen, fast 3000 m hohen Südwestwand des Everest das Westkar (1), zum Südsattel (2) weisend, über dem sich die Südflanke des Berges zum Südgipfel (S) zuspitzt, um mit der obersten Kante der Südwestwand den Everestgipfel (E) zu erreichen.

Anflug zum Gipfel : Die Vergleichsmöglichkeit zwischen der Westansicht (Tafel 5) und den Vogelschaubildern (Tafeln 6, 7) erhellt die bisher nur aus übersteilten Erdansichten erkennbaren Zusammenhänge der Gipfelregion. Diese Bildergruppe ist vor allem der topographischen Eingliederung des Gipfelgrates zwischen Süd- und Hauptgipfel gewidmet.



Tafel 5 : Überfliegung des Westkars auf etwas über 9700 m, mit Einblick in den Dachbau des Berges : Vom Gipfel des Everest (E) strahlen drei Gräte aus : nach links der Nordgrat, diagonal nach links unten der Westgrat, nach rechts der Südgrat, bis zum Südgipfel (S) als Kante der Südwestwand, alsdann versteilt als Rippe zwischen Südwestwand und Südflanke auslaufend.

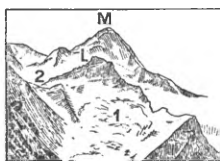


Tafel 6 : Dicht vor dem Gipfelstock. Die Topographie des Gratstückes zwischen Südgipfel (S) und Everestgipfel (E) wird hier geklärt. Siehe dazu auch Tafel 14 als Erd-sicht. Der Gesteinsbunt des Gipfels sitzt auf der Linie der horizontal gereihten Ausbruch-nischen auf den Bänken einer weicheren Schichtgesteinsserie der tibetischen Überschiebungs-decke.



Tafel 7 : Der Augenblick der Gipfelüberfliegung : Tiefblick auf Südgipfel (S) und Everestgipfel (E) ; der Nordgrat enthüllt seine dem Bergsteiger feindliche Struktur. Deutlich sind die gebankten plattigen Stufen der obersten Partien der tibetischen Nordwest-flanke erkennbar, die hier eine dachziegelartige Haut bilden, während ihre in die Südwest-wand und Südflanke auslaufenden Schichtköpfe günstigere Stufung zeigen. Darüber der Gesteinsbunt des Gipfelstockes, in hohen Stufen an die im Gipfel mündenden Gräte auf-steigend. Auf dem eigentlichen Nordgrat bilden diese Aufschwünge die aus der Besteigungs-geschichte bekannte erste und zweite Steilstufe.

Ausflug vor der Lhotseflanke : Diese Bildergruppe (Tafeln 8/9, 10) sei als Trost für alle beigelegt, die glaubten, die Besteigung des Everest deklassiere seine Satelliten, die beiden Achttausender Lhotse und Makalu. Hier liegen grosse Zukunftsaufgaben vor dem stauenden Auge ausgebreitet !



Doppeltafel 8/9 : Tiefblick vom Flugzeug auf Lhotse (L) und Makalu (M). An der zum Westkar abfallenden Lhotseflanke liegt, geologisch wie eine Sackung anzuschauen, der Lhotsegletscher (1). Links davon weist der «Sattelsporn» (Eperon des Genevois) eine direktere Linie zum Südsattel (2). Bei der Überwindung der 1000 m hohen Lhotseflanke bewährte sich der klassische Grundsatz der Routenwahl über den Gletscher mit seinen Gliederungsmöglichkeiten (Zwischenlager) gegenüber dem extremen Direktweg über den Sattelsporn.



Tafel 10 : Flugbild des Lhotse (L) mit dem rechts gestaffelten, 100 m niedrigeren Lhotse II. Tiefblick auf Lhotsegletscher (1) und Südsattel (2). In diesem Bilde erscheint die Lhotseflanke als in ihren seitlichen Begrenzungen schon durchgebrochene Kar-rückwand.

O. G.

AM ZIEL

Von Sir John Hunt

An dem Tage, als in London die Nachricht bekanntgegeben wurde, dass Tenzing und Hillary den Everest bestiegen hatten, gab es in der ganzen Welt viele Menschen, die diesen Triumph als eine rein britische Leistung ansahen. Manche wandten ihre ganze Aufmerksamkeit den beiden Männern zu, die den Gipfel erreicht hatten, und einige wenige missverstanden den Geist des Unternehmens so vollkommen, dass sie versuchten, herauszubekommen, wer von den Zweien als erster seinen Fuss auf den Gipfel gesetzt hätte, um ihn allein als Sieger zu feiern. Aber verständigere Auffassungen setzten sich schliesslich durch: die Tat wurde als das Werk einer ungewöhnlich einträchtigen Mannschaft anerkannt.

Für uns, die wir die Expedition vorbereitet hatten und die wir später am 30. Mai 1953 in Lager IV unser grosses Glück besprachen, schien der Erfolg von einer noch viel breiteren Basis her gewachsen zu sein. Wir sprachen von unseren Landsleuten, die von 1921 bis 1938 wieder und wieder zurückgekehrt waren, viele Misserfolge und auch Verluste erlitten und trotzdem den Kampf nie aufgaben. Wie nahe dem Gipfel waren sie bereits gekommen, schon in den Jahren, als die Ausrüstung noch sehr primitiv war, auf der Nordflanke, die der Gewalt der ständigen Stürme gänzlich ausgesetzt ist! Wir gedachten auch derer, die als erste das Bollwerk der Südseite in Angriff nahmen; sie war bereits 1921 prüfend betrachtet worden, aber damals erschien sie ungangbar. Und wiederum zollten wir unseren eigenen Bergkameraden Bewunderung, von denen einer, Hillary, jetzt mit uns war. Sie hatten die äusseren Verteidigungslinien durchbrochen, den Eisfall, der sogar einen so kühnen Geist wie Mallory abgeschreckt hatte.

Dann wandten sich die Gedanken unseren Schweizer Freunden zu. Sie waren bald nach Shiptons erfolgreicher Kundfahrt angetreten und hatten den Angriff bis zur letzten Bastion vorgetragen – eine höchst bemerkenswerte Leistung, um so mehr, als es ihre erste Bekanntschaft mit dem Everest war. Wir trafen fast bei jedem Schritt auf ihre Spuren: Markierungsfähnchen steckten an den unwahrscheinlichsten Stellen, auf Eistürmen oder in riesigen Schründen, als wollten sie uns auffordern, einem Weg zu folgen, der inzwischen vollkommen ungangbar geworden war – Stapel von Nahrungsmitteln und zerfetzte Zelte im Westbecken, andere Zeltreste unter dem Eis der Lhotseterrassen und nahe dabei wertvolle

Sauerstoffflaschen – der unvergessliche Eindruck ihres Lagers VIII auf dem Südsattel mit den noch immer aufrecht stehenden Zeltstangen, Skelette früherer Behausungen, Konservenbüchsen, Sauerstoffrefle, ein verblichenes Bergseil. Und dann das letzte Zelt in einer Höhe von rund 8300 m auf dem Südostgrat, wieder leeres Gestänge, eine Erinnerung an die unvergessliche Nacht, die Lambert und Tenzing hier vor einem Jahre ohne Schlafsäcke verbracht hatten, ein Anblick, der sich mir tief eingepägt hat.

Wir waren uns wohl bewusst, wie nahe wir unseren Schweizer Freunden standen, von dem Tage an – es war der 25. Januar 1953 –, als Evans und ich sie in Zürich besuchten, um von den Erfahrungen der Herbstexpedition zu hören, die gerade von dem ersten Versuch, den Berg so spät zu besteigen, zurückgekehrt war. Wir sind überzeugt, dass auch sie ihrerseits sich bewusst waren, wieviel sie den Erfahrungen von Shiptons Kundfahrt 1951 zu verdanken hatten und überhaupt all dem Wissen, das sich im Verlaufe unserer Everest-Expeditionen angesammelt hat.

Wenn ich auf die erste Everestbesteigung im Jahre 1953 zurückblicke, sehe ich mit immer grösserer Klarheit, welch bedeutendes Ereignis sie in der Geschichte menschlichen Schaffens war und bleiben wird. Es war ein Erfolg nicht nur für zwei Bergsteiger, auch nicht bloss für unsere Expedition und nicht einmal für die vereinigten Kräfte sämtlicher elf Expeditionen in 32 Jahren zähen Ringens. Ermöglicht wurde dieser Erfolg auch durch die Sherpas, welche diesen Expeditionen dienten – treue, harte und fröhliche kleine Männer, welche die Lasten in grosse Höhen trugen und dabei ihre bergsteigerische Technik derart verbesserten, dass einem von ihnen ein Platz in der Bergsteigermannschaft wohl zustand. Nachdem Tenzing als Seilgefährte von Lambert 1952 bis fast 300 m unterhalb der Spitze gelangt war, erreichte er mit Hillary 1953 den Gipfel, ein Symbol für den Anteil der Sherpas an dem jahrzehntelangen Kampf.

Und es war der Erfolg für einen noch grösseren Kreis: all die vielen, die an Ausrüstung, Proviant und dergleichen gearbeitet hatten, andere, die mit Geld und mit administrativen Massnahmen mitgeholfen hatten. Ich glaube auch, dass die Besteigung des Everest in einem kaum zu ermessenden Grade durch Tausende von Menschen auf der ganzen Welt beeinflusst wurde. Auch wenn sie ihr Heim nie verliessen, waren sie doch bei jedem Versuch im Geiste mit dabei, hoffend und betend und auf den Erfolg wartend.

Fast möchte ich eine Moral in dieser Geschichte erblicken. Wenn es den geduldigen und zähen Bemühungen einiger weniger Männer mit vereinten Kräften und mit der Unterstützung von vielen anderen schliesslich gelang, ein Ideal wie die Besteigung des Everest zu verwirklichen – wäre es nicht ebenso möglich, auch andere Probleme zu lösen, die zwar nicht so erhaben sind, aber noch dringlicher in den Wirren unserer Zeit?

EVEREST 1953

Von Wilfrid Noyce

Ich werde den Leser nicht lange in den Ebenen und Vorbergen aufhalten. Auch fehlt der Raum zum Beschreiben der vorhergehenden acht britischen und zwei schweizerischen Unternehmungen, obgleich diese mit uns die grössere Mannschaft bildeten, die den Everest bezwang. Doch sei einiges über die Vorbereitungen gesagt und über die Ankunft des britischen Heerbannes in Kathmandu.

Der Aufbau der für 1953 geplanten britischen Everest-Expedition vollzog sich mit grosser Schnelligkeit. Wer immer eine Himalayafahrt unternahm, würdigt die Schwierigkeiten, die John Hunt zu bewältigen hatte. Am 10. Dezember bestellte er die Ausrüstung, die am 12. Februar verladefertig sein musste. Die Hauptarbeit leisteten der Leiter und Charles Wylie. Dieser war seit dem September der Schriftführer des Unternehmens. Jedoch fiel jedem Teilnehmer irgendeine Aufgabe zu. George Band, ein Geologiestudent, versah Wetterdienst und Funk. Ausserdem half er Griffith Pugh bei der Verpflegung. Der Wissenschaftler Tom Bourdillon betreute das Sauerstoffgerät im Felde, während der Gehirnochirurg Charles Evans die umfangreiche Packerei und die Bergvorräte überwachte. Stuart Bain vom Hause Lusk schrieb die Liste des Gepäcks, das 7500 kg wog und aus 500 Stücken in mannigfacher Form bestand. Edmund Hillary und George Lowe konnten sich als Neuseeländer nicht an den Vorarbeiten beteiligen. Aber auf dem Berge kümmernte sich Hillary um das Kochgerät, und Lowe unterstützte Tom Stobart bei den Filmaufnahmen. Der Reisefachmann Gregory hatte nebst der Beförderung von Mensch und Last den Postdienst unter sich und machte ausserdem Stehbildaufnahmen. Mir oblag das Berggrüstzeug. Auch half ich Evans beim Gepäck und betätigte mich als Flickschuster, wozu ein dreitägiger Unterricht in London anscheinend als Befähigungsnachweis galt. Unser Arzt, Michael Ward, war zugleich einer der Bergsteiger. Michael Westmacott war Pionier gewesen und besorgte demgemäss den Brückenbau nebst Werkzeug und Gezelt. Charles Wylie, daheim der Schriftführer, verwandelte sich in den Leiter des Beförderungswesens. Als Gurkhaoffizier sprach er fliessend Nepali. Einige andere Teilnehmer sprachen taugliches Hindi, das von den meisten Sherpas verstanden wurde.

Ausser diesen Bergsteigern hatten wir den Filmdreher Tom Stobart sowie den Physiologen Griffith Pugh, der vom Kriege her in der Bergausrüstung Bescheid

wusste. Als ausserordentlich wertvoll erwiesen sich seine Ratschläge, winddichten Stoff und andere Dinge betreffend.

Die aufregenden Monate der Vorbereitung gipfelten in der Abreise der Hauptmacht am 12. Februar mit dem Dampfer «Stratheden» aus dem Londoner Hafenbecken von Tilbury. Evans und Gregory flogen als Vorhut. John Hunt musste wegen einer kleinen Stirnhöhlenoperation vorläufig zurückbleiben und flog daher später mit Bourdillon nach. Hillary begab sich auf dem Luftweg nach Kathmandu, und George Lowe stiess in Bombay zur Hauptmacht. Einige von uns mussten die üble Plackerei einer Reise quer durch Indien auf sich nehmen. Das Gepäck wurde dreimal auf Bahnen verschiedener Spurweite umgeladen, ehe es zum Endbahnhof Amlekhganj gelangte, der 40 km innerhalb Nepals Grenze liegt. Durch Wachsamkeit, gepaart mit Glück, kamen wir ohne Verluste ans Ziel. Von Bhimphedi ab halfen uns die indischen Pioniere unter Oberst Grant aufopfernd beim Verladen auf die Seilbahn. Diese Seilbahn wird in etwa einem Jahr durch die neue Strasse ersetzt werden, die von der indischen Heeresverwaltung gebaut wird. Vorläufig bildet sie den einzigen Zugang, wenn man vom Flugzeug absieht. Michael Westmacott und ich verfolgten ängstlich, wie die Lasten aus dem Lagerhaus in die Dunkelheit entschwebten. Die Abfertigung dauerte am 8. März von 1 Uhr bis 6 Uhr früh. Wir bewältigten die 30 km zu Fuss. Es war eine wunderschöne Wanderung über zwei 1800 m hohe Grate und durch das tiefe Zwischental. Vom Hintergrunde brauner Lehmhäuser hoben sich die rötlichen Mandelblüten ab. Beim Abstieg ins erste Tal sahen wir die Lasten 600 m hoch über unsere Köpfe hinweggleiten. Es kam mir dabei in den Sinn, dass das Herunterkrachen einer Kiste mit Gipfelschuhwerk das Schicksal des Unternehmens vielleicht vorzeitig besiegeln würde. Vom Kamm blickten wir über das Nepaler Tal. Zu unsern Füssen lag Thankot, 10 km vor Kathmandu.

Der Anmarsch

Am 8. März versammelten wir uns unterm Dach der britischen Botschaft. Inzwischen hatte Tenzing eine Gruppe von Sherpas aus Darjiling herbeigeschafft. Andere kamen uns aus Namche Bazar entgegen, aus der Heimat der Sherpas. Wir brauchten zwanzig oder mehr Hochträger. Vierzehn wurden von Annulu in Namche Bazar angeworben. Sie sollten nur im Eisbruch arbeiten.

Der 9. März war ein geschäftiger Tag in Bhadgaon, 10 km von Kathmandu, wo uns die nepalische Heeresverwaltung den Übungsplatz zur Verfügung stellte. Hier halfen die Sherpas beim Sichten des Gepäcks. Tenzings Ruf war uns natürlich bekannt, vor allem auch seine Tätigkeit bei den Schweizern. Es hiess, dass er krank sei. Aber sein freundliches Grinsen bewies, dass er nichts von seiner Begeisterung verloren hatte. Andere hervorragende Männer waren die Brüder

Annulu und Da Tensing (II), die sich im vorhergehenden Jahr auf der Fahrt zum Cho Oyu glänzend bewährt hatten. Dann war noch Da Namgyal (II) mit dem schmalen Gesicht und schüchternen Lächeln, vom Everest her als tüchtig bekannt. Ang Temba (III) war ein kleiner zäher Gorilla, Pemba breit und dienstfreudig. Zwei der Jüngsten erreichten den Südsattel, nämlich der siebzehnjährige Gombu (Nawang) und der sechzehnjährige Ang Tsering. Drei der Besten, Ang Nyima, Dawa Thondup und Ang Norbu, trafen wir erst später.

Diese Leute durften auf dem Anmarsch nichts oder nur sehr wenig tragen, weil sie ihre Kräfte für den Berg sparen sollten. Auf dieser langen Strecke brauchten wir ein riesiges Aufgebot örtlicher Träger. 350 Mann schleppten die Lasten, zu denen auch ein Teil des Sauerstoffs gehörte. Die Hauptmenge des Sauerstoffs war indes nicht rechtzeitig fertig geworden und wurde daher später vom Gurkhamajor J. O. M. Roberts mit Flugzeug nachgeschoben.

Die Strassenträger versammelten sich am 9. März in Bhadgaon. Unter ihnen befanden sich Sherpafrauen, die ihren Mann oder Liebsten begleiteten. Diese Frauen trugen die hübschen bunten Schürzen des Landes. Sie schleppten ebenso viel wie die Männer, oft sogar mehr, und waren nie betrunken oder streitsüchtig. Manchmal spielten wir mit dem Gedanken einer vollkommen weiblichen Trägerschaft.

John Hunt teilte die ungefüge Masse in zwei Abteilungen und legte einen Tag Abstand dazwischen. Die erste bestand aus 150 Trägern, den meisten Bergsteigern und den Sherpas. Die zweite wurde von Charles Wylie geführt, unterstützt von Ward und Pugh. Es waren 200 Träger und fünf Gurkha-Unteroffiziere. Da im April noch Roberts mit 2250 kg Sauerstoff zu erwarten war, beschafften wir Arbeit für einen nicht unbeträchtlichen Teil der Bevölkerung von Nepal.

Am 10. März, um 11 Uhr, ging der erste Trupp los. John Hunt blieb zunächst bei der zweiten Abteilung und holte am zweiten Tag durch doppelte Marschleistung auf. Von guten Wünschen begleitet, strömten wir durch Bhadgaon. Dieser Ort legt ein gutes Zeugnis für die Kultur der Newars ab. Nachmittags erreichten wir Banepa, 10 km weiter, und schlugen zum ersten Male die Zelte auf.

Auf einer Karte zeigte uns Tenzing die Wegeinteilung der Schweizer, an die wir uns ziemlich genau hielten. Das bedeutete siebzehn Tage bis Thyangboche: erst östlich quer zum Strich des Landes, das heisst über die südwärts laufenden Flüsse, dann nordwärts zum Dudh Kosi, der die Gletscher des Everest, Gyachung Kang und Cho Oyu entwässert. In Namche Bazar waren wir am 25. März fällig. Die Strecken durften nicht zu lang sein, weil die Lasten durchschnittlich 30 kg wogen. Für die Bergsteiger ergab sich demnach ein gemütliches Wandern. Wir legten die Rastplätze wo immer möglich in die Nähe eines Dorfes, so dass die Träger notfalls in Häusern Schutz fanden; aber nicht zu nahe wegen der im Süden des Landes so häufigen Krankheiten.



Nach Unterlagen der RGS ungezeichnet, ergänzt und teilweise neu kotiert. Pt. 5940 N. Ama Dablam wird von den Einheimischen Ambu Gyabjen genannt; der Cholatse trägt auch den Namen Arkanje.

Von der Seuchengefahr abgesehen, ist der Weg durch Nepal sehr viel angenehmer als der von den alten Bahnbrechern eingeschlagene Weg über die tibetischen Hochwüsten. Anstatt mit Kältegraden unter Null und staubigen Hustenwinden zu kämpfen, konnten wir jetzt im Freien übernachten und vor dem Frühstück in Flüssen baden. Deshalb kamen wir gesund und leistungsfähig im Standlager an. Wir sollten unsere Kräfte planmässig steigern, wofür eine Angewöhnungsfrist bis Ende März/Anfang April bestimmt war.

Ohne Hast nahm alles seinen geregelten Gang. Mit einer Grundlage von Tee mit Zwieback brachen wir um 6 Uhr auf. Der die Urdu-Verkehrssprache beherrschende und mathematisch geschulte Michael Westmacott überwachte die Träger der ersten Abteilung. Zusammen mit Hakoman Singh, dem Trägerobmann, brachte er die Faulenzer auf die Beine und rüffelte diejenigen unter ihnen, die am Vorabend zu viel Landesbier (*Tschang*) getrunken hatten. Wir schlenderten zwei oder drei Stunden, wobei die Film- und Photoleute zumeist die Nachhut bildeten. Hatten wir Glück, so stiessen wir zur rechten Zeit auf ein Gewässer, das zum Bade lud. Thondup, der Sherpakoch, bereitete inzwischen ein währschaftes Frühstück aus Haferbrei, Speck, Eiern und Zwieback oder Weizenfladen. Thondup war ein grosser, gutgewachsener Kerl mit einem Goldzähne fletschenden Lächeln und bemerkenswertem Organisationstalent. Er trug ein grünes Nylonhemd mit dazupassender Hose. Leute, die am Cho Oyu dabei gewesen waren, errieten eine verlorene Schlafsackdecke als die Mutter dieser Kleidungsstücke. Nun, er war ein vortrefflicher Koch und treubesorgter Nährvater.

Die Frühstückspause dauerte etwa zwei Stunden, während der die Träger ihr eigenes Essen zubereiteten. Dann kam der heisseste Teil des Tages. Da wir uns mit dem Sauerstoffgerät abfinden mussten, beschlossen wir, die Masken täglich eine Zeitlang zu tragen. Die tugendhaftesten unter uns legten ihre Maske gleich nach dem Frühstück an und dampften das nächste steile Wegstück hinauf. In Schweiss gebadet erklärten sie dann, es sei weniger schlimm gewesen als das letztmal. Zumeist erreichten wir das Lager am frühen Nachmittag. Wer wollte, der legte sich nach dem Tee hin, was so oft und so gern getan wurde, dass wir es die Evereststellung nannten. Oder man ging mit Hunt und Westmacott auf die Schmetterlingsjagd. Westmacott erbeutete an die vierzig verschiedene Arten. George Band verfolgte Käfer. Weniger belustigend war Westmacotts Aufgabe, sich um die zwischendurch hereintröpfelnden Trägerlasten zu kümmern. Um 18.30 Uhr Abendessen, Plauderei beim Kaffee und dann zu Bett unter den Sternen.

Die Mahlzeiten bestanden aus «Compo»-Packungen des Heeres, die täglich ein Fleischgericht enthielten. Von den Erzeugnissen des Landes durften wir nur geniessen, was gekocht werden konnte, vor allem also Kartoffeln, Reis und Eier. Somit lebten wir sehr gut, ohne uns den Gefahren der einheimischen Kost auszusetzen.

Von Banepa wanderten wir nach Dolalghat (750 m) am breiten Fluss Sun Kosi. Ich beschränke mich auf abgerundete Höhenzahlen. Der lange Anstieg des nächsten Tages nach Chyaubas (2000 m) brachte frische Luft. Dann weiter über die Grate nach Risingo (1800 m), wo wir im Hof des kleinen Tempels übernachteten. Hier überfiel ein schweres Hagelwetter mit nachfolgendem Regen die erste Abteilung, während die zweite es auf den freien Hängen von Chyaubas erdulden musste. Das war die einzige Nacht, während der wir nicht im Freien liegen konnten.

Tags darauf stiegen wir zu einem Nebenfluss ab und kletterten durch ein langes, waldiges Tal auf den Rücken von Manga Deorali (2350 m). Ganz nahe erschienen hier die erstaunlichen Wände der Gaurisankargruppe mit dem Menlungtse (7181 m). Es ging dann 1200 m abwärts und dann wieder hinauf nach Kirantichap (1350 m). An diesem Nachmittag, dem 15. März, lag ich mit Hunt auf einer Kanzel über dem Bhota Kosi, wo wir den ersten Bericht in die Heimat verfassten. Gregory, unser Postmeister, richtete einen Botendienst zwischen uns und Kathmandu ein. Der Läufer brauchte durchschnittlich neun Tage bis zum Standlager am Everest. Gegen hohe Belohnung bewältigte einer der Läufer die Strecke in sechs Tagen. Von hier weiter nach Yaksa (1960 m), das in einem weiten Hügelbecken liegt. Von einem hohen Grat Kaileswar (2450 m) des folgenden Tages glaubten wir den Everestgipfel über die Berge winken zu sehen. Hinunter nach Those (1860 m), wo man Eisen schürft und Ketten für die Brücken schmiedet. Those liegt am Khimti Khola, einem Nebenfluss des Bhota Kosi. Aus diesem Tal mussten wir zum Chyangma La (2700 m) emporsteigen und dann wieder hinunter nach Chyangma (2200 m), dem ersten Dorf im Sherpaland.

Von Chyangma sah man den Pass Lamjura Bhanjyang (3450 m) im Westen. Doch musste man vorher in Setah (2450 m) übernachten. Über den Pass gelangten wir zu dem reizenden Dorf Junbesi (2700 m), wo grosse Messer (Kukris) gemacht werden. Am folgenden Tag weiter nach Taksindhu (Lager 2900 m) auf dem nächsten Grat. Jetzt ging es hinunter zum Dudh Kosi und ihm entlang die letzten drei Tagesmärsche bis Namche. Zu dieser Jahreszeit führte der Fluss merkwürdig wenig Wasser, wenn man an sein gewaltiges Entwässerungsgebiet denkt. Als wir im Juni zurückkamen, war er mächtig angeschwollen. Da es keine Brücke gab, mussten wir den Umweg über die hohen Grate des rechten Ufers machen.

Jetzt, auf dem Hinweg, vermieden wir das ungesunde Namche und lagerten auf einem Sattel in der Nähe. Am 26. März stieg die erste Gruppe zum Dudh Kosi hinunter und trabte den schiefen Pfad in der gegenüberliegenden Flanke zum Kloster Thyangboche hinauf (Kloster 3780 m). Auf den Wiesen hinter dem Kloster, inmitten von Wacholder-, Birken- und Kiefernwäldern, errichteten wir am folgenden Tag das erste Standlager. Nach Ankunft der zweiten Gruppe wurden die Träger abgelohnt, die Sachen ausgepackt und die Kleider für uns und die

Sherpas ausgewählt. Da viele Steigeisen schlecht passten, bestellten wir den Schmied aus Namche. In den Arbeitspausen wurden wir im Kloster gastlich bewirtet, sowohl mit Tee wie mit Geschichten vom abscheulichen Schneemann. Während des Winters soll sich dieser geheimnisvolle Herr in den Wäldern der Umgebung umhertreiben. Der stellvertretende Abt beschrieb seine Bewegungen und ahmte sie sogar nach.

Die Anpassungszeit

Für den Everest war es natürlich noch viel zu früh. Der Wind raste in den Bergen und trieb wirbelnde Schneewolken über die mächtigen Flanken von Lhotse und Nuptse. Wir waren aber absichtlich so früh gekommen. Für viele Bergsteiger, die Sherpas inbegriffen, gilt ein Bergkrankheitsgürtel, der in manchen Fällen schon zwischen 4600 und 5200 m liegt. Da kämpft man dann einige Zeit mit Kopfweh, Erbrechen und Mangel an Esslust. Sobald sich der Körper aber eingelebt hat, kann man fast mit der in den Alpen gewohnten Schnelligkeit bis 6100 m steigen und oft noch höher. Im Gebirge südlich und westlich vom Everest hofften wir im Laufe von drei Wochen so leistungsfähig zu werden, dass wir den Aufgaben vom hohen Standlager aus völlig gewachsen waren. Ausserdem machten sich die Bergsteiger und die Sherpas mit dem Sauerstoffgerät vertraut und lernten sich gegenseitig gründlich kennen. Auch gedachten wir das für die Gipfelstrecken bestimmte Höhenfutter zu versuchen.

In Thyangboche gab es somit viel zu tun. Wir bildeten Gruppen von je vier Bergsteigern mit sechs Sherpas, zu denen während der ersten zwei Tage noch zusätzliche Träger kamen. Es musste allerlei verteilt werden: Wegzehrung, Schne Brillen, Eispickel, Brandsalbe, Kleider, Stiefel und was man sonst noch brauchte.

Auf den Wiesen prunkten gelbe, rotgelbe und rote Zelte. Bourdillon packte den Sauerstoff aus und fand zu seinem Schrecken, dass einige Stahlflaschen leckten. Waren viele der mit Roberts zu erwartenden ebenfalls undicht, so drohten tief einschneidende Planverschiebungen. Ein Läufer wurde zur indischen Funkstelle in Namche geschickt. Roberts war gerade im Begriff aufzubrechen, als er die Nachricht erhielt. Gewissenhaft öffnete er jede Kiste und stellte fest, dass alles in bester Ordnung war.

Die erste Gruppe aus Evans, Band, Westmacott und Bourdillon setzte sich in der Frühe des 29. März in Bewegung. Wir teilten die Zeit in zwei Abschnitte. Am Ende des ersten, das heisst am 6. April, wollten wir uns in Thyangboche versammeln, umordnen und dann wieder losgehen. Evans und Bourdillon waren die Fachleute für das Sauerstoffgerät mit geschlossenem Umlauf (GU-Gerät). Dieses wollten sie erstmalig in der Gegend südlich des Ama Dablam (6800 m) erproben. Die kühne Schneide dieses Berges beherrschte unser Lager im Nordosten. Das

von Bourdillon vorgeschlagene GU-Gerät war einstweilen noch ein Versuch. Das Gerät mit offenem Umlauf (OU-Gerät) ähnelt dem schon früher am Everest benutzten. Kurz gesagt arbeitet es so: Der Bergsteiger atmet ein Gemisch aus Luft und Sauerstoff ein. Was er ausatmet, entweicht durch eine Schleuse und ist verloren. Beim GU-Gerät streicht die ausgeatmete Luft durch einen Behälter mit Natronkalk, wo sie zum Wiedereinatmen gereinigt wird. Bewährt sich das Verfahren, so atmet der Bergsteiger reineren Sauerstoff ein, was seine Leistungsfähigkeit steigern sollte. Das Gerät ist jedoch schwerer und empfindlicher; und bisher wusste man noch nicht, wie es sich auf grossen Höhen bewähren würde.

Die Gruppe unter Evans strebte einem Tale zu, das sich laut Karte südlich vom Ama Dablam zu verstecken schien. Es erwies sich indes als nicht vorhanden. Von der Höhe eines südlichen Ausläufers (5200 m) des Berges sahen sie aber die drei Hochpässe über die Kangtega-Ama-Dablam-Wasserscheide ins Hongubecken. Deren nördlichster war 1951 von Shipton und Hillary überschritten worden. Sie beschlossen, den südlichsten anzugehen, den sie nach dem Ausgangsdorf Mera La benannten. Sie verweilten einige Zeit auf dem Südwestsporn des Ama Dablam, wo sie den Sauerstoff erprobten. Bourdillon besuchte einen 5800 m hohen Gipfel. Am 2. April erstiegen Evans, Band und Westmacott den Mera La über einen steilen Eishang. Sie schätzten die Höhe auf 5950 m. Es ergab sich ein schöner Blick ins Hongubecken (von hier aus leicht erreichbar) und auf den Makalu (8470 m). Evans hatte einen Theodoliten bei sich und bestimmte Punkte für eine Karte, die er ausarbeitete, als er im Juni zurückblieb.

Hunts Gruppe, bestehend aus Lowe, Gregory, Tenzing und einigen Sherpas, erforschte das Gebiet von Chukhung und das Gewirr kleinerer Gipfel unmittelbar südlich der gewaltigen Nuptsewand. Sie stellten befriedigt fest, dass sie mit Sauerstoff in der Höhe von 5800 m nahezu 600 m stündlich zurücklegen konnten. Ihre reizvollste Kletterei ging über den nördlichen Eisgrat des Chukhung Peak, der 5920 m hoch ist, mit einem wundervollen Blick auf die weissen Granitabstürze des Nuptse grade gegenüber.

Wie übrigens alle Teilnehmer, erfuhr diese Gruppe, dass erfolgreiche Höhenanpassung den Hunger erfreulich steigert. Versuchsweise gab es für jeden Mann, die Sherpas eingeschlossen, einen Zweitagevorrat der Hochgipfelnahrung. Sie bestand aus 400 g Zucker, einigen Erdnüssen, Pemmikansuppe, Trockenmilch, Käse, Schokolade oder Obststangen, Tee, Kaffee oder Kakao, Pudding, alles luftleer gepackt. In den tieferen Lagen von 5500 bis 6100 m kam uns diese Zuteilung viel zu knapp vor.

Die dritte Gruppe aus Wylie, Ward und mir brach am 30. März auf. Hillary, der dazugehörte, folgte zwei Tage später, weil er an Halsentzündung litt. Wir gingen im unerforschten Tal des Chola Khola aufwärts. Dieser Fluss zweigt nördlich von Phalong Karpo ab, das auf dem Wege zum Everest liegt. Den Talschluss

umringt ein Halbkreis von Gipfeln. Wir erstiegen den Pointed Peak (5850 m) und erkannten den Pass, den Bourdillon und Ward 1951 von der andern Seite her erreicht hatten. Hillary fand uns im Lager auf dem Pass neben dem Pointed Peak. Von da querten wir ins unbetretene Chugimatal mit der Absicht auf den schönen Eisgipfel Kangcho (6190 m), der im Talschluss liegt und dessen Nordflanke zum Guanaragletscher abstürzt. Wir bestiegen ihn über den Eisgrat vom Pass zwischen ihm und einem böartigen Nachbarn zur Rechten. Es ergab sich unterhaltsame Arbeit in merkwürdigem Bienenwabeneis, das sich auf ziemlich steilen Hängen ohne viel Stufenschlagen überwinden liess. Zwei Sherpas kamen mit auf den Gipfel. Evans, der sich nachher noch länger im Lande aufhielt, erstieg den Pointed Peak und den Kangcho und genoss von ihnen den überwältigenden Anblick des Everest. Wir kehrten durchs Tal des Chugima zurück und landeten am 6. April in Thyangboche. Dergestalt umgingen wir zwei trotzige Berge, den Taweche (6520 m) und seinen Nachbarn, den die Einheimischen Arkanje nennen (6447 m). Die Gruppen durften sich glücklich preisen, weil es in dieser Gegend schwerfällt, ersteigbare Gipfel zu finden. Die Gefolgschaft des Everest bäumt sich zu Ehrfurcht gebietenden Wänden auf, was die Namen Kangtega, Ama Dablam und Arkanje zu Sinnwörtern der Unersteigbarkeit macht. Nur das zähe Himalayaeis haftet an ihren Klippen.

In Thyangboche gab es wieder viel zu tun. Evans, Gregory, Wylie und Tenzing sollten im zweiten Zeitabschnitt nach Thyangboche kommen, um den von Roberts mitgebrachten Sauerstoff vorzuschieben. Auch sollten sie die «Tiefensherpas» mitnehmen, die nie höher als im Eisbruch arbeiten durften. Hunt, Bourdillon, Ward und ich gedachten das Imjyabecken zu erkunden, über einen Pass oberhalb von Chukhung zur dritten Gruppe zu stossen und sie dann im Eisbruch abzulösen. Diese dritte Gruppe, bestehend aus Hillary, Lowe, Band und Westmacott, war dazu ausersehen, den Eisbruch als erste anzupacken. Voraussichtlich hatten sie bis zum 17. April einen Durchstieg gefunden. Danach musste der Weg gesichert und das Gepäck durchgeschleust werden.

Mithin fehlte es nicht an Arbeit. Da ausser der Gruppe unter Evans niemand wieder nach Thyangboche kam, mussten wir die Vorräte ordnen. Jeder hatte seine Aufgabe. Evans malte Merkzeichen auf die Lasten. Band verteilte die Essvorräte. Bourdillon widmete sich dem Sauerstoffgerät. Westmacott übte das Aufbauen der Brücke aus Duralumin. Ich widmete mich vordringlich dem Ausbessern und Anpassen der Steigeisen, den Stiefeln mit geborstenen Zehenkappen und dem Einteilen der Sherpanahrung. Hunt war stark mit dem Planen und dem Geld beschäftigt. Zwölf Trägerlasten Münze plagten ihn sehr, zumal die Ausgaben furchterregend anschwellen und ihm grosse Sorge machten.

Am 9. April marschierten wir allesamt ab. Zu Hillarys Abteilung gehörten Stobart, Pugh, die Sherpas und 39 Träger. Wir trennten uns bei der Flussgabel

unterhalb von Pheriche, von wo aus der grössere Tross links zum Khumbutal abzweigte. Das bisher so schöne Wetter wurde schlecht.

In dieser Nacht fielen 10 cm Schnee, und man fürchtete für die Träger, die keine Schne Brillen hatten. Aus schwarzer Litze und dem Zelluloid zerschnittener Augenschirme wurde aber ein guter Ersatz gebastelt. Doch mussten die Leute im Seelager frieren. Dieses Lager an einem Moränensee war das letzte vor dem Standlager. Einige der Träger übernachteten im Freien, andere quetschten sich in ein paar Zelte, die man für sie auftreiben konnte. Die vielen Frauen erwiesen sich als ebenso abgehärtet wie die Männer. Am 12. April wand sich die Gruppe durch die traumwildern Eiszacken des Khumbugletschers und baute das grosse Standlager kurz vor dem Eisbruch auf, wo auch die Schweizer gewohnt hatten.

Die beiden Gruppen von John Hunt und Evans lagerten beim langen Dorf Dingboche am Ufer des Imjya. Evans und Wylie unterrichteten vom 10. April an die Gipfelsherpas im Gebrauch des OU-Sauerstoffgeräts. Die Sherpas ergötzten sich an dieser Neuigkeit und lobten die gute Wirkung. Die meisten sagten, es käme ihnen vor, als gingen sie eben anstatt bergan. Ang Temba meldete jedoch das Gefühl des Abwärtsgehens! Die Gruppe Evans drang dann ins weite Imjya-becken vor und erstieg dort einen sehr anziehenden Gipfel. Shipton und Genossen hatten ihn im Vorjahr auf dem Wege zur Barunslucht gesehen und «Island Peak» getauft. Er ist 6185 m hoch. Dann gingen sie nach Thyangboche zurück, um Roberts zu empfangen und die restlichen Lasten fürs Standlager zu holen.

Hunt, Bourdillon, Ward und ich zweigten südsüdöstlich längs dem linken Ufer des Imjyagletschers ab. Wir erkundeten die Wasserscheide über dem Hongu. Auf dem Gletscher trugen Ward und ich fünf Stunden lang ein OU-Gerät ohne nennenswerte Beschwerden. Hunt und Bourdillon mit GU-Gerät erkletterten einen felsigen Nebenmann des Ama Dablam, den die Einheimischen Ambu Gyabjen nennen. Ward und ich wiederholten den Anstieg am nächsten Tag mit GU-Gerät. Wir litten unter der Hitze, wurden aber durch die vielleicht herrlichste Aussicht der Reise belohnt (ca. 5940 m). Anscheinend kamen wir hier dem abscheulichen Schneemann sehr nahe; denn von den Zelten aus hörten wir schrilles Pfeifen unten im Tal. Die Sherpas schworen, dass es der Yeti sei. Leider bekamen wir ihn nicht zu sehen.

Wir stiegen nach Chukhung ab, eine halbe Stunde jenseits von Dingboche, und warben dort Träger an. Merkwürdig, wie schnell ein Mann, der eben noch mit dem Säugling auf der Mauer hockte, seine häuslichen Angelegenheiten ordnen und auf unbestimmte Zeit verreisen kann. Von schwerer Last befreit strebten wir zum Pass, der die Becken von Imjya und Khumbu verbindet. Er war uns schon lange als der Yakpass vertraut, den die Hirten für den Auftrieb zu den Weidegründen benutzen. Wir betraten ihn am zweiten Tag und wollten von ihm aus einen 6100 m hohen Schneeberg besteigen, den die Leute Pokalde nannten. John

Hunt wurde indes von Atembeschwerden geplagt, die den Beginn einer Rippenfellentzündung ankündigten, so dass er nach Khumbu hinunterwandern musste. Bourdillon, Ward und ich bezwangen den schön geschwungenen Firngrat, den hie und da faules Gestein unterbrach.

Am 15. April gelangten wir ins ehemaliger Schweizer Hauptlager am Westufer des Khumbu, jetzt auch unser Standlager (5050 m). Am folgenden Tag sah man uns in den langen, mit Geröll gefüllten Trögen zwischen Eisfeilern; und wir erfuhren, was inzwischen im Eisbruch vor sich gegangen war.

Im Eisbruch

Über den Eisbruch besaßen wir unschätzbare Auskünfte von den beiden schweizerischen Unternehmungen und von Eric Shipton, der ihn mit seinen Gefährten im Jahr 1951 zum ersten Male betreten hatte. Ward, Bourdillon und Hillary begleiteten Shipton damals. Eine beinahe schreckenerregende Aufgabe stand uns bevor, wie man schon vom Lager aus sehen konnte und noch besser vom Pumorigrat gegenüber. Einige von uns begingen ihn bis zur Höhe von 5850 m, von wo sich ein guter Einblick in alle Teile des Eisbruches bietet. Dieses Zackengetümmel eines gefrorenen Sturzbaches musste überwunden werden, um ins Firnbecken des Westkars zu gelangen, aus dem der Südanstieg zum Everest emporführt. Auf beiden Seiten wird man von den Hängegletschern bedroht, die an der Westschulter des Everest und den Wänden des Nuptse kleben.

Vom Pumori (7135 m) aus offenbaren sich die vielen kitzligen Punkte der Eisbruchlösung. Zunächst: Wo geht überhaupt ein Weg? In den Alpen wählt der gewiegte Kenner fast immer eine Rinne am Ufer. Das ist hier ausgeschlossen wegen des Lawinenbeschusses aus beiden Flanken. Somit bleibt einem nichts anderes übrig, als ein gewundener Pfad durch das sich träge herabwälvende Eisblock. Dieser Irrgarten reicht vom Standlager (etwa 5450 m) bis zum oberen Rand des Bruches (6160 m), dem Ort des Lagers III. In der Mitte musste man das Lager II einrichten. Vom Pumori aus sieht man in etwas mehr als halber Höhe eine Firnstufe, wo der Gletscher seinen Bewegungszustand ändert. Er wird weniger steil, und die Zahl der Eistürme vermindert sich. Die Gassen weiten sich, und die allgemeine Neigung nimmt ab. Das macht das Wegfinden aber keineswegs bequemer. Hat man endlich einen Durchstieg ermittelt, so muss er für beladene Träger gesichert werden. Durch diesen gewundenen Schlauch heisst es dann 3000 kg gemischte Ware befördern, die schweren Sauerstoffflaschen inbegriffen. Gegen Mitte Mai konnten wir hoffentlich im Lager IV ohne laufende Zufuhren leben. Dieses Lager IV musste etwas mehr als halbwegs durchs Becken zur Lhotsewand aufgebaut werden und als vorgeschobenes Standlager dienen. Oberhalb von ihm folgte die Lhotsewand als die nächste zu knackende Nuss.

Hillary meinte, die Sache sei seit seinem ersten Besuch verwickelter geworden. Damals eröffnete man das Standlager am 12. April und hoffte das Lager II am 13. beziehen zu können. Es vergingen aber einige Tage mit Stufenschlagen und Geländersicherungen, ehe sich Hillary, Band und Lowe am 16. April in Lager II festsetzten (5900 m). Dieser schwer errungene Platz dünkte sie anfänglich erhaben und geheimnisvoll. Er war aber brühwarm und entwickelte sich im lebhaften Durchgangsverkehr zu einer Art schlampigen und muffigen Fremdenheims. Zu dieser Unbeliebtheit gesellte sich die ewige Unruhe des Gletschers. Klüfte taten sich auf; nachts knackte und krachte es überall; Eiszacken neigten sich sturzbereit. Schliesslich gab man diesen Zwischenhalt auf; und die Sherpas besorgten den Gang nach Lager III in einem Tag.

Im unteren Teil bestanden die Schwierigkeiten vornehmlich im Stufenschlagen an steilen Eiskanten. Zur Terrasse des Lagers II führte eine lange Rinne links, die jedesmal wieder anders aussah, wenn man sie durchschritt. Anfänglich betrug sie sich sehr anständig bis zu einer breiten Spalte, die überbrückt werden musste. Später klawten allerlei unerwartete Risse und Schründe, die jeden Gang zu einem neuen Abenteuer gestalteten.

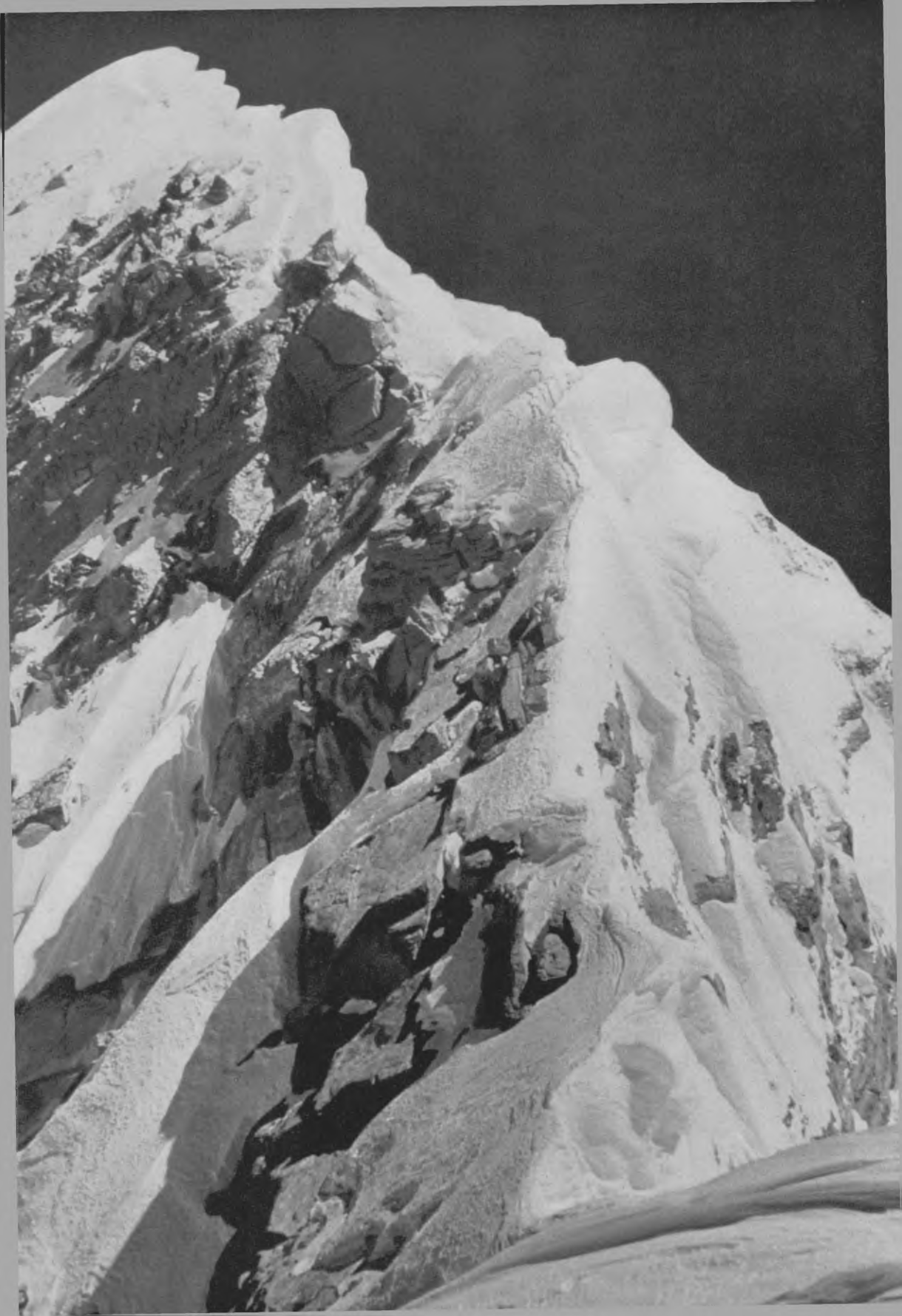
Oberhalb von Lager II wurde die Neigung etwas schwächer, doch erschwerten Schneefälle das Wegfinden. Von Mitte April bis Mitte Mai schneite es jeden Nachmittag. Diese Regelmässigkeit wirkte bedrückend, weil man täglich eine neue Spur treten musste, auf die Fähnchen als Wegzeichen angewiesen. Die höchst verwickelte Strasse zeugte von der Kunst der Bahnbrecher. Nach einer Nacht in Lager II gelangten Hillary, Band und Lowe an die letzten senkrechten Schollen, oberhalb von denen sie das Lager III planten. An dieser Stelle bereitet sich die Firnmasse des Westkars darauf vor, über die Geländestufe ins untere Getümmel zu poltern. Ein mächtiges Eisblatt hatte sich abgespalten und neigte sich auswärts, einen Durchschlupf bietend. Längs der Innenfläche musste man Stufen hacken. Die Stelle wurde der «Nussknacker» getauft; denn klappte die Falle zu, so erdrückte sie den Bergsteiger. Auch nach Überwindung des Nussknackers musste man noch mit einer endlosen Folge gehässiger Eisgebilde kämpfen, die den Zugang zum Becken verteidigten. Die eine schwache Stelle des Gürtels war ein schräger Riss, in dem sich Hillary emporklemmte. Am 22. April errichteten Hunt, Hillary und Band das Lager III (6150 m) auf angenehmer Fläche etwas oberhalb der Eisbruchkante.

Der alte Platz der Schweizer mag die Ursache der Durchfälle gewesen sein, an denen die meisten von uns zu leiden hatten. Die Schweizer trifft kein Vorwurf;

*Tafel 11: Lager am Island Peak (6185 m) mit namenlosem Gipfel jenseits des Imjyagletschers.
Doppeltafel 12|13: Die Expedition nach dem Erfolg im Lager IV. Stehend von links nach rechts: Stobart, Bourdillon, Evans, Wylie, Hillary, Hunt, Tenzing, Ward, Lowe, Westmacott, Band, Pugh, Noyce, Gregory. Vorn sitzend die Sherpa-Hochträger.*







denn auch wir fanden es fast unmöglich, den Platz reinzuhalten. Es ist ziemlich hoffnungslos, den Sherpas gesundheitliche Vorschriften einzuhämmern. Am 17. April hielt Ward plötzlich an einer Stelle an und fragte: «Was ist denn das?» In der Anstiegsrinne staute ein Eishöcker das Wasser aus einem Seitenbach. Dort hin verlegten Ward, Westmacott und ich das Lager. Hierbei half uns Tom Stobart, der sich als vortrefflicher Landschaftsgärtner auszeichnete. Es kostete drei Stunden Arbeit, die trockenhaltende Steinschicht fürs grosse Zelt zu bauen. Es war eine schöne Anlage, die aber im Juni ein ziemliches Aroma aushauchte.

Nun musste der Weg durch den Eisbruch gesichert werden. Am 20. April machten wir uns an die Arbeit: Ward, Westmacott und ich. Zwei Sherpas trugen drei Duraluminleitern zu je 1,8 m, die man bei Bedarf verbinden konnte. Zwei legten wir über eine störende Spalte. Es belustigte uns, wie vorsichtig die Sherpas hinüberkrochen und das Gepäck an Seilen nachzogen. Sie wurden zusehends kühner, als wir die Metallbrücke später durch Stangen ersetzt hatten. Besonders beim Abstieg, wenn die Frau oder Braut unten wartete, hüpfen sie recht unvorsichtig hinüber. Ein Küchengehilfe Thondups schloss sich einmal Wylie an, vom Everest-Ehrgeiz getrieben. Auf der Brückenmitte verliess ihn der Mut, und er verschwand. Erst nach einer halben Stunde tauchte er verängstigt aus der Tiefe und wurde nie mehr im Eisbruch gesehen.

An diesem Tag verbreiterten wir die Stufen in «Hillarys Grauen» und fällten einen Eispfeiler, der den Zugang bedrohte. Er liess sich beseitigen weil er nur 6 m hoch war. Wir warfen ihm ein Seil über die Schultern, das von Gyaljen gehalten wurde, während Ward und ich eine Kerbe in den Fuss schlugen. Als wir dann mit vereinten Kräften anzogen, fiel der Riese um wie ein Baum. Einige Tage später ersuchte mich Hunt durch den Fernsprecher, ich möchte ebenso mit einem Eispilz bei der «Höllfeuergasse» verfahren. Diesmal begleiteten mich Sherpas, die einen 2,5 m langen Balken für den Brückenbau schleppten. Ich liess mich von einem Sherpa am Seil halten und hackte in den Pfeilerfuss. Dann rammten wir mit dem Balken, und die Säule stürzte beim zweiten Stoss.

Am 22. April traf Evans mit einem grossen Lastenzug ein. Roberts mit dem Sauerstoff war auch dabei, ebenso Bourdillon, der ihm entgegengegangen war, sowie James Morris, Sonderberichterstatter der *Times*. Sie hatten schwer mit dem tiefen Schnee zu kämpfen. Wylie erzählte von sechzig Mann (und Frauen) in einem Kuppelzelt für zwölf Mann und acht Mann in einem Zweimannzelt. Unter den neuen Sherpas befanden sich Dawa Thondup, schon seit 1933 ein Traggewaltiger, und Ang Nyima, der später den Höhenrekord der Träger schlug. Roberts lieferte den Sauerstoff ab, verweilte einige Tage und widmete sich dann eigenen Forscherfahrten. Morris war bergungsgewohnt, durchstieg den Eisbruch aber zwei-

Tafel 14: Blick vom Südgipfel auf den zum Everestgipfel aufsteigenden Wächtergrat.

mal, was für Anfänger eine erstaunliche Leistung genannt werden muss. Er entlastete Hunt sehr wesentlich bei der mühseligen Briefschreiberei.

Vom Lager III aus sorgten Hillary und Westmacott für die Sicherheit und leichte Begehbarkeit des oberen Wegstückes. Sie versahen den «Nussknacker» mit einem Seilgeländer an Eisenstiften mit Karabinerhaken. Auch befestigten sie eine schöne, 9 m lange Strickleiter, die uns der «Yorkshire Ramblers Club» geschenkt hatte. Mit ihrer Hilfe umging man den schwierigen Eistriss kurz unter dem Lager III. Dieser Leiter durfte sich auch der ungeschickteste Sherpa mit der grössten Last anvertrauen.

Trotz der vielen Stangenschlepperei und Stufenschlagerei war es unmöglich, die unbedingte Gefahrlosigkeit der Eisbruchtreppe zu verbürgen. Klüfte erweiterten sich, so dass die hinreichend lange Brücke in der nächsten Woche zu kurz war. Westmacott gab sich viel Mühe mit dem Zusammenbinden von Stangen und dem Auskundschaften von Umgehungen. Auch konnte man weder die Gletscherbewegung aufhalten noch Eisgebilde am Kippen verhindern. Im Verlauf der Lastenbeförderung kam man oft genug auf ein mit Trümmern übersätes Wegstück. Merkwürdigerweise gab es nie Augenzeugen solcher Einstürze, von denen niemand wusste, wann sie stattgefunden hatten. Die Wahrscheinlichkeit, auf der langen Strecke von 600 m Höhenunterschied erschlagen zu werden, war somit sehr gering.

Die von Hunt «der Aufbau» genannte Lastenbeförderung sollte planmässig am 24. April beginnen. Drei Tonnen Ausrüstung mussten zum Lager IV geschafft werden. Es war die Stelle, wo auch die Schweizer im Vorjahr gesessen hatten (6450 m). Einen Monat lang musste ein regelrechter Fährdienst unterhalten werden. Zwei Trägerabteilungen würden in zwei Staffeln arbeiten, nämlich vom Standlager nach III (6160 m) und von III nach IV. Der Weg von II nach IV war indes noch nicht erkundet worden.

Am 24. April brach die erste Staffel auf. Gregory und ich mit den Hochstaffelträgern begleiteten die erste Karawane im Kielwasser von Hunt, Evans und Tenzing, die mit Hillary und Westmacott den Weg durchs Becken vorbereiten wollten.

Zur üblichen Zeit, zwischen 11 und 13 Uhr, kam der Schnee. Die Gruppe war bei der „Insel“ angelangt, wo man sich kurz vor «Mikes Grauen» anzuseilen pflegte. Bei der dann folgenden Brücke entstand viel Aufenthalt und Durcheinander, wozu das Schneetreiben nicht wenig beitrug. Die Sherpas scheuten noch vor dem Hindernis. Es handelte sich dabei um die nur für den Eisbruch angeworbenen Tiefensherpas, nicht um Gipfelsherpas der Trägerliste des «Himalayan Club». Nach dem Hinüberseilen der Lasten krochen sie einzeln über die Brücke. Die glücklich Gelandeten sammelten sich dicht am andern Ufer und verhedderten die Seile der Nachkommenden.

Es war stets ein ekliges Stück durch die «Höllfeuergasse» zur Rinne, die nach Lager II führte. Endlos windet man sich durch Eistrümmer. Man blickt zum

grauen Schneehimmel auf; und immer noch folgt ein Eisklotz dem andern. Hie und da weist eine gelbe, rotgelbe oder schwarze Flagge die Richtung. Gelegentlich erinnert eine Schweizer Bally-Flagge daran, dass sich das Eisgewürge seit dem Vorjahr verschoben hat.

Schliesslich krabbelt man rechts über die Blöcke, wo der Neuschnee alle Risse und Fussfallen verschleiert. Im Zickzack geht es weiter, immer mit einem Auge nach Flaggen suchend. Zwei kurze Stücke fordern Anstrengung. Eines heisst «Hillarys Narretei», weil Hillary auf dem ersten Anstieg den Pickel in eine Spalte fallen liess und eine halbe Stunde lang mit dem Kopf abwärts nach ihm angeln musste. Dann betritt man die sanft geneigte Mulde, die sich in den vergangenen vier Tagen stark verändert hat. Leider bietet sie keinen geraden Durchgang, sondern muss stellenweise umgangen werden. Sodann tut man einen langen Schritt über eine Kluft und steigt schliesslich auf einer kurzen Leiter über die letzte Spalte. Nach einer Rechtswendung befindet man sich endlich auf der Flachstufe des Lagers II.

In Lager II trafen wir diesmal Hunt, Evans und Tenzing, die eigentlich nach Lager III unterwegs sein sollten, aber durch den schweren Schneefall lahmgelegt worden waren. Es erfreute sich immer der grössten Unbeliebtheit. Während des regelrechten Lastenbetriebes wurde es jeweils nur für eine Nacht benutzt. Die von da nach Lager III vordringende Gruppe bestand aus einer Anzahl Träger (bis zu zehn oder mehr) unter der Obhut eines Bergsteigers. Am zweiten Tag erledigten sie das obere und kürzere Stück des Eisbruches und kehrten am selben Nachmittag geradewegs ins Standlager zurück. Als Zwischenlösung blieb Lager II immer unwohnlich. Die Schlafsäcke reichten nie aus, die Kocher schienen beharrlich zu versagen, und unter den Zeltböden bildeten sich tiefe Mulden. Noch dazu standen da zwei dicke Eistürme nur ein paar Meter abseits. Der linke von ihnen sah so aus, als müsse er das Lager demnächst niederplätten.

Trotzdem hegte ich eine heimliche Neigung zum Lager II. Kam ich mit meinen Sherpas allein hinauf, so konnte ich es mir bequem machen und den Nachmittag mit Lesen oder Schreiben verbringen. Im Hintergrund des Denkens sah ich jedoch die Schneeflocken wirbeln und die Spur verschütten, so dass man wieder den Weg bahnen musste. Am 25. April fiel Hunt, Evans und Tenzing diese Aufgabe zu. Mit ihnen ging Gregory als Anführer einer Trägergruppe. Ich folgte mit den Sherpas, die für den Verkehr zwischen Lager III und IV bestimmt waren. Wir kamen nur langsam vorwärts wegen einer über 3 m langen zerlegbaren Leiter, zu der wir keinen Schraubenschlüssel hatten. Der obere Teil des Eisbruches ist zwar weniger steil, aber keineswegs bequemer als der untere. Hier muss man sich durch die Riesenschollen des aufbrechenden Beckengletschers schlängeln. Dann ist noch eine Art Bergschrund vorhanden, den die Duraluminleiter überspannen soll. Als dieser später noch herzhafter gähnte, verlängerte Westmacott die Leiter durch Stangen.

Unsere Leiter stiess natürlich andauernd gegen allerlei Ecken und Kanten. Nach Überwindung zweier Pässe über die Grate der Eiswelt gelangte man, von Höcker zu Höcker springend, an den gefürchteten «Nussknacker». An ihm waren schon Sherpas abgestürzt, weil die kleinen Stufen und das Gelände wenig befriedigten. Nun noch die Strickleiter, und Tenzing kam uns mit fröhlichem Grinsen entgegen.

Der Schleppdienst spielte sich ein. Abteilungen unter Ward, Wylie, Bourdillon, Tenzing, Band und Westmacott übernachteten im Lager II und warfen die Lasten im Lager III ab. Die Sache ging wie am Schnürchen. Aber jeder Gruppenführer atmete erleichtert auf, wenn er Lasten und Träger vollzählig abgeliefert hatte.

Es war geplant, dass sich Bergsteiger wie Sherpas in der Halbzeit des Aufbaues in Lobuje, einem Platz im Tal unterhalb des Seelagers, erholten. Hierfür wurden die ersten Maitage bestimmt. Ausgenommen waren nur die ersten Erkunder der Lhotseflanke, die dann später in Urlaub gingen. Nur Hunt tat keinen Schritt unter die Höhe des Standlagers. Die Lhotseabteilung bestand aus Evans und Bourdillon mit GU-Sauerstoffgerät, Ward und Wylie mit OU-Gerät und Hunt als Ersatzmann.

Als ich am 1. Mai im Standlager einrückte, hatte schon ein allgemeiner Auszug begonnen. Pugh stellte physiologische Versuche in Lager III an. Als er eine Kiste öffnete, offenbarten sich ein Dutzend Flaschen Mango-Eingemachtes (Chutney). Die Kiste mit der köstlichen Zuspense war mit dem Arzneikasten verwechselt worden. Gregory, Lowe und Stobart hatten schon abgebaut, ebenso unser Hauptkoch Thondup, dessen herrliches Gebäck mich schon lange lockte. Ich folgte ihnen am 2. Mai. Hillary und Tenzing erprobten OU auf dem ganzen Weg vom Standlager (5450 m) nach IV (6450 m). Sie kehrten am selben Tag zurück. Hillary traf am 3. Mai in Lobuje ein, voll des Lobes über den offenen Umlauf (OU). Lobuje behagte uns trotz dem Nachmittagsschnee. Das grosse Zelt stand auf einem Wiesenplan; und in einer Hirtenhütte wurde gekocht. Es war herrlich, in der warmen Morgensonne zwischen Primeln am Bach zu sitzen. Alle erholten sich prächtig. Wir schliefen wie Murmeltiere, fütterten gründlich und verrichteten die Arbeit des unbedingten Nichts. Sherpas zogen durch, manche zu einem Besuch daheim. Einige blieben in Lobuje, weil sie krank waren. Die Sherpas litten nämlich viel häufiger an Husten und Halsweh als die Sahibs. Da Namgyal ging es besonders schlecht. Schwach und elend hockte er in der Hütte. Da war auch Topkie, der später zweimal zum Südsattel gelangte. Von uns musste nur Tom Stobart dranglauben. Pugh stellte eine leichte Lungenentzündung fest. Aber vierzehn Tage später filmte der zähe Bursche schon wieder oberhalb des Eisbruchs.

Am 5. Mai begannen wir im Standlager mit dem zweiten Abschnitt der Lastenbeförderung. Um die Monatsmitte sollten wir dann im vorgeschobenen Standlager versammelt sein.

Am 7. Mai gab Hunt den Befehl für die nächsten Schritte aus. Es waren zwei Versuche mit Sauerstoff geplant. Bourdillon und Evans sollten mit dem geschlossenen Umlauf gehen, der sich inzwischen in Höhen über 7000 m bewährt hatte. Dann kamen Hillary und Tenzing mit dem OU an die Reihe. Diese beiden Vorstösse sollten von Hunt und Gregory mit fünf auserlesenen Sherpas unterstützt werden. Doch musste man vorher noch den Anstieg durch die Lhotsewand herrichten. Dazu war Lowe als hervorragender Eismann bestimmt, mit Band und Westmacott als Begleitern. Wylie und ich mussten an zwei aufeinanderfolgenden Tagen Sherpas auf den Südsattel führen. Wir waren gut mit den Eigenschaften der verschiedenen Hochträger vertraut.

So begann der zweite Abschnitt des Aufbaus. Die Teilnehmer wurden ausgewechselt. Hunt und Hillary übernahmen den Trägerdienst zum Westkar. Lowe, Band und Westmacott wandten sich der Lhotseflanke zu. Die Lastenbeförderung in der mittleren Höhenlage wurde von Gregory, Tenzing und mir beaufsichtigt. Es ergab sich ein Tagesstrott mit Abwandlungen. Einmal funkte Gregory nach unten, dass eine Spalte das Maul zu weit aufgerissen habe und überbrückt werden müsse. Eine andere Brücke zwischen Lager II und III musste aus demselben Grunde verlängert werden. Vielleicht ging es besser weiter rechts, wo der obere Spaltenrand überhing. Ich war gerade dabei, die Lage zu prüfen, als eine Scholle in die Tiefe polterte. Das Verlängern einer Brücke mit etwas unbeholfenen Sherpas ist oft ein verzweifertes Geschäft. Dazu kam der regelmässige Schneefall des Nachmittags, der alle Arbeiten erschwerte. Manchmal beschlich uns die böse Ahnung, dass der Regenwind vorzeitig eingetroffen sei.

Der von Band fachmännisch besorgte Funkdienst klappte vortrefflich und bedeutete eine unschätzbare Hilfe. Unser Empfänger brachte vor allem Wetternachrichten für uns sowohl wie für die Expeditionen zum Manaslu und Dhaulagiri. Der allindische Rundfunk lieferte erheiternde Zugaben. Die leichten Walky-Talkies-Radios vermittelten zwischen den Lagern bis 7300 m. Das Senden war schwieriger als das Empfangen, so dass man oft auf Vermittlungsstellen zum Weitergeben angewiesen war. Angesichts der riesigen Vorteile hatte diese Unbequemlichkeit nicht viel zu bedeuten.

Ward und Wylie kamen aus Lobuje zurück und halfen auf dem Lastenweg durch den Eisbruch. Obgleich Sherpas gelegentlich allein gingen, sollte doch grundsätzlich ein Bergsteiger bei ihnen sein. Ein Unfall in unserer Abwesenheit hätte einen zu peinlichen Eindruck hinterlassen. Jedenfalls waren genug von uns da, um einen Aufseher für jede Gruppe zu stellen.

Am 18. Mai traf der letzte Lastenzug unter Wylie und Tenzing im Lager IV ein. Von da ab war man im Westkar von weiteren Zufuhren unabhängig. Wylie hatte den Eisbruch noch als glitzerndes Märchenwunder hinter sich gelassen. Anfangs Juni war er staubig, dreckig, eingeschrumpft und matschig.

Das Westkar

Inzwischen herrschte im Westbecken rege Tätigkeit. Hillary und Westmacott hatten den Weg als erste ausgesteckt. Etwa 300 m oberhalb von Lager III klaffte der gewaltige Schrund, das letzte Hindernis für Shipton und ein gehässiges Hindernis für die Schweizer. Asper bewältigte es durch glänzende Eisarbeit und ermöglichte das Spannen einer Seilbrücke.

Am 25. April schraubten wir drei Leiterglieder zusammen. 4,5 m waren es von Rand zu Rand. Hunt, Hillary und Evans turnten hinüber; Tenzing und ich folgten. Etwas weiter hielt uns eine zweite Spalte auf. Nach links hin verengte sie sich zwar, kam aber in den Schussbereich der Eislawinen von der Westschulter. Im Juni hatten sich dann auch grosse Teile der Hängegletscher gelöst. Gegen die Mitte des Beckens hin erweiterte sich die Kluft zur Unmöglichkeit. Tenzing und ich untersuchten das linke Ufer, als Hunt plötzlich über die Kante verschwand. Er schlug Stufen zu einer schmalen Brücke etwa 9 m unter ihm. Drüben fand er einen leichten Ausstieg. «Hunts Schlund» erwies sich als das letzte knifflige Hindernis.

Die Zweierseilschaften Hunt mit Evans und Hillary mit Tenzing drangen am nächsten Tag weiter im Westkar vor. Am Morgen schimmerte das Becken im weissen Schneegewand. Zunächst gelangten sie zum ersten Aufschwung des Firnbeckens, den wir die Erste Stufe nannten. Eine Stunde oberhalb von Lager III sah man die Reste des schweizerischen Lagers III in einer Mulde rechts. Anfänglich waren wir noch im Zweifel, ob auch wir diesen Platz wählen sollten. Doch dünkte uns die Strecke von Lager II ab schon lang genug. Immerhin lieferte das Schweizerlager willkommene Beute in Gestalt von Käse, Schokolade, Fruchtsäften und Pemmikan.

Gregory und ich folgten mit sieben Sherpaträgern für die in Aussicht genommene Lagerstelle IV. Wir sahen unsere vier Vorgänger auf den Steilhängen der Ersten Stufe, die ein Gletscherknick mit grossen Spalten ist. Anfänglich waren noch bedeutende Spalten gegen das linke Ufer hin vorhanden (rechts im Sinne des Aufstieges). Sie liessen sich umgehen. Wir pflanzten Fähnchen, um die Spalten zu kennzeichnen, die der tägliche Schneefall zudecken würde. Es wurde sehr heiss, obgleich wir uns noch im April und auf einer Höhe von 6400 m befanden. Zwischen Lager III und IV gingen wir von 10 Uhr ab zumeist in Hemdsärmeln. Trotzdem schwitzten wir stark. Im Lager IV war es mittags zu heiss draussen in der Sonne. Um 17 Uhr begann es natürlich sehr kalt zu werden, so dass wir die Daunenkleider würdigten, in die man übrigens sehr schnell hineinschlüpfte.

Auf dem sanften Firn oberhalb der Ersten Stufe wurde es ein gemütlicheres Wandern. Doch narreten die Entfernungen. Nur ein kurzer Abstand schien uns von dem Buckel zu trennen, der den Lagerplatz IV verbarg. Wir brauchten aber

eine ganze Stunde mit viel Springerei über die enger werdenden Risse. Der nahe bei einem Nebengletscherchen liegende Platz wurde am 25. April von Hunt und seinen Gefährten ermittelt. Dies sollte von Mitte Mai ab unsere Heimat werden. Am 1. Mai, dem Tage der Besetzung, türmte sich hier ein Berg von Kisten und Sauerstoffflaschen auf. Die von den Schweizern zurückgelassenen Nahrungsmittel brachten angenehme Abwechslung in den Speisezettel, das heisst soweit sie noch nicht von den Sherpas «organisiert» worden waren. Vitaweizen, Käse, Obstmus und leckerer Schinken waren besonders willkommen. Auch fanden wir festen Meta-Brennstoff, den wir dem Brennspritus vorzogen.

Die Vorhut der Sherpaträger bestand aus folgenden: dem kleinen, fetten Gombu, den wir zum Diener ernannten; dem langen und heiteren Kancha; Pasang Dawa, einem ruhigen und erfahrenen Mann; Tashi Phutar, der keine Bürde scheute, aber alles fürchtete, was einer Spalte ähnelte; Ang Tharke, Pemba Norbu, dem Zuverlässigen, und Phu Dorje. Anfänglich kam es uns vor, als sei die Trägerstrecke etwas zu lang und ermüdend. Aber schon am 30. April, dem Ende des ersten Stosses, hatte sich die Zeit auf dreieinhalb Stunden aufwärts und eineinhalb Stunden abwärts vermindert. Übung kürzt den Weg.

Im Westkar trug man keine Steigeisen. So viele Eisen waren nämlich zerbrochen, dass die für den Weg durchs Becken abgeordneten Sherpas die ihrigen sofort ab Lager III hinunterschickten; denn im Eisbruch war das Gehen ohne Eisen für Sherpas geradezu lebensgefährlich. Unser Abstieg durch Nebel und Schnee von Lager IV nach III war infolgedessen etwas glitschig, aber trotzdem beglückend. Die Sherpas zeigten immer gute Laune, wenn es nach Lager III hinunter ging. Der Lasten ledig sangen und schwatzten sie und freuten sich auf die Teefluten.

Oft trafen sie in Lager III noch die Träger an, die im Begriff waren, zum Standlager abzusteigen. Dann wurde eine lebhaftes Teegesellschaft veranstaltet. Die Besatzung von Lager III bemitleidete die «Niedrigleute» wegen der Zustände im Standlager. Dort gab es so viel Durchfall und Husten, dass wir von der Krankheit «Standlageritis» sprachen. Die Hochleute hörten auch von den Eishöhlen, die unten im Entstehen waren. Der allzeit eifrige Tom Stobart war nämlich auf den Einfall gekommen, Höhlen in die Eiswände zu hacken. Sie sollten die Zelte ersetzen, die oben gebraucht wurden. So schön sie im Kerzenschimmer glitzerten, so trübselig waren sie tagsüber. Wo angängig, suchte man Schutz unter Thondups Küchenplane.

Während der Wegbereitung in der Lhotseflanke bauten Hunt, Bourdillon und Evans das Lager V auf 6700 m. Im tiefen Maischnee dauerte der Anstieg von Lager IV rund zwei Stunden. Als dann ein Pfad durch den gesetzten Schnee getrampelt worden war, brauchte man gewöhnlich nur eine Stunde.

Erst ging es allmählich aufwärts, und zwar rechts an der Moräne vorbei, wo der treffliche Sherpa Mingma Dorje im Steingrab ruht. Er war im Vorjahr das

Opfer der Lhotsewand geworden. Dann hielt man sich links von der Bodenschwelle, die als die Zweite Stufe bekannt ist. Ihre breiten Spalten verursachten keine besondern Umstände. Im Augenblick, da die Abstürze Halt zu gebieten schienen, tauchten die rotgelben Zelte des Lagers V auf.

Dies war der Absprung für die Lhotseflanke. Als blosse Übernachtungsstelle sah diese Unterkunft ebenso schäbig aus wie Lager II, erfreute sich aber einer wunderbaren Aussicht. Nach dem Lobujeurlaub übernahm Hillary den Lastenschub von Lager II nach IV. Obgleich die Strecke unablässig begangen wurde, ermüdete sie schrecklich durch den tiefen Schnee. Hunt lenkte von Lager IV aus die Lastenzüge nach V. Es galt den Durchstieg durch die Lhotseflanke, die sozusagen den Schlüssel der Belagerung darstellte, vorzubereiten.

Die Lhotseflanke

Schon lange vor der Abreise aus England hatte Hunt über den Kampfplan am Lhotse gegrübelt. Um Rat und Hilfe bei den Schweizern zu suchen, flogen Hunt und Evans nach Zürich. Uneigennützig und kameradschaftlich warteten die Schweizer mit Hinweisen und Lichtbildern auf. Die Bilder wurden von uns unterwegs immer wieder haargenau besichtigt.

Zwei Fragen standen im Vordergrund: Erstens, wie man den Sattel (7880 m) zwischen Everest und Lhotse (8501 m) erreichte; zweitens, wie man 225 kg Trägerlasten dorthin beförderte. Vorräte und Sauerstoff für zwei Gipfelstürme mussten bereitliegen. Es gab keinen andern Weg als den durch die stolze Wand, die das Westkar beherrscht. Dem Wegsucher bietet die Flanke zwei Merkstellen. Rechts vom Sattel zieht eine lange Felsrippe schräg zum Becken hinab. Am oberen Ende bildet sie einen Buckel, der sich deutlich gegen den Himmel abhebt kurz vor dem Fuss des Lhotsegrates. Dann haben wir noch, von der Rippe durch glatte, gleissende Hänge getrennt, einen sehr steilen Gletscherfluss, der bis ans oberste Viertel der Wand reicht und sich etwas über den Firn zu beiden Seiten emporwölbt.

Die Schweizer vertieften sich eine Weile ins Betrachten des Hindernisses. Schliesslich entschieden sie sich für einen Leitfaden dicht rechts an der Rippe und machten den ungeheuer kühnen Versuch, den Durchstieg in einem Tag zu erzwingen, weil nirgends Platz für ein Zelt ist. Tatsächlich mussten sie am 25. Mai 1952 nahe dem oberen Ende der Rippe im Freien übernachten. Tags darauf gelangten sie auf den Sattel. Im Herbst, nach dem Tode Mingma Dorjes, wagten sie sich aufs Eis rechts von der Rippe. Unter grossen Mühen errichteten sie dort zwei Lager, VI auf 7000 m und VII auf 7300 m. Die Felsrippe heisst jetzt Sporn der Genfer. Von VII ging es schräg aufwärts zu einem Punkt, von dem man 60 m zum Sattel absteigt. Mit einigen kleinen Abänderungen sollte dies auch unser

Weg werden. Jedoch gedachten wir uns auf ein Lager VI zu beschränken, während die Wegstücke unterhalb und oberhalb von ihm hergerichtet wurden. Die Lastenbeförderung sollte in zwei Staffeln über Lager VII vor sich gehen, was zwei Klettertage zu je 600 m bedeutete.

Am 2. Mai bewegte sich die erste Erkundungsgruppe unter Hunt von Lager IV zum Fuss des Eishanges, wo sie die bestmögliche Haftstelle fanden. Wegen der schlechten Verhältnisse wollten sie an diesem Tag nicht weiter vordringen. Am 3. besetzte man das Lager V (6700 m), Evans und Bourdillon mit GU-Gerät, Ward und Wylie mit OU-Gerät. Am 4. liessen sie sich von Ang Temba beraten, der hier im Vorjahr mitgemacht hatte. Es ergab sich ein verwickelter Anstieg durch Rinnen und Kamine zu einer länglichen Schwellung, die sozusagen die rechte Backe des Lhotseglatschers bildete. Hier und da entdeckte man von den Schweizern befestigte Seile. Längs der Schrägen links hinauf mussten Stufen geschlagen werden.

Inmitten des Hanges hatte Ward ernstliche Schwierigkeiten mit dem offenen Umlauf. Bourdillon stellte fest, dass er nur einen Liter in der Minute empfing, anstatt der ordnungsmässigen vier. Diese plötzliche Verknappung legte ihn einweilen lahm, so dass er die Rückkehr der andern abwarten musste. Weiterhin löste sich der Kork von Bourdillons Behälter. Glücklicherweise war ein Eisenstift zur Stelle, an dem er sich festhalten konnte, als er den Schaden behob. Die Sache hätte sonst schlimm ausgehen können. Später rief Wylie: «Ich kriege kein Gas.» Die Stahlflasche hatte versagt. Man befand sich aber schon nahe bei einer Standfläche mit den Fetzen eines Zeltens des Schweizerlagers VI. Man ebnete den Platz und stellte ein Zelt auf. Dann stieg Wylie mit den Sherpas ab. Ward schloss sich unterwegs wieder an. Sehr erschöpft landete der Trupp im Lager V.

Dank den Schweizer Sauerstoffzylindern, die sie noch in Lager VI vorfanden, schliefen Evans und Bourdillon ausgezeichnet. Sauerstoff im Zelt wurde stets angenehm empfunden, wenn die Vorräte es erlaubten. Am folgenden Tag, dem 5. Mai, wurden sie durch scheusslichen Schneefall aufgehalten. Wegen der Gefährdung durch Neuschneerutsche mussten sie in ein Spaltengewirr nach links ausweichen. Sie pflügte sich durch, bis sie die Vergeblichkeit weiteren Mühens einsahen. Sie kehrten um. Am 6. Mai versammelten sich alle Teilnehmer im Standlager.

Die Erkundung offenbarte zweierlei: Erstens dass die Lhotseflanke eine härtere Nuss war, als bisher angenommen. Obgleich wir viel von ihr erfahren hatten, waren auch wir geneigt, sie zu unterschätzen. Zweitens schien sich der geschlossene Umlauf zu bewähren, obgleich er uns weiter unten recht unhandlich vorgekommen war.

Band, der sich mit Lowe im Lager III aufhielt, bekam am 7. Mai Halsweh mit Fieber, so dass er zur Erholung nach Lobuje hinuntergehen musste. Er kehrte

aber so schnell wie möglich ins vorgeschobene Standlager zurück und führte dann Träger nach Lager VII. Inzwischen kriegte auch Westmacott einen rauhen Husten, entschloss sich aber trotzdem zum Aufstieg nach Lager V.

Am 10. Mai begab sich Lowe mit vier der besten Sherpas ins Lager V, nämlich mit Da Tensing, Ang Nyima, Gyalgen und Ang Namgyal. Wieder hatte Neuschnee die Spur nach Lager VI ausgelöscht. Die Abteilung brauchte fünfeinhalb Stunden für die letzten steilen 200 m bis Lager VI, also etwa eine Stunde für 35 m. Lowe gedachte von Lager VI aus Stufen aufwärts und abwärts zu schlagen und Seile zu befestigen. Da Westmacott noch nicht bei ihm war, behielt er den sehr erfahrenen Ang Nyima bei sich.

Auf den Talmärschen kannte man Ang Nyima nur als Taugenichts. Er kleidete sich geckenhaft, rauchte endlos und trank viel. Er gehörte zu den Leuten, die man nur über 6000 m hinaus brauchen kann. Dort aber zeigte er sein wahres Wesen. Während der nächsten vier Tage löste er Lowe getreulich bei der Arbeit ab. Am 13. Mai kam Hunt und sah, wie sie tiefe Wannen ins steile Eis schlugen und die geschwächten Seile der Schweizer durch starke Manilaseile ersetzten. Am 14. Mai zickzackten die beiden durch die halbmondförmigen Eiswülste zum Eisturm, der 300 m weiter oben den Lagerplatz VII bewacht (7500 m). Die dünne Luft zwang sie zu langsamem Vorgehen, da mit dem Sauerstoff gespart werden musste. Fünf Stunden lang keuchten sie durch Tiefschnee. Auf Funkwelle äusserte Lowe sehr zuversichtlich, dass wir den Südsattel in zwei Tagen erreichen würden. Doch wir alle sahen zu rosig.

Am 15. Mai ruhten Lowe und Ang Nyima aus. Westmacott, der Nachschub besorgen wollte, wurde durch Husten und Durchfall festgehalten. Aber Da Tensing, Ang Namgyal und Gyalgen besorgten das Nötige selbständig und zu voller Zufriedenheit. Diese Lage trafen Hillary und ich an, als wir am 15. Mai nach Lager VI hinaufstiegen. Als wir uns mit den drei Sherpas näherten, surrte uns Lowes Filmkammer an. Ich war gerade im Begriff, Ang Nyima im Schneetreten abzulösen, als Hillary plötzlich zu Lowe hinauf rief: «Wie wär's, wenn ich ein Zelt weiter trüge. Es ist noch nicht sehr spät.» Die wackeren Sherpas erklärten sich bereit, obgleich sie schon stark geschuftet hatten. Mit einer Stunde und fünfzig Minuten machten sie die niemals geschlagene Bestzeit von Lager VI nach VII. Das sah dem «Sturmgesellen» Hillary wieder einmal ähnlich.

Ich übernachtete bei Lowe. Wir beide gedachten am folgenden Tag das Lager VII einzurichten. Das Abendessen enttäuschte. Lowe hatte aus seinem Adlerhorst den prachtvollen Talblick genossen. In langen Funkgesprächen hatte er immer wieder gebeten, man möchte ihm doch mehr zu Essen schicken anstatt des ewigen Sauerstoffs. Infolge guter Höhengewöhnung waren wir heisshungrig. Die Höhenverpflegung für Gipfelstürmer kam uns vor wie Krankenhauskost für Sterbende. Die Abendmahlzeit wurde ebenso ungemütlich wie kärglich. Über den Südsattel

heulte ein Sturm und blies Staubschnee ins Zelt, dessen Wände zitterten. Eine Mahlzeit bedeutet, dass man draussen Schnee für den Kochtopf holen muss. Dieser Schnee schmilzt zu einem Löffel Wasser zusammen; und man muss nachfüllen, was kalte Arbeit für die Hände gibt. Da es unbedingt nötig war, in der Frühe nach Lager VII aufzusteigen, nahmen Lowe und ich zum ersten Male ein Schlafmittel, um die Nacht gründlich auszunützen.

Schlafmittel wirken verschieden auf die Menschen. Ich spürte keine Folgen und wachte um 6 Uhr auf. Ich stupste den Nebenmann; und um 9 Uhr stupste ich immer noch. Einmal richtete sich Lowe halb auf und schlief kniend wieder ein. Erst um 10.30 Uhr traten wir ins Freie, schwer beladen mit Funkzeug und anderem Gerät neben unserem persönlichen Bedarf. Der Wind hatte den Schnee gepackt, aber auch viele Stellen mit einbrechender Kruste hinterlassen. So stapften wir nur langsam voran, alle zwanzig Minuten verschnaufend. Lowe stand immer noch unter dem Einfluss der Pille und legte sich auf seinem Rucksack schlafen. Der Weg zieht sich links über glatte Hänge hin zum Fuss einer 30 m hohen Eiswand. Um 12.15 Uhr war sie überwunden, und wir standen 120 m über Lager VI. Lowe meinte, dass ihm etwas zum Essen gut tun würde; und ich öffnete eine kostbare Sardinendose. Als er mit einer Sardine halb im Mund einschliefl, mussten wir die Hoffnung aufgeben, heute das Lager VII zu erreichen. Mir wurde etwas ängstlich zumute. Angenommen, wir gelangten in die Nähe von Lager VII, und ich konnte Lowe nicht hinunterschaffen. Wir machten noch einen schwächlichen Versuch und kehrten dann um.

Ärztlicher Rat über den Funk lautete, dass Lowe die Sache ausschlafen werde. In der Tat wachte er am nächsten Morgen pumperlgesund und tatfreudig auf. Am 17. Mai kamen wir in Anbetracht der dünnen Luft sehr schnell über die ersten Hänge. Der Eiswächter, hinter dem sich Lager VII versteckt, ist ein riesiger Klotz, dessen Wand man sich entlangschwindeln muss, notdürftig durch ein Seilgelande gesichert. Für beladene Sherpas war dies wohl die peinlichste aller Stellen. Die Stufenreihe mit dem Gelände beeindruckte mich als ein eistechnisches Meisterwerk. Um 11 Uhr liefen wir in den Hafen. Nach dem Aufstellen des Zeltes und kurzer Ruhe, wandten wir uns den oberen Hängen zu. Eine lange Querspalte verteidigt das Lager VII. Glücklicherweise befindet sich 30 m weiter rechts eine zuverlässige Firnbrücke, von der jenseits eine schmale Rinne auf höhergelegene Eisklappen führt. Über diesen drangen wir noch 150 m weiter vor, ehe wir umkehrten.

Inzwischen war Ward mit seinen Trägern eingetroffen und nahm meinen Platz an der Seite von Da Tensing ein. Ich musste absteigen, um für die Lastenbeförderung am 21. Mai zu sorgen. Am nächsten Tag aber sahen wir die drei Gestalten im Abstieg, nachdem sie ein wenig weiter gekommen waren als wir am Vortage. Natürlich rieten wir hin und her bis uns der die Gruppe führende Bourdillon auf-

klärte. Es war oben viel zu kalt und windig. Ward litt an starken Frostschäden der Füße, und Lowe hatte eine leichte Erfrierung der linken Hand. Zudem hatten die neun vorhergehenden Tage gewaltiger Anstrengungen Lowes Widerstandskraft sehr herabgemindert. Auf einer Höhe von 6700 m bleibt der Körper eben nicht unbegrenzt leistungsfähig. Am nächsten Tag (dem 19.) konnte man nichts unternehmen. Band, der Sherpas nach Lager VII im Schlepptau hatte, berichtete von einem Sturm, dessen Gewalt und Kälte sich in der Bruthitze des Firnbeckens kaum vorstellen liess. Selbstverständlich machten wir uns Sorgen wegen des weiteren Vordringens. Erst wenn wir fest auf dem Südsattel verschanzt sassen, durften wir an Angriffe auf den Gipfel denken.

Für den ersten Trägerzug sollte ein gebahnter Weg bereit sein. Als ich das Lager IV am 19. Mai mit der ersten Sherpagruppe verliess, wusste ich, dass wir 450 m neue Spur zu legen hatten. Wenn möglich mussten wir sieben oder acht Lasten über den Genfersporn zum Südsattel schaffen. Wahrscheinlich konnte Lowe nicht bei mir bleiben; denn eine Erholungskur war überfällig. Indes genoss ich den Vorteil des Sauerstoffs. Nach dem bisherigen Plan sollten wir bei den Vorarbeiten ohne Gas durchkommen. Doch musste für Wylie und mich eine Ausnahme gemacht werden, sollten wir die Aufgabe erfüllen; denn nichts ist anstrengender als das Hochbringen ermüdeten Sherpas. Also durften wir am 21. Mai Sauerstoff atmen. Somit schlürfte ich am 20. Belegungsgas ab Lager V. Am jetzt überflüssig gewordenen Platz VI nahmen wir Sauerstoffbehälter und andere Gegenstände auf. Darauf schienen die Sherpas nicht gefasst zu sein, obgleich wir sie vorher gewarnt hatten. In ihrer sorglosen Art hatten sie zu viel eigenes Zeug zu den Lasten gefügt. Die Reise zog sich in die Länge. Fast alle klagten über Kopfschmerz, und viele erbrachen sich. Wir begegneten Lowe, der uns auf die Kälte vorbereitete, die ihm und seinen Leuten arg zugesetzt hatte.

In Lager VII zogen sich alle ächzend in die Zelte zurück. Wir sahen ein, dass man am folgenden Tage nach dem zweiten Plan vorgehen müssen. Annulu, der es in der Gewöhnungszeit mit Sauerstoff versucht hatte, wurde mit Lowes Gerät ausgerüstet. In der Frühe blieb die Lage unverändert. Die Kopfschmerzen wollten dem Kodein nicht weichen, und nur der Sherpa Ang Norbu erklärte sich kampfbereit. Er musste indes verzichten, weil er ohne Sauerstoff nicht mit einer Gasgruppe hätte Schritt halten können.

Der Übergang über die Schneebrücke war gut ausgetreten. Unter dem Ansporn von zwei Litern in der Minute überwandten wir die Hänge und liessen nach 45 Minuten den höchsten Punkt vom 17. Mai hinter uns. Wir bewegten uns durch Stufengelände. Bald mussten wir uns für rechts oder links entscheiden. Ich wählte rechts, wurde aber nach halbstündigem Stufenschlagen zur Umkehr nach links gezwungen. Ein Wandabsatz führte zum Haken mit Manilaseil, das Lowe und Ward an der höchsten von ihnen erreichten Stelle befestigt hatten. Die Eisterras-

sen bauten sich weiterhin auf. Ein einladend berabhängendes Seil der Schweizer wurde vorsichtshalber nicht benutzt. Eine Leiste mit Tiefblick aufs Lager V führte zum gelockerten Stahlstift, der keinen Seilzug ausgehalten hätte. Noch eine Folge von Eisarbeiten, von zu umgehenden Spalten, von begangenen und berichtigten Irrtümern, und wir erklimmen den glatten, geraden Hang zum Fuss der garstigen schwarzen Lhotsefelsen.

Plötzlich gähnte uns eine grössere Spalte entgegen. Sie schien weder Grund noch Enden zu haben, sondern erstreckte sich unabsehbar nach beiden Richtungen. Nach vergeblichem Suchen kamen wir auf den Ort der ersten Berührung zurück, wo sich die Lippen bis auf etwas mehr als einen Meter näherten. Sie dünkten uns aber wenig vertrauenswürdig, zumal sich die Spalte abwärts zu unergründlichen blaugrünen Tiefen erweiterte. Alpenführer würden über eine Zweierseilschaft an solchem Hindernis den Kopf schütteln. Wir mussten es aber schaffen. Ich befahl Annulu, das Seil am eingetriebenen Pickel zu sichern. Ich wagte mich auf den untern Rand und stocherte in die Oberlippe, den Blick in die grausige Tiefe vermeidend. Dann sprang ich und stiess den Pickel fest ein. Es gelang. Ich erwähne diese Stelle besonders, weil ich mich bei späteren Gelegenheiten darüber wunderte, warum sie mich beim ersten Male verblüffte. Im zusammengetretenen Schnee sah man die Steigeisenlöcher; die Spaltenränder hielten; und der Sprung schien gar nicht so gross zu sein. Wiederholung mildert das Schwierige.

Über der Spalte stösst eine Eisnase in die Lhotseflanke vor. Hier, am Beginn des Querganges nach links, hielten wir Frühstücksrast. Annulu rauchte. Wie viele Sherpas, schien auch Annulu von Zigarettenrauch und Tee zu leben. Um 12.50 Uhr hiess ich ihn vorangehen. Der Quergang schräg aufwärts war mehr lästig als schwierig. Knöcheltiefer Schnee wechselte mit Hartfirn, der Stufen verlangte. So näherten wir uns der flachen Rinne längs des felsigen Spornes, den wir betraten, nachdem ich noch einige Stufen gehackt hatte.

In seinem oberen Teil ist der Sporn breit und verfirnt. Diese Firnkrone bildet eine Hochfläche, die an die Felsbastionen des Lhotse stösst. Sie überragt den Südsattel um etwa 75 m, weniger als wir vermutet hatten. Von hier sieht man den Gipfelbau des Everest, dessen Südgipfel den Hauptgipfel verdeckt. Jetzt verschleierte windgetriebener Schneestaub die Aussicht. Der Anblick des Südsattels bestätigte die Beschreibung der Schweizer. Der Platz hat 120 m im Geviert und ist schneefrei; denn der Wind putzt ihn immer wieder blank. Zwischen verstreuten Felsblöcken flatterten die gelben Fetzen der Schweizer Herbstzelte.

Im Abstieg über den Hartfirn zum Sattel befestigte ich 150 m Nylondünnsil für ermüdete Sherpas, die sich wohl über den Rückweg Gedanken machten. Meine Tasche barg auch Benzodrin-tabletten, die aufpulvern sollen, sich aber im Eisbruch kaum zu diesem Zweck bewährt hatten. Wylie erzählte, dass einige Leute es mochten, weil es ihren Husten heilte, andere weil es so schön einschläferte.

Der vorjährige Lagerplatz war mit Sauerstoffbehältern, Nahrungsmitteln, Zelten usw. übersät. Annulu ergatterte einen sehr guten Schweizer Rucksack mit Filzstiefeln. Hinter einer Atmungsmaske war es schwierig, mit ihm zu reden und seinen Einwand zu beantworten, dass Tenzing ihm ersten Zugriff erlaubt habe, sollte er (Annulu) den Sattel als erster betreten. Ich stellte ihn vor die Wahl zwischen der Beute und dem Verzicht aufs Sauerstoffgerät. Er zog die Beute vor.

Als wir abstiegen, wehte nur eine steife Brise. Der Sauerstoff belebte mich ausserordentlich. Ich genoss das Leben und die Aussicht, und brachte sogar die Kraft zum Verbessern vieler Stufen auf. Wir erreichten Lager VII vor 18 Uhr, herzlich willkommen geheissen von Wylie, Hillary, Tenzing und den Sherpas.

Durch den Feldstecher hatte Hunt Wylies Gruppe auf dem Weg von Lager V nach VII verfolgt. Oberhalb von Lager VII erspähte er nur zwei Gestalten auf dem Sporn. Nun wurde es die höchste Zeit, Lasten auf den Südsattel zu schaffen. Nach Empfang meines Berichtes, den ich ihm durch zwei abgekämpfte Sherpas sandte, fasste er einen kühnen Entschluss. Niemand sei wohl besser geeignet, für Ermunterung zu sorgen, als Wylie und Tenzing. Hillary und Tenzing ruhten sich noch im Standlager aus, erklärten sich aber sofort bereit, in die Bresche zu springen. Am 21. Mai begaben sich diese beiden mit Sauerstoff von Lager VI nach VII, wo sie uns begrüßten, wie ich soeben erzählte.

In der Nacht zum 21. gab es viel zu tun. Das Lager VII litt fast immer an Überfüllung mit entsprechender Verknappung der Lebensgenüsse. Hier überraschte ich Wylie beim Verzehren von Weizenflocken mit Hilfe eines Schraubenschlüssels. Das Verfahren zieht sich in die Länge, weil man jeweils nur sehr wenig in den Mund kriegt. Bei einem von Tenzing zubereiteten Abendessen besprachen wir unsern Plan, den ich durch eine Skizze zu erläutern versprach. Eine hoffnungsfrohe Stimmung lag in der Luft.

Tenzing brachte uns früh auf die Beine und kochte das Frühstück beim ersten Dämmerlicht. Mit dem Kochen meine ich vor allem das Sieden von Tee; denn die Sherpas genossen tagsüber wenig mehr als einen Becher Tee. Wir setzten uns verhältnismässig früh in Gang, nämlich schon um 8.30 Uhr, Hillary und Tenzing als erste Seilschaft. Siebzehn Mann schlängelten sich langsam durch die Treppe der Geländestufen. Die Vorangehenden besserten den Weg aus, wo der Wind die alten Stufen mit anfriерendem Graupelschnee gefüllt hatte. Bald zog sich die Linie auseinander, die Führenden weit voran. Fast alle ruhten häufig aus. Wylie leistete Grossartiges im Aufmuntern der Sherpas. Nur Kancha musste 120 m unter dem Grat des Spornes aufgeben. Von seiner Last übernahm Wylie einen 9 kg wiegenden Sauerstoffzylinder im Austausch gegen den seinigen, der sich erschöpft hatte. Dreizehn Lasten konnte man auf dem Südsattel niederlegen.

Es dauerte lange, ehe sich die Absteigenden, einer nach dem andern, gegen den Firn des Spornes abzeichneten. Unten riet man hin und her: Wodurch wurden sie

aufgehalten? War den Sherpas der Eishang zu unheimlich? Doch allmählich erschienen sie in kleinen Gruppen, sich häufig ausruhend. Die letzten erreichten Lager VII erst im Zwielicht. Als es dunkel wurde und die Leute im Standlager beim Abendessen sassen, trafen Hillary, Tenzing und fünf Sherpas ein. Wylie war oben geblieben, um ermüdete Nachzügler zu betreuen. Er kam erst am nächsten Vormittag mit ihnen herunter. Der Erfolg befriedigte sehr, zumal bei der geringen Zahl erstklassiger Hochträger. Der Erfahrene kennt den Lasterkreis: Je grösser das Aufgebot, desto grösser die Essvorräte und die Zahl der Erkrankungen. Aber die Sherpas, über die wir verfügten, taten ihr Bestes unter der geschickten Führung von Wylie, Hillary und Tenzing.

Im weiteren Ringen mit der Lhotseflanke durften wir uns glücklich preisen. Die gehässigen Schneefälle hörten am 14. Mai so gut wie ganz auf. Der Pfad wurde hart und zeigte nur die Eingriffe der Steigeisen. In Anbetracht der verwickelten Anstiegslinie war das besonders begrüssenswert. Am 30. Mai stellte ich mir lebhaft vor, wie unser Abstieg bei Neuschnee ausgefallen wäre. Jedenfalls verbesserte sich die Spur mit jeder Begehung. Später brauchten wir fünf weitere Lasten für den zweiten Gipfelsturm; aber vorläufig hatten wir ausreichenden Vorrat. Am Nachmittag des 22. Mai verliessen Evans und Bourdillon das Standlager zum ersten Vorstoss auf den Gipfel.

Der erste Gipfelsturm

Das Sauerstoffgerät mit geschlossenem Umlauf hatte sich in der Lhotseflanke so bewährt, dass man es beim Versuch auf den Gipfel zu benutzen beschloss. Es wäre doch sehr vorteilhaft, auf dem Südostgrat ohne das allerhöchste Lager auszukommen. Diese Möglichkeit hing davon ab, ob das GU-Gerät unsere Erwartungen erfüllte. Demgemäss sollten die beiden GU-Experten Evans und Bourdillon versuchen, in einem Zuge vom Südsattel zum Gipfel zu gelangen, ohne auf das so unbequeme Lager am Grat angewiesen zu sein. War das Endstück leicht gangbar, so sollten sie weiter vordringen. Wenn nicht, so hatten sie immerhin eine wertvolle Erkundung vollbracht, nämlich nach dem Erfahrungsgrundsatz, dass begangener Weg leichter wird. Das wäre eine grosse Hilfe für Hillary und Tenzing, die dann mit offenem Umlauf an die Reihe kamen.

Ursprünglich wollten Hunt und Gregory mit fünf erstrangigen Sherpas den zweiten Gipfelsturm unterstützen. Indes entschloss sich Hunt jetzt, die Nachhut aufzuteilen. Mit Da Namgyal und Ang Tensing (Balu) wollte er die erste Gruppe begleiten. Später sollten Gregory, Ang Temba, Ang Nyima und Pemba die Nachhut für Hillary und Tenzing bilden.

Evans und Bourdillon waren schwer beladen; denn ausser dem sonstigen Bedarf musste jeder ein 16 kg schweres Gerät tragen. Die beiden Abteilungen gin-

gen gemächlich nach Lager VII, wo ihnen der Genuss von Schweizer Sauerstoff zu einer erträglichen Nacht verhalf. Der nächste Tag, der 24. Mai, fiel allen sehr schwer, zumal den Sherpas. Nach fünfeinhalb Stunden begann sich Hunts Sauerstoff zu erschöpfen. Es war nicht mehr weit zum Sattel. Er seilte sich bei Evans und Bourdillon an und sagte den Sherpas, dass sie ohne Hast nachkommen möchten. Um 16 Uhr standen sie auf dem höchsten Buckel des Sporns, von wo man zum Südsattel absteigt.

Dann kam die wohl unangenehmste Schinderei der ganzen Reise. Der berüchtigte Sattelwind setzte den ermüdeten Bergsteigern arg zu. Evans und Hunt hatten die Atemmasken abgelegt. Bourdillon behielt die seinige noch einige Zeit an. Es entspann sich ein fürchterlicher Kampf mit dem Zelt. Bourdillon begriff nicht, warum die Gefährten wie Betrunkene taumelten. Hunt schrieb später: «Über eine Stunde lang verwickelte uns der Sturm in ein teuflisches Ringen mit dem Zelt, das unter günstigen Umständen in zwei Minuten aufgestellt werden konnte.» Das Eintreffen der Sherpas half nur wenig. Der sonst so zähe und kräftige Balu verlor die Nerven. Er kroch ins Zelt, wo seine ganze Tätigkeit im Liegen bestand. Er bedeutete aber einen nicht zu unterschätzenden Gewinn in seiner Eigenschaft als Ballast, der das Zelt an den Boden heftete, während man es aufrichtete. Auch konnte er Gegenstände hereinziehen, die man schnell aus den Klauen des Windes retten wollte.

Das erste Zelt war ein sogenanntes Pyramidenzelt. Das zweite, ein Meade-Zelt, machte weniger Mühe. Es dauerte aber anderthalb Stunden bis die drei Sahibs in dem einen sassen und die zwei Sherpas im andern hinsanken. Es wurde dunkel, und in den Zelten lagen die Sachen wüst durcheinander. Evans bediente den Primuskocher, Hunt holte Schnee, Bourdillon sorgte für den nächtlichen Sauerstoff. Um 21 Uhr hatte jeder seine vier Becher Tee, Suppe und Limonade getrunken. Zwar ging es allen danach wesentlich besser, doch fühlten sie sich den bevorstehenden Anstrengungen nicht gewachsen. Sie mussten einen Ruhetag einlegen.

Sie verzehrten sich in Ungeduld; denn der Morgen des 25. Mai dämmerte herrlich und klar. Man ordnete das Gepäck, und baute das kleine Notzelt auf, in das sich Hunt zurückzog, um den beiden Kämpfern Bewegungsfreiheit für den frühen Aufbruch zu gewähren. Die Sherpas hatten sich erholt. Am Abend zeigte sich jedoch, dass man Balu ausschalten musste. Somit blieb Hunt und Da Namgyal nichts anderes übrig, als die Lasten zu teilen, die für den zweiten Angriff auf dem Südostgrat niedergelegt werden sollten.

Im Laufe des Tages begab sich Hunt an die Ränder der Sattelhänge. Auf der einen Seite sah er das Lager VII unten im Kartrichter, auf der andern den Makalu und die Riesen der Kangchendzöngakette. Evans beobachtete einen Schwarm kleiner grauer Vögel, die Zeugnis davon ablegten, dass es alte Benützer des Passes gab. Bourdillon und Evans ordneten ihr Rüstzeug. Der Ruhetag lohnte sich trotz

der ewigen Besorgnis wegen des Wetters und wegen des mit langem Aufenthalt in der Höhe verbundenen Kräftezerfalls.

Die Gipfelstürmer hatten beabsichtigt, um 6 Uhr loszugehen. Wegen eines beschädigten Ventils befanden sie sich aber noch im Zelt, als Hunt und Da Namgyal ihren Lastenweg antraten. Von den leichten Hängen zum Südostgrat sahen sie zu ihrer Freude, dass die beiden Nachzügler folgten. Bei einer werdenden Randkluft am Fuss der zu ersteigenden Schneerinne wurden sie von den beiden GU-Männern mit beachtenswerter Geschwindigkeit überholt. Der Steilfirn der Rinne war so hart, dass die Eisenzacken ihn kaum zu kratzen vermochten. Die Neigung erreicht fünfzig Grad. Weiter oben wurde der Schnee weicher. Auf dem Grat stiessen sie plötzlich auf die Zeltreste des Lagers von Lambert und Tenzing im Vorjahr. An den Zeltstäben hingen noch rotgelbe Fetzen (8400 m nach Angaben der Schweizer).

Während einer kurzen Ruhepause bewunderte Hunt das Schauspiel, wie sich der Makalu und die Kangchendzöngaberge vergeblich gegen die aufsteigenden Wolkenschleier wehrten. Dann ging er mit Da Namgyal noch etwas höher hinauf, wo sie die Bürden (20 kg) abstellten. Hier bekannte Da Namgyal, dass er am Ende seiner Kräfte sei. Hunt erzählte später, dass es ihm nicht viel besser ging. Sie bauten einen Steinmann und begannen sogar einen Zeltplatz zu ebnen, wobei Hunt ganz vergass, dass das höchste Lager weiter oben am Grat geplant war. Die von ihnen gewonnene Höhe wurde zu etwa 8336 m errechnet. Sie stiegen mit den leeren Reffen der Sauerstoffgeräte ab.

Da es nun zu schneien begann, empfanden die Ermüdeten den Abstieg recht peinlich. Beim Schweizer Zeltplatz versuchte es Hunt mit dem Sauerstoff aus einer der dort liegenden Flaschen, gab es aber auf, weil er keinen Nutzen spürte. In der Rinne bewegten sie sich sehr vorsichtig. Da Namgyal rutschte einmal aus, wurde aber gehalten. Als sie sich dem Sattel näherten, sahen sie dort schon die Männer der neuen Gruppe. Sie rückten sehr langsam vor und wurden auf dem Sattel von Hillary und Tenzing begrüsst. Erschöpft fielen sie hin. Da sie sich nicht mehr bis zum Lager schleppen konnten, holte Hillary sein Sauerstoffgerät herbei. Durch eine Zufuhr von sechs Litern in der Minute neu belebt, konnte Hunt ins Zelt kriechen. Seine und Da Namgyals Leistung war um so rühmenswürdiger, als die Auslassventile beider Geräte oft einfroren.

Als man Evans und Bourdillon zuletzt über dem Schweizer Zelt sah, schritten sie noch wacker aus. In anderthalb Stunden bewältigten sie 390 m oder etwa 260 m stündlich. Das Gerät von Evans arbeitete wieder, lieferte aber nur zwei Liter in der Minute. Es war kurz nach 9 Uhr, als sie sich auf nahezu halber Höhe zum Südgipfel befanden.

Das Gelände wurde indes schwieriger. Der Neuschnee ballte sich in den Steigeisen und verlangte grosse Vorsicht beim Gehen über die Gesteinsstufen. In zwei

Stunden legten sie nur die Hälfte des Weges zum Südgipfel zurück. Sie erreichten die gerundete Firnschulter nahe der Stelle, die Tenzing als den höchsten von ihm und Lambert betretenen Punkt bezeichnete. Auf dem ebenen Plätzchen besprachen sie eine wichtige Frage. Jeder hatte zwei Ersatzdosen Natronkalk bei sich. Die im Gebrauch befindlichen langten für eine weitere Stunde. Sie hielten es aber für ratsam, schon jetzt auszuwechseln, so lange man sich noch auf leichten Felsen befand; denn der Gifelaufschwung wurde steiler. Daher besorgten sie den Austausch gleich hier, wo die Gelegenheit günstiger war.

Keiner fand die letzten 120 m erfreulich. Das Gerät von Evans streikte, so dass er schwer und schnell atmen musste. Eine dünne Kruste überzog den Schnee, der zu tief war, um ihm trauen zu dürfen. Sie wichen links auf die Felsen aus, die zum Westrand des Sattels hinabziehen. Sie waren steil aber gut gestuft. Die Neigung verringerte sich plötzlich, und die beiden standen nach einigen Schritten auf der Firnkuppe des Südgipfels (8754 m). Es war 13 Uhr vorbei.

Der Nebel wob geheimnisvolle Schleier. Vor ihnen erhob sich der Gipfelgrat, von dem wir alle so gern gewusst hätten, wie er aussah. Das letzte Stück machte einen ziemlich abschreckenden Eindruck. Gegen links kamen, nach einem schmalen Schneestreifen, die Felsen, die 2000 m ins Westbecken abstürzen. Rechts hingen grosse Wächten über der noch steileren Wand, die sich aus dem Kangchunggletscher erhebt, der 3650 m tiefer dahinfließt. Dieses letzte Stück kam ihnen zu lang vor, auch wenn man nicht mit einer perspektivischen Verkürzung rechnete, die den höchsten Punkt näher erscheinen liess, als er in Wirklichkeit war. Evans dachte, dass man mindestens drei Stunden bis zum Gipfel brauchen würde, vorausgesetzt, dass man die Hindernisse ohne langen Aufenthalt überwinden konnte. Dazu und für den Abstieg reichte der Sauerstoff aber nicht. Klugheit riet zur Umkehr.

Erst im Abstieg wurden sie ihrer Müdigkeit voll bewusst. Da der geschlossene Umlauf bei Evans immer noch bockte, verwandelte ihn Bourdillon in offenen Umlauf, unter diesen Umständen eine bemerkenswerte Werkleistung. Später musste er den ursprünglichen Zustand wieder herstellen, weil Evans eher Nachteile verspürte. Sie gaben sich nicht mit den Felsen ab, sondern stampften geradenwegs durch den Schnee hinunter. Allzu grosse Müdigkeit machte sie gleichgültig gegen etwaiges Ausgleiten. Bis zum Schweizer Zelt brauchten sie zwei Stunden, mit hie und da einem kleinen Ausrutscher. Dort langten sie um 15.30 Uhr an.

Aller Vorsicht zum Trotz glitten sie in der Schneerinne mehrmals aus. Einmal schoss Evans an Bourdillon vorbei und rempelte ihn an. Bourdillon bremste ihn und tat nachher dasselbe. Im Sattelauslauf waren sie völlig erschöpft. Die Männer aus dem Lager fanden sie auf einem Felsblock sitzend. Lange verharreten sie da in ihren dicken Daunenzügen, die nur wenig von den erfrorenen Gesichtern sehen liessen. Dieses rührende Bild hat Lowe im Everestfilm festgehalten.

Die beiden hatten ihre Aufgabe erfüllt. Die Sherpas glaubten an den Endsieg, weil sie den Südgipfel für den Hauptgipfel hielten. Sie jubelten aufgeregt, als sich die zwei Gestalten gegen den Himmel abzeichneten. Nun, sie hatten auf jeden Fall Erstaunliches geleistet. Noch kein Mensch hatte bis dahin höher gestanden. Dank dem GU-Gerät durften sie sich einen Tageshub von rund 900 m gutschreiben, was in dieser Höhe bisher noch niemandem gelungen war. Für die Nachkommen bedeutete dieser denkwürdige Erfolg eine gewaltige Erleichterung.

In der Nacht des 26. Mai herrschte Gedränge. Um der zweiten Gruppe im Pyramidenzelt Platz zu machen, quetschten sich Hunt, Evans und Bourdillon in das für zwei Mann berechnete Meade-Zelt. Der an den Zelten rüttelnde Wind verhinderte die Insassen am Schlafen. Die Kälte sank auf 23° C unter Null. Bei denen, die schon die dritte Nacht hier verweilten, kam der mit grossen Höhen verbundene Kräftezerfall hinzu. Bei heftigem Morgenwind versammelten sich alle zu einem Kriegsrat im Pyramidenzelt. Tenzing kochte auf dem Primus. Offenbar eignete sich der Tag ganz und gar nicht für einen Gipfelversuch. Bis zum Mittag durfte man sogar an keinen Abstieg denken. Dann aber begaben sich Evans und Bourdillon auf den Heimweg. Sie nahmen den Sherpa Ang Temba mit, der für weitere Unternehmungen zu schwach war.

Plötzlich erschien Evans wieder im Zelt. Bourdillon versagte im Anstieg zum Spornbuckel und brauchte Hilfe. Daraufhin beschloss Hunt, die drei zu begleiten. Auf dem Quergang durch die Lhotseflanke konnten Ward und ich Beistand leisten, falls es nötig werden sollte. Wir lagen wieder auf VII, teils zur Unterstützung, teils um Alveolarversuche durchzuführen, für die sich Ward begeisterte. Am 26. Mai hatten wir Balu und Da Namgyal empfangen, die von den Brüdern Annulu und Da Tensing hereingelotst wurden. Balu war völlig zermürbt. Da Namgyal war sehr müde und litt an einer talergrossen Frostbeule am Finger. Dieser Erfrierungsschaden, der nach einer Woche ausheilte, bedeutete den einzigen nennenswerten «Unfall» während der ganzen Dauer des Unternehmens. Wir empfangen auch drei Sherpas, die unter Lowes Aufsicht zusätzliche Lasten auf den Südsattel befördert hatten. Das waren die alten Kämpen Dawa Thondup, Ang Norbu und Topkie. Mit Annulu und Da Tensing besuchten sie den Südsattel zum zweiten Male, sahen aber trotzdem vergnügt und tatenfreudig aus wie immer. Sie setzten ihren Weg abwärts fort, während Annulu und Da Tensing zurückblieben, um die andern zu pflegen und am 27. hinunterzubegleiten.

Am 27. Mai sahen wir kurz nach 14 Uhr Hunts Seilschaften auf den Hängen unter dem Sporn. Aber erst nach 16 Uhr querten sie den unteren Schlusshang. Während Ward den Tee kochte, ging ich ihnen bis zur Spaltenbrücke entgegen. Ich wollte Hunt gerade die Hand schütteln, als ich über seine Schulter hinweg sah, wie Temba in der Kluft verschwand. Der arme Ang Temba war so erschöpft, dass er gar nicht darauf achtete, wohin er trat. Evans hielt ihn jedoch geistesgegen-

wärtig fest am Seil. Bourdillon und Hunt waren zu müde, um helfen zu können. Ich ging an ihnen vorbei und angelte nach dem Rucksack des Sherpas, der mit dem Kopf nach unten hing. Glücklicherweise gelang es, den kleinen und leichten Mann ziemlich mühelos zu landen.

Im Lager berieten wir, wer von uns talwärts wandern sollte. Mich hatte Hunt bestimmt, die zweite Gipfelmansschaft zu unterstützen. Wer war dann für den Nachschub von unten verfügbar? Zunächst einmal Ward. Obgleich er nicht dazu verpflichtet war, erklärte sich auch Evans bereit. Die beiden trollten sich um 17 Uhr. Dann befasste ich mich mit den müden Leuten. Ang Temba litt am stärksten. Er stöhnte und wollte nur trinken. Die anderen assen artig ihre Abendsuppe. Bourdillon raffte sich trotz seiner Mattigkeit zum Ausbessern eines Primuskochers auf. Am nächsten Tag stiegen auch sie zum vorgeschobenen Standlager ab.

Der Gipfel

Ursprünglich hatte man gehofft, Hillary und Tenzing würden der ersten Gipfelmansschaft einen Tag später folgen. Nach den Anstrengungen des 22. Mai bedurften sie aber der Ruhe. Auch ergab sich die Notwendigkeit eines Nachschubes von mindestens fünf Lasten, um die Gipfelstürmer richtig zu versorgen. Mithin mussten sich auch die Träger ausruhen.

Demgemäss brach die zweite Gipfelmansschaft nebst Nachhut 48 Stunden später auf, nämlich am Nachmittag des 24. Mai. Es waren Hillary und Tenzing; Gregory mit Ang Temba, Pemba und Ang Nyima; Lowe mit den Südsattel-Sherpas Dawa Thondup, Ang Norbu, Topkie, Annulu und Da Tensing. Sie übernachteten in Lager V.

Am 24. Mai erreichten sie das Lager VII und am 26. den Südsattel, wo sie mit der absteigenden ersten Seilschaft zusammentrafen. Der Morgen des 27. war zu stürmisch für einen frühen Aufbruch. Das Thermometer zeigte 25° C unter Null. Die Abgelösten traten den Heimweg an und nahmen den geschwächten Ang Temba mit.

Obgleich der Wind immer noch beharrte, arbeitete man mit grimmiger Entschlossenheit an den Vorbereitungen für den kommenden Tag. In der Nacht wehte es noch. Aber mit einem Liter Sauerstoff in der Minute erzwang man acht Stunden eines mehr oder minder ruhigen Schlafes. Um 8 Uhr des 28. Mai legte sich der Wind etwas, und man beschloss, es zu wagen. Längeres Zuwarten war unratsam, weil sich der durch die Höhe bewirkte Kräftezerfall niemals aufhalten lässt. Auch bei Untätigkeit konnte man zu schwach werden. Anderes Ungemach stellte sich inzwischen ein. Pemba, den man wegen seiner Schleppkraft schätzte, war zusammengebrochen. Somit musste man seine Last verteilen und einige weniger wichtige Sachen ausscheiden, darunter einen Teil des Sauerstoffs. Um

8.45 Uhr setzte sich die Unterstützungsgruppe in Gang. Jeder trug 18 kg und atmete vier Liter Sauerstoff in der Minute. Hillary und Tenzing folgten langsam, um ihre Kräfte zu schonen, trugen aber 22,6 kg.

Langsam strebte man der Schneerinne zu. Hillary und Tenzing freuten sich über die Badewannen, die von den Vorausgehenden ausgehöhlt worden waren. Und unversehens stand man vor den Fetzen des Zeltes, das Tenzing und Lambert im Vorjahr bewohnt hatten. Eifrig knipsten sie Lichtbilder in der Ruhepause. Lebhaftige Erinnerungen an die Nacht des 28. Mai 1952 müssen Tenzings Seele bewegt haben, war es doch eine der denkwürdigsten Nächte in der Geschichte des Bergsteigens gewesen. Er und Lambert lagen hier zusammengekauert ohne Schlafsäcke und ohne Kocher. Über einer Kerzenflamme schmolzen sie Schnee zu kärglichem Trunk.

Dann kam die Gepäckablage von Hunt und Da Namgyal. Die Höhe von 8336 m dünkte sie fürs Hochlager noch etwas zu niedrig. Das bedeutete eine neue Lastenteilung und zusätzliches Gewicht. Auf den Mann kamen 18 kg, 22,6 kg und auf Hillary sogar 28,5 kg. Dank den Wegbereitern drangen sie stetig vor. Der gestufte Fels war zwar verschneit, bot aber guten Fusshalt. Aufs Gestein folgte Firn; und um 14 Uhr schaute man besorgt nach einem Lagerplätzchen aus. Von unten sahen die Bänke flach und einladend aus, zeigten beim Näherkommen aber eine Neigung von 45 Grad.

Schon verzweifelten sie, als Tenzing, der die Gegend vom Vorjahr her kannte, vorschlug, weiter links zu suchen. Um 14.30 Uhr fand man dann auch ein halbwegs ebenes Plätzchen am Fuss eines Felsens. Hier hatten die Wegbereiter ihre Pflicht getan und verabschiedeten sich mit einem Gefühl der Erleichterung. Die später ermittelte Höhe betrug 8504 m.

Hillary und Tenzing legten das Atemgerät ab und bauten die Standfläche. Nach dem Abräumen des Schnees stiessen sie auf schiefe Felsplatten. Nach dem Wegstemmen grosser Blöcke ergaben sich zwei gestaffelte Liegeflächen je 2 m lang und 1 m breit. Anscheinend wirkte der Sauerstoff nach, so dass sie ohne ihn arbeiten konnten. Doch mussten sie alle zehn Minuten verschnauften. Endlich war der Unterbau fertig; Tenzing kochte Suppe, während Hillary den Bestand an Sauerstoff nachprüfte, der natürlich nicht so gross war, wie ursprünglich geplant. Die Minutenzufuhr musste auf drei Liter beschränkt werden. Indes fand man vielleicht die zwei Behälter, die Evans und Bourdillon etwa 100 m weiter oben abgelegt hatten. Sie konnten dann für den Abstieg zum Südsattel benutzt werden.

Sie assen Sardinen, Zwieback, eingemachte Aprikosen, Datteln, Obstmus und Honig. Zunächst war der Abend noch windig. Tenzing lag auf der unteren Stufe. Auf der oberen verspreizte sich Hillary gegen die Zeltwand, um das Gebäude zu festigen. Sie durften sich einen Minutenliter Sauerstoff zu vierstündigem Schlaf gönnen und verteilten ihn auf die Zeiten von 21 bis 23 und 1 bis 3 Uhr. Das

Schlafgas wurde angenehm empfunden, so lange es währte. Nachher fror man erbärmlich bei 27 Grad unter Null. Der Wind legte sich Gott sei Dank.

Am 29. Mai meldete sich um 4 Uhr das erste Morgenlicht. Drunten in den schlafenden Tälern machten sie das Kloster Thyangboche aus, wo die Mönche vielleicht gerade jetzt fürs Gelingen des Unternehmens beteten. Nun hiess es, die Stiefel auftauen und Sardinien mit Zwieback essen. Vor allem musste man viel Limonade trinken, um das Gefühl der Ausdörrung zu bekämpfen, das den Bergsteiger auf grossen Höhen heimsucht. Das Atemgerät wurde ins Zelt geschleift und gründlich überholt. Um 6.30 Uhr schlüpfen sie in die Windhauben, steckten die Hände in die mit Seide und Wolle gefütterten winddichten Fäustlinge und traten in die Morgenkühle.

Tenzing führte erst nach links und bog dann zu dem Firnbuckel ab, der ein auffälliges Kennzeichen des Grates bildet. Dann ging Hillary voran, zuerst am linken Rande einer schmalen Schneide, wo der Wind den Schnee gehärtet hatte. Stellenweise trug die Kruste, manchmal krachte man mit einem Bums durch, der den Gleichschritt ärgerlich störte. Das ging so an die 100 m weiter bis zu der kleinen Mulde, mit den von Evans und Bourdillon abgelegten Sauerstoffbehältern, die noch zu einem Drittel voll waren. Dann wurden die letzten 120 m des Grates steiler und zugleich breiter. Es war das Stück, das den Vorgängern so wenig gefallen hatte. Auch Hillary kam der abschüssige Faulschnee nicht geheuer vor. Er fragte Tenzing, ob er weitergehen wolle, worauf dieser sehr vornehm antwortete: «Ganz wie Sie wünschen.»

Abwechselnd Spur tretend, erreichten sie den Südgipfel um 9 Uhr und waren froh, die Stelle hinter sich gebracht zu haben. Kurz rastend prüften sie das Komende. Der jetzt nebelfreie Grat liess sich in allen Einzelheiten überblicken. Rechts hingen die furchtbaren Wächten über die Kangchungflanke, links senkte sich der Abgrund zum Westkar. Somit blieb nur eine Mittelschneide, die glücklicherweise aus hartem Firn bestand. Die beiden bewegten sich nur abwechslungsweise. Hillary schlug eine Stufenreihe von etwa 10 m, während Tenzing ihn am eingemrammten Pickel sicherte. Besonders schlimmen Wächten wichen sie möglichst weit links auf die Felsen aus. Von hier sahen sie das Lager IV als undeutlichen Flecken 2300 m unter sich.

An einer Stelle kämpfte Tenzing mit Schwierigkeiten. An der Auspuffschleuse der Atemmaske hingen verstopfende Eiszapfen, was Hillary veranlasste, dauernd auf die Masken zu achten, da auch die seinige Eis ansetzte.

Bei einem Wetter, das für den Everest einfach märchenhaft genannt werden musste, kamen sie nach einer Stunde beharrlichen Steigens an den Fuss der Felsenstufe, die wir alle schon lange gefürchtet hatten. Der Feldstecher verriet aber nichts Genaueres. Ein berühmter Bergsteiger sagte einst, dass man nichts von der Beschaffenheit des Gesteines wisse, ehe man die Nase an ihm gerieben habe. Das galt

hier. Die 10 m hohe Wand hätte die beiden vielleicht abgeschlagen, wäre nicht der Riss zwischen Fels und Wächtenfirn gewesen. Hillary stemmte den Rücken gegen den Firn, krallte die Eisen rückwärts ein und nutzte die Griffe im Fels. Tenzing folgte und landete oben «wie ein Riesenfisch». Dann japsten sie lange nach Atem.

Nun gab es nichts mehr, das sie aufhalten konnte. Der Grat blieb guter fester Firn. Endlos folgte Höcker auf Höcker. Kaum stand man auf einem, kam schon wieder ein anderer. Sie verzweifelten schon etwas, als Hillary um 11.30 Uhr plötzlich den Nordsattel und den Nordgipfel des Everest unter sich sah. Nichts Höheres erhob sich vor ihnen. Es war der Gipfel.

Vorerst obwaltete das Gefühl der Erlösung: Keine Grate mehr zu erklettern! Hillary nahm die Maske ab und machte Aufnahmen von Tenzing, dessen frohlockendes Grinsen man hinter der Maske erriet. Zuerst das Bild von Tenzing mit den Flaggen der Vereinten Nationen, Grossbritanniens, Indiens und Nepals. Tenzing vergrub Zwiebäcke und Süßigkeiten als Opfergaben für die buddhistischen Götter, während Hillary die Landschaften nach allen Richtungen hin fotografierte. Im Osten fesselte ihn der Makalu (8470 m) so sehr, dass er eine Anstiegslinie suchte. Im Hintergrund beherrschte der Kangchendzönga (8585 m) den Kimm. Im Westen winkten Cho Oyu (8153 m) und die Nepaler Ketten bis zum Gosainthan (8013 m). Am reizvollsten war der Tiefblick nordwärts auf die plattigen Felsen, über die sich die frühern Bahnbrecher dem Gipfel bis auf 300 m genähert hatten. Aus der Vergangenheit tauchten die Namen von Mallory und Irvine, Norton und Somervell, Smythe und Shipton nebst denen vieler anderer Helden. Von oben sah das Endstück arg steil aus.

Nach zehn Minuten legte Hillary die Maske ganz gern wieder an. Sie mussten sich beeilen, um die Gasbehälter aufzulesen, ehe der Zufluss versagte. Die Felsenstufe erwies sich im Abstieg bequemer als im Aufstieg. Nach einer Stunde standen sie wieder auf dem Südgipfel, wo sie Limonade tranken, um sich auf die folgenden 100 m vorzubereiten.

Hillary und Tenzing fanden den Hang recht ekelhaft. Er war sehr ausgesetzt mit dem schwindelerregenden Tiefblick auf den Kangchunggletscher. Sie tasteten sich sehr behutsam abwärts und fühlten sich unten von einer Gefahr erlöst. Um 14 Uhr kamen sie zum Zelt, das ein mässiger Wind aus den Verankerungen gerissen hatte. Hier heizten sie das Öfchen, wechselten die Gasflaschen aus und füllten sich gründlich mit süsser Limonade. Nach einstündiger Rast setzten sie den Abstieg fort, dem sie sich durchaus gewachsen fühlten, obgleich sie natürlich recht müde waren.

Um 12.30 Uhr kam ich mit einem Sherpa über den Sporn. Zuvor hatte ich drei, musste aber Phu Dorje mit dem krankgewordenen Ang Dorje hinunterschicken. Ich teilte die Lasten mit Pasang Phutar. Er trug 27 kg, ich über 18 kg.

Ohne Sauerstoff bewegten wir uns äusserst langsam: jeweils drei Schritte und dann eine Ruhepause auf den Pickel gelehnt. Plötzlich rief Pasang Phutar etwas. Ich blickte auf und sah die beiden Gestalten unter dem Südgipfel. Ich beeilte mich, um sie am Sattel empfangen zu können.

Am Südsattel traf ich Lowe, der gerade im Begriff war, den Ankommenden mit Suppe entgegenzugehen. Er hatte seine vierte Nacht auf dem Südsattel hinter sich und neun Tage in der Lhotseflanke geschuftet, eine Leistung, die sich neben allen andern sehen lassen konnte. Wir hockten im Pyramidenzelt und besprachen die Ereignisse der letzten zwei Tage. Ein vom Wind ausgefetztes Loch sorgte für mehr als hinreichende Lüftung. Ich zog ins Meade-Zelt um. Dort wollte ich Tee kochen und dann Lowe folgen. Als ich auf die drei zukam, schwenkte Lowe den Pickel und rief: «Sie haben's geschafft!» Hillary sagte: «'Tschuldige, kann nicht viel reden; Sauerstoff zu Ende.» Der war ja gut berechnet.

Tenzing zog sich mit Pasang Phutar ins Notzelt zurück, Hillary ins Meade-Zelt. Dort legten sie sich lang hin und sogen sich voll wie trockene Schwämme. Wir alle leerten Becher auf Becher. Noch blieb mir eine Pflicht zu erfüllen, nämlich das verabredete Zeichen für Hunt: Zwei Schlafsäcke in Form eines T auf einem Schneefleck. Vom vorgeschobenen Standlager aus konnte es leicht mit dem Feldstecher gelesen werden. Der arme Pasang Phutar wurde vom Ruhelager gejagt um Schlafsäcke zu schleppen. Wegen des Windes mussten wir uns auf die Schlafsäcke legen, um sie festzuhalten. In dieser Lage verbrachten wir ungemütliche zehn Minuten; denn eine boshafte Wolke schob sich zeitweilig zwischen uns und die Beobachter 1500 m weiter unten. Das Zeichen wurde nie gesehen; aber in Pasang Phutars Seele senkten sich Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit seiner Herren.

Auf dem Südsattel verbrachten wir eine drangvolle und windige, aber glückselige Nacht. Wir wurden es nicht müde, das grosse Ereignis zu besprechen, ahnten aber kaum, wie sehr es die ganze Welt aufregen würde. Was scherte uns der Sturm. Der Gipfel war erreicht: nicht besiegt, aber erstiegen.

Der Morgen des 30. Mai war noch windig, als wir langsam aufpackten. Wir liessen die Zelte und was wir sonst nicht brauchten, zurück. Um 9.30 Uhr gingen Pasang Phutar und ich zum Spornbuckel voran. Die andern folgten etwas später. Hillary und Tenzing schiuckten Sauerstoff. Auf den unteren Hängen wurde es sehr heiss. Ausgedörrt und durstig querten wir oberhalb von Lager VII, das wir für unbesetzt hielten. Plötzlich tauchte Wylie auf, der mit einigen Sherpas zu etwaiger Hilfeleistung heraufgekommen war. Er begrüsst uns mit Fluten erfrischender Limonade. Hier konnten wir endlich die erstickenden Daunenhosen ablegen. Wylies Beistand kann nicht hoch genug bewertet werden.

Wylie und ich blieben mit den Sherpas hier, um die Zelte abzubauen. Ang Dorje, der kranke Sherpa, musste vorsichtig hinabgeleitet werden. Den andern

kam Stobart in der Nähe des Lagers IV entgegen. Er bat sie, nichts zu verraten, ehe sie mit Hunt und seinen Begleitern zusammentrafen. Als sie auf sein Zeichen hin die Pickel gipfelwärts schwenkten, liefen die beiden Gruppen aufeinander zu, und es folgte ein nicht gerade englisches Umarmen und Schulterklopfen. Das war es aber, was Stobart für den Film brauchte. An diesem Nachmittag, dem 30. Mai, war James Morris, der Berichterstatter der *Times*, mit Westmacott aus dem Standlager heraufgekommen, wohl weil er Neuigkeiten roch. Sofort schrieb er alles auf und lief noch am selben Nachmittag schnurstracks ins Standlager. Zwei Tage später, am 1. Juni, drahtete er die Meldung aus Namche Bazar. Sie traf am gleichen Abend in England ein. Durch einen sinnigen Zufall wurde sie der Welt am 2. Juni bekannt, am Krönungstag der Königin Elisabeth II.

Davon wussten wir nichts. Am Abend des 30. Mai waren wir alle versammelt, glückseliger Freude hingegeben.

Der letzte Abstieg

Noch mussten wir uns und die Sachen durch den Eisbruch schleusen. Die Schweizer hatten uns erzählt, wie sehr ihnen damals vor dem Rückweg durch den schwankenden Irrgarten graute. Wie ein Alpdruck lastete der Gedanke auf ihnen.

Auch wir wussten, was uns blühte. Doch stand uns in Westmacott ein Mann zur Seite, der den Durchgang grossartig einrichtete. Vom Standlager aus hatte er schlechte Stufen nachgebessert, Blockstürze umgangen, zu kurze Brücken verlängert.

Die meisten von uns wären gern am 31. Mai abgestiegen, wäre es nicht nötig gewesen, unentbehrliche Lasten durchzulotsen. Auf keinen Fall durfte man das Leben alleingehender Sherpas aufs Spiel setzen, mochte die Gefahr noch so gering sein. Wir wollten nicht die ganze Ausrüstung opfern, sondern retten, was sich unterhalb des Südsattels an Brauchbarem befand, so alle Zelte, Essvorräte für die Heimreise und andere wichtige Dinge.

Am 31. Mai sollte die Hauptabteilung mit voll beladenen Sherpas absteigen. Wylie, Ward, Pugh, Stobart und ich blieben zurück, um für den 1. Juni zu packen. Eine Sherpamannschaft sollte nach Lager III gehen, sofort nach IV umkehren und am 1. Juni mit neuen Lasten absteigen. An diesem Tage kamen die Sherpas zurück, die ins Standlager gefördert hatten, und holten die von den vorigen in Lager III abgelegten Lasten ab. Wylie, der die von Lager IV absteigenden Sherpas behütete, schlief in der Nacht des 1. Juni in Lager III. Somit würde die Teilnehmerschaft am Abend des 2. Juni vollzählig und endgültig im Standlager versammelt sein.

Vermutlich waren es die Nachwirkungen von drei Wochen in Höhen von 6400 m, die den Abstieg zum Standlager so mühselig gestalteten. Vielleicht war

es auch der Rückschlag nach der gestrigen Aufregung. Die am 31. Mai Absteigenden beschrieben den Gang als scheusslich und schleppend. Wir, die wir noch auf Lager IV verweilten, klagten über mangelhafte Esslust.

Am 1. Juni machte sich Pugh sehr früh mit seiner physiologischen Werkstatt auf die Beine. Ward, Stobart und ich bemühten uns vergeblich, die Schlittenbahre über die jetzt schmutzigen und rauhen Abhänge zu schleifen. Der Beckenfirn hatte sich während unserer Abwesenheit stark verändert. Aus den weissen Schneeflächen war eine graue Runzelhaut geworden, in der die Spalten wie braune Wunden klappten. Wir brauchten über zwei Stunden bis zum Lager III; und von dort aus war der Weg kaum wiederzuerkennen. Ehemals stattliche, schneegekrönte Eistürme sahen jetzt aus wie Zerrbilder verhutzelter Greise. Bewundernd würdigten wir Westmacotts wertvolles Werk. Da waren lange Reihen neuer Stufen; da waren die zwei verstärkenden Balken der Brücke zwischen den Lagern II und III; da war die gänzlich neu verlegte Strecke, die die Schlucht unterhalb von Lager II umging und jetzt von dem unkenntlich gewordenen Lagerplatz in gerader Linie abwärts lief. Im Nebeltreiben erschien die Landschaft verschrumpelt und zerquetscht, vom Staubwind gebräunt, der aus Tibet blies.

Erst nach 19 Uhr landeten wir im Standlager. Wir hatten den Bruchweg zwar als grosse Quälerei empfunden, aber infolge von Westmacotts trefflicher Leistung keineswegs als gefährlicher im Vergleich mit seinem früheren Zustand. Am 2. Juni führte Westmacott die letzten Sherpas zum Abholen des Gepäcks, das Wylie von Lager IV nach III befördert hatte. Die beiden Gruppen vereinigten sich und trafen um 13 Uhr im Standlager ein. Wylie brachte ein Leiden mit, das in Gedankenverbindung mit dem Everest komisch zu klingen scheint, nämlich einen Sonnenstich. Er legte sich mit Fieber ins Bett, war aber am nächsten Morgen wieder gesund, dank Wards liebevoller Pflege.

Vergnügt blickten wir auf den Eisbruch zurück, der sich als ungeheuerliche, vorsintflutliche braune Stachelechse durch die dunkle Schlucht zwischen Nuptse und Everest zwängte. Wie wonnig war es doch, dass man da nicht mehr hindurchzukriechen brauchte. Was noch im Westkar lag, mochte liegen.

Im Lauf des Nachmittags empfing Band Bruchstücke der Krönungsfeiern durch den Lautsprecher. Am Abend kreiste der Rumbecher bei Herren und Sherpas; die Freude stieg auf den Höhepunkt, als eine Einlage die Sendung unterbrach und der Rundfunksprecher uns mitteilte, dass wir den Everestgipfel glücklich bestiegen hätten. Damit war die Sache sozusagen amtlich besiegelt, so dass wir an etwas glauben durften, das uns noch fast unwahrscheinlich vorkam.

Und nun heimwärts zu den Familien und den Freunden, mit dem wundervollen Schatz reicher Erinnerungen an ein hochgemutes Abenteuer in kameradschaftlicher Verbundenheit.

(Übersetzt von W. R. Rickmers)

MANASLU 8125 m

Japanische Expeditionen 1952 und 1953

Von Prof. M. Takagi

DIE KUNDFAHRT 1952

Der ersten japanischen Himalaya-Expedition, bestehend aus Mitgliedern des Akademischen Alpen-Clubs Rikkyo, gelang im Jahre 1936 die Erstbesteigung des 6861 m hohen Nanda Kot.

Im Februar 1952 wurde der «Japanese Alpine Club» mit einer neu durchzuführenden Expedition betraut. Als Ziel galt der unberührte Achttausender Manaslu. Mit den Vorbereitungen wurde unverzüglich begonnen. Trotzdem war es für die Frühjahrszeit schon zu spät; wir mussten uns wohl oder übel für die Nachmonsunmonate entschliessen. *Mainichi*, eine der grössten Zeitungen Japans, finanzierte unser Vorhaben in grosszügiger Weise. Als Expeditionsleiter bestimmte man K. Imanishi, Anthropologe (50jährig); weitere Teilnehmer waren: J. Taguchi (39), Prof. M. Takagi, Psychologe (39), K. Hayashi, Arzt (26), Prof. S. Nakao, Botaniker, und S. Takebushi, Reporter (45).

Am 25. August 1952 starteten wir im Flugzeug von Tokio nach Kalkutta; nach viertägigem Aufenthalt flogen wir nach Darjiling weiter und verpflichteten uns dort die vier Sherpas Gyalzen II (Sirdar), «Pansy» (Koch), Sarki und Angtsering IV.

Über Patna erreichten wir im Flugzeug Kathmandu am 5. September. Einen Tag später trafen hier die schweizerischen Everestleute ein. Die zehn Tage in Kathmandu benützten wir zur Lösung unserer organisatorischen Fragen. Zu den vier Sherpas gesellten sich noch «Dako» und «Anno» und ungefähr siebzig Träger. Als «Liaison Officer» und Dolmetscher fanden wir im Studenten Dilly Bahadur Verma den geeigneten tüchtigen Mann. Natürlich haben wir auch nicht versäumt, der nepalischen Regierung Höflichkeitsbesuche abzustatten.

Endlich, am 14. September, brachen wir bei hartnäckigem Monsunregen auf. Wir folgten dem Weg Tilmans, den wir nicht verfehlen konnten, da unser Sirdar Tilman vor zwei Jahren begleitet hatte.

Nach 22 Tagesmärschen stiessen wir am 5. Oktober auf Tilmans Basislager. Auch wir richteten dort auf 3500 m Höhe unser Hauptlager ein. Das Wetter war so beständig schön, dass wir der festen Überzeugung waren, den Monsun über-

standen zu haben. Deshalb versuchten wir schon am 7. Oktober, unsere Kräfte mit der Annapurna IV (7525 m) zu messen. Wir wollten unsere Fähigkeiten und Akklimatisation prüfen, vor allem aber auch den Manaslu von Westen her erkunden. Nachmittags zog die Spitzengruppe mit Takagi, Sirdar Gyalzen, zwei weiteren Sherpas und einigen Trägern los. Lager I schlugen wir, wie Tilman, etwas unterhalb der Baumgrenze bei 3900 m auf. Am zweiten Tag erstiegen wir die Moräne und errichteten Lager II auf 4800 m («Special Camp» von Tilman). Von diesem Lager aus erkundeten wir am dritten Tag den Platz für Lager III auf dem Grat in 5500 m Höhe. Neuschnee erschwerte den Aufstieg durch die Eisrinne und Felsen. Am gleichen Abend traf die zweite Gruppe, bestehend aus Taguchi, Hayashi und Sherpa Sarki, im Lager II ein. Am vierten Tage trugen die Sherpas ihre Lasten zum Lager IV, nachdem wir ihren Weg mit zwei befestigten Seilen in der Eisrinne und den Felsen gehbarer gemacht hatten.

Am fünften Tag stieg unser Leiter Imanishi mit Nakao zum Lager II empor. Wir besprachen unsern Plan.

Am sechsten Tag besetzten wir endgültig Lager III. Zuzolge ungenügender Akklimatisation litten wir drei (Taguchi, Hayashi und Takagi) an Bergkrankheit. Dennoch erreichten wir am siebenten Tag, zusammen mit den Sherpas, 5800 m und liessen einige Lasten zurück. Wir passierten unterwegs Tilmans Camp I und fanden dort zwei zerbrochene Eispickel und Haken seiner Partie.

Das Wetter war leider nicht mehr so gut; schon am ersten Abend schneite es. Wir mussten, da es die ganze Nacht hindurch stürmte, bei Punkt 5800 umkehren. Auch anderntags begann es wieder zu schneien. Um den Lawinen zu entgehen, beschlossen wir, sofort abzusteigen. Am 17. Oktober fanden wir uns alle wieder im Basislager ein.

Zehn volle Tage mühten wir uns um die Annapurna IV und erreichten wegen Schlechtwetters und ungenügender Akklimatisation nicht einmal Tilmans Camp II. Wir möchten aber diese Tage nicht missen: wir haben wertvolle Erfahrungen gesammelt und uns tüchtig durchtrainiert. Ausserdem konnten wir von Lager III die Westseite des Manaslu gründlich betrachten. Der Berg besitzt einen Nord-sattel, der allerdings von unserer Westseite aus ziemlich abweisend erscheint; wenn der Sattel von Osten her gewonnen werden könnte, dürfte das Gipfel-plateau besteigbar sein.

Leider musste uns jetzt Taguchi verlassen und trat die Heimreise an. Wir übrigen beschlossen, die kleineren umliegenden Berge, von den Einheimischen Chulu genannt, zu erklimmen, um die ganze Kette der Annapurna zu überblicken und die Erkundung des Manaslu von Westen her abzuschliessen.

Glücklicherweise wurde das Wetter nun gut. Am 20. Oktober wanderten wir vier mit sechs Sherpas und acht Trägern südwärts einem Tal entlang und übernachteten (Lager I) oberhalb der Baumgrenze auf 4800 m. Am zweiten Tag

langte es gerade bis zur Gletscherzunge auf 5300 m. Die Gletscherbildung der Annapurna ist schwach, dafür um so steiler. Die Nordseite des Marsyanditales ist noch trockener als die Annapurnaseite; sie gehört schon zum tibetischen Trocken- gebiet.

Am nächsten Morgen gingen wir am Gletscher empor und erstellten das Hochlager III auf dem Gletscherscheitel in 5800 m Höhe. Das Chulugebirge besteht aus zwei Spitzen; wir wählten die westliche. Der Aufstiegsweg führte durch den Eisfall zwischen den beiden Spitzen. Bald erreichten wir den Südgrat des Westchulu und gelangten ohne besondere Schwierigkeiten auf den 6200 m hohen Gipfel. Die Aussicht war überwältigend. Lückenlos sahen wir die Annapurna und den Dhaulagiri vor uns. In tibetischem Land erheben sich nordwärts eine Reihe nicht so hoher Bergketten. Den Manaslu könnten wir ausgezeichnet beobachten; leider wird der nördliche Teil des Nordsattels von der 22 997-ft.-Spitze (7009 m), die Tilman 1950 zu besteigen versuchte, verdeckt.

Anderntags zogen wir, Imanishi und Takagi mit Gyalzen, ostwärts weiter; wir wollten den Manaslu mit seinem Nordsattel genau studieren. Sechs Tage später betraten wir wieder unser Basislager. Während unserer Abwesenheit war Takebushi eingetroffen.

Wir ruhten uns ein paar Tage lang aus und wandten uns dann am 29. Oktober nach Thonje zurück, um den Manaslu anzugehen. Dabei teilten wir uns in zwei Gruppen; die erste setzte sich aus Imanishi, Takebushi und Takagi zusammen. Unsere Aufgabe bestand darin, unterwegs einen Abstecher auf den Pass Namun Bhanjyang (18 976 ft. = 5784 m) zu machen und von dort aus die Westseite des Manaslu einzusehen. Schneefall war schuld daran, dass wir vor der Passhöhe steckenblieben. Immerhin konnten wir während einer kurzen Aufhellung einen Blick auf die furchterregende Südwestwand werfen. Wir wussten nun, dass unser Berg von Westen und Südwesten aus unersteigbar ist.

Die zweite Gruppe, Hayashi und Nakao, ging mit Trägern nach Bimtakoti (3650 m) unter dem Larkya-Bhanjyang-Pass. Dort stiegen sie auf und erschauten den Manaslu von der Nordwestseite, die ebenso unnahbar aussah.

Wie Tilman auf dem Weg von Thonje nach Bimtakoti, so durchforschten auch wir mit unseren Gläsern die Nordwestseite mitsamt dem Nordsattel und der Nordspitze des Manaslu. Nach unserer Auffassung ist eine Begehung dieser Seite ziemlich aussichtslos.

Am 7. November vereinigten wir uns in Bimtakoti. Zwei Tage später überschritten wir den Larkya Bhanjyang (5213 m). Es war auf der Passhöhe oben schön, doch sehr windig – für unsere Träger eine zusätzliche Mehrbelastung. Am Ende des Larkyagletschers, wo wir auf 4200 m lagerten, tauchte vor uns wieder der Manaslu auf. Am nächsten Morgen, bei schönstem Wetter, schenkte sich uns der Berg in ganz anderer, einprägsamerer Gestalt. Von seiner Flanke fließt ein

die Zeit drängte, dem Flugzeug übergeben. Am 24. März war man vollzählig in Kathmandu beisammen.

Um beweglicher zu sein, marschierten wir mit unseren 15 Sherpas in zwei Gruppen. Die erste (7 Teilnehmer mit Sherpas und 190 Träger) verliess Kathmandu am 26. März, die zweite (6 Teilnehmer mit Sherpas und ungefähr 90 Träger) einen Tag später. Die Wissenschaftler trennten sich am zweiten Tag von ihrer Gruppe und gingen selbständig.

Wir marschierten auf dem uns bekannten Weg (nur in umgekehrter Richtung) durch das nicht ungefährliche Buri-Gandaki-Tal aufwärts. Die Flüsse und Bäche waren lange nicht so reissend wie im Herbst zuvor. So kamen wir gut vorwärts. Anfangs war das Wetter schön, nur litten wir unter der Hitze. Nach Ngyak, vom 7. April an, hatten wir täglich unser Gewitter. In den Bergen fiel Schnee.

Am 12. April erreichten wir das uns vom Herbst her bekannte Basislager; anderntags traf auch die zweite Gruppe wohlbehalten ein. Eine Woche lang ruhten wir aus und suchten uns zu akklimatisieren. Das Wetter war uns leider nicht mehr gutgesinnt – es schneite bis zu den Zeltdächern hinunter. Unser Basislager befand sich, eine Gehstunde von Sama entfernt, am Nordufer des Manaslugletschers auf 3850 m, etwa auf der gleichen Höhe der Gletscherzunge.

Angriffstag war der 21. April. Als erstes Ziel setzten wir uns die Erkundung des Naikesattels (5600 m); wir wollten dort unser «Advanced Base Camp» aufschlagen. Die Vorhut mit Takagi, Taguchi und Takebushi gelangte bei Schneetreiben mit ihren Skiern am dritten Tag auf den Sattel. Die zweite Gruppe mit K. Kato, Muraki, Yamada und einigen Sherpas stiess am folgenden Tag zu ihnen, wobei sie den Weg mit roten Fähnchen markierten.

Am 25. April kehrten alle ins Basislager zurück. Die Lagerplätze bis zum Naikesattel wurden nun festgelegt: Lager I auf der Nordmoräne, Lager II in einer Mulde (5000 m), Lager III auf dem Gletscher (5400 m) und Lager IV auf dem Sattel selbst.

Wir diskutierten lebhaft über den weiteren Angriff. Unserem Plan gemäss bauten wir Lager IV als «Advanced Base Camp» aus. Gruppe 2 mit sämtlichen Sherpas und einigen einheimischen Trägern und Gruppe 3 (Murayama, Yamazaki und Ishisaka) teilten sich in diese Arbeit. Die erste Gruppe stieg am 30. April bis zum Lager II und erreichte am 3. Mai Lager IV auf dem Naikesattel. Die Erstellung der Lager, die Sicherung des Weges und das Legen eines Telephonkabels bis zum Lager IV kostete uns sechs wertvolle Tage.

Wir besaßen zwei verschiedenartige Kommunikationsmöglichkeiten: einmal den «Handy-Talky» und dann ein Kabeltelefon mit künstlichem Kristall. Auf

Tafel 15: Blick von oberhalb des Basislagers quer über den Manaslugletscher auf Manaslu (links hinten) und Ostnadel (rechts).





den «Handy-Talky» war leider kein Verlass; wir mussten zu guter Letzt auf ihn verzichten. Dagegen leistete uns das Kabeltelefon treffliche Dienste. Ursprünglich wollten wir das Kabel bis zum Nordsattel legen, aber für die 10 km Länge reichte es nicht aus – wir mussten unsere «Telephonkabine» sogar 100 m unterhalb Lager IV aufstellen. Der Manaslu ist viel grösser und weitläufiger, als wir uns überhaupt vorstellen konnten. Auch in dieser Unterschätzung lag eine Ursache unseres Misslingens.

Nun sollten wir den «Eisfall» angehen. Vom 3. Mai an erkundeten wir ihn fünf volle Tage lang vom Lager IV aus. Schliesslich gelang es, während eines heftigen Schneesturmes, Lager V auf 5900 m und am 9. Mai Lager VI auf 6200 m in einer Mulde mitten im Eisfall und unter der Nordspitze zu errichten. Am 11. Mai endlich fanden wir, links an den Eistürmen vorbeiquerend, den Zugang zum Nordsattel (7100 m); unter ihm, auf 6600 m, bezogen wir Lager VII. Dort harreten wir vier Tage aus: einerseits um unser Lager auszubauen und uns anderseits den Weg zum Nordsattel zu öffnen. Seit dem Angriff auf den Eisfall blieb das Wetter unbeständig; jeden Nachmittag fiel Schnee.

Am 15. Mai erreichten wir den 7100 m hohen Nordsattel und damit unser Lager VIII. Anderntags stiegen Taguchi und K. Kato weiter. Leider setzte schon nachmittags Schneetreiben ein, und der Nordwest blies kräftig. Der 17. Mai galt dem Angriff auf das Plateau. K. Kato, Yamada und ich, begleitet von den Sherpas Sarki, Gundi, Angtemba und Mingmasitar, bildeten die Vorhut. Doch das Wetter blieb schlecht und stürmisch. Auf steilem Hange mühsam durch tiefen Neuschnee watend, erreichten wir erst nachmittags eine Höhe von 7400 m. Meine beiden Kameraden nisteten sich dort für die Nacht in einem Schneeloch ein, während ich mit den Sherpas zum Lager VIII hinunterging. Die ganze Nacht hindurch tobte der Sturm. Dafür überraschte uns der nächste Morgen mit strahlendem Himmel. Leider aber waren unsere Sherpas derart erschöpft, dass ich meinen beiden Kameraden nicht beistehen konnte. Sie hatten dort oben in der Unwirtlichkeit ebenfalls eine schlechte Nacht verbracht und entschlossen sich, zu uns zu ziehen. Ohne unsere Unterstützung hätten sie doch nicht weitergehen können.

Schneesturm um Schneesturm fegte über den Berg. Wir resignierten. Zudem eignete sich Lager VIII, weil es ungenügend eingerichtet war, für einen längeren Aufenthalt nicht. Auch fehlte es uns an Brennstoff und Nahrungsmitteln. Was blieb uns da anderes übrig, als den Rückzug anzutreten? Ich stapfte im weichen Schnee voraus. Müde und zerschlagen gelangten wir abends endlich ins Lager VII.

Der erste Angriff auf das Gipfelplateau war, vor allem des Windes und des schlechten Wetters wegen, gescheitert. Klugerweise zogen wir uns ins Lager IV

Tafel 16: Blick von oberhalb Naike Col auf die zum nördlichen Hochfirn ansteigende Firnflanke, sichtbar ab Lager V (Karte) bis Lager IX links des Hornes am rechten Bildrand. Der Umkehrpunkt der Expedition 1953 liegt in der Mitte des steilen, an die Gipfel aufsteigenden Firnblattes.

auf den Naikesattel zurück und erholten uns dort während sechs Tagen über Er-
warten gut. Auch ergänzten wir unsere knapp gewordenen Vorräte mit Yakfleisch.

Am 26. Mai holten wir zum zweiten Angriff aus. Das Wetter hatte sich plötzlich
zum Guten gewendet. Ohne Wind und Schneefall gelangten wir in verhältnis-
mässig kurzer Zeit zu Lager VII und am 28. Mai ins Lager VIII. Dann überfiel
uns wieder der bösertige Nordwestwind. Ich selber begab mich, weil mein Zelt
beschädigt war, zum Lager VII hinunter. Am 30. Mai stiegen die übrigen mit den
Sherpas zum Plateau empor und spannten ihre Zelte auf 7500 m auf; dieses
Lager IX, mit K. Kato, Yamada und Ishisaka besetzt, lag am Plateaurand. Im
Lager VIII hielt sich unterdessen der Hilfsarzt Yamazaki mit fünf Sherpas zum
Eingreifen bereit.

Herrlich blau und windstill brach der 31. Mai an. Die drei Unentwegten star-
teten um 7 Uhr morgens und stiegen fünf Stunden lang dem Gipfel entgegen.
7750 m war der höchste Punkt, den sie erreichten. Von dort aus sahen sie den
Gipfel, allerdings noch in ziemlicher Ferne; er schien jedoch ohne besondere Stei-
gung und Schwierigkeit bezwinglich zu sein. Schweren Herzens stiegen unsere
drei Kameraden ab. Am 2. Juni waren wir alle im Lager IV und einen Tag später
wohlbehalten im Basislager.

Ein Wort zu unserem Fehlschlag: Wir eroberten den Manaslu nicht, erstens,
weil wir uns von seiner Grösse keine richtige Vorstellung machten, und zweitens,
weil wir kurz vor dem Gipfel weder genügend Brennstoff noch Nahrungsmittel
besaßen. Nicht technische Schwierigkeiten, nicht das Wetter oder gar physische
Unzulänglichkeit hatten den Erfolg vereitelt. . . es lag einfach am Fehlen jeder er-
probten Erfahrung, dass wir kurz vor dem Gipfel aufgeben mussten. Sir John
Hunt, der Leiter der britischen Everest-Expedition, betonte, dass Erfolge in den
Himalayabergen von langjährigen Erfahrungen abhängig seien. Den Rückweg
über den Larkya Bhanjyang (5213 m) nach Pokhara traten wir am 8. Juni an. Der
Monsun verzögerte die Ankunft unseres Flugzeuges. Erst am 7. Juli landeten wir
in Kathmandu. Am 25. Juli traf die letzte Gruppe wieder in Tokio ein.

Unsere Wissenschaftler Nakao und Kawakita nahmen ihre Tätigkeit getrennt
von der Hauptgruppe auf. Sie gingen über Pokhara und das Kali-Gandaki-Tal
aufwärts bis Kagbeni (am 28. April), darauf westlich ins Keha-Lungpa-Tal und
stiegen am 8. Mai auf den Tiejia La (5200 m). Dann zogen sie nach Kagbeni
zurück, überschritten den Pass von Muktinath (Thorungse, 5180 m) und wandten
sich ins Marsyandital. Nun folgten sie dem Weg unserer letzten herbstlichen
Kundfahrt über Larkya Bhanjyang bis Sama, wo sie am 2. Juni anlangten. Wir
freuten uns, sie wieder zu sehen. Später setzten sie ihre Reise nach dem Ganesh-
Himal-Gebiet fort und stiessen am 3. Juli bis zur tibetischen Grenze (Thaple
Bhanjyang, 4900 m, und Mura Dazen Bhanjyang, 4850 m) vor. Über Arghat Bazar
kehrten sie am 13. August nach Kathmandu zurück.

AACZ-EXPEDITION 1953 ZUM DHAULAGIRI

Von Ruedi Schatz

Unser Ziel, der 8172 m hohe Dhaulagiri, ist der höchste Gipfel Nepals westlich des Everestmassivs; an klaren Tagen leuchtet seine kühne Pyramide weit in die indische Tiefebene hinaus. Aber bergsteigerisch blieb er völlig unerschlossen, bis 1950 die französische Himalaya-Expedition zu seiner Besteigung aufbrach. Die Franzosen schlugen ihre Basis in Tukuha auf und versuchten dann über die Ostflanke und den Ostgletscher auf den etwa 5500 m hohen Nordcol zu gelangen, um von dort über den Nordostgrat den Gipfel zu erreichen. Drei Vorstösse der Expedition blieben in den schrecklich zerrissenen Séracs der Ostseite stecken; der Versuch musste abgebrochen werden. Der Expeditionsleiter Herzog versuchte nun, durch ein auf der Karte verzeichnetes Tal direkt die Nordflanke des Berges zu gewinnen; die Erkundungsgruppe Oudot-Terray stiess aber nach mühseligem Marsch statt auf die Nordseite des Dhaulagiri auf einen Pass, der dem Massiv gegenüberliegt und von ihm durch einen weiten Gletscherkessel mit Abfluss nach Westen getrennt ist.

Von diesem «Franzosenpass» aus machte Oudot eine Aufnahme der Nordflanke. Das Bild erweckte gewisse Hoffnungen; alle Fachleute waren darüber einig, dass es nur eine Möglichkeit am Dhaulagiri gibt: den Weg von Norden. Es stellte sich die Frage des Zuganges. Der Gletscher, der den Franzosen zu Füssen lag, strömt nach Westen offenbar in fürchterliche Schluchten ab, und Maurice Herzog beurteilte in einem Brief an mich die Aussichten, dort einen Weg durchzufinden, als sehr schlecht. Aber auch der Weg über den Franzosenpass schien nach den Worten unserer Vorgänger nicht sehr verlockend. So entschlossen wir uns für den unbekanntesten Westen, für den Weg dem Mayangdi Khola entlang.

Als Chef stand Bernhard Lauterburg der Expedition vor. Der Sechzigjährige hatte schon unsere Südamerika-Expedition geleitet, war körperlich noch ausserordentlich leistungsfähig und von Begeisterung und Pflichtbewusstsein erfüllt. André Roch stellte uns seine langjährige Erfahrung und Photographierkunst zur Verfügung. Peter Braun, Marc Eichelberg und ich waren die eigentlichen Initianten; endlich stiess noch Hannes Huss zu uns, und als Arzt schloss sich uns Ruedi Pfisterer an.

Am 15. März verliessen als erste Lauterburg, Braun, Eichelberg, Huss und ich die Schweiz. Nach der Seereise und dem Flug Bombay–Delhi folgte die erste, 36stündige Bahnfahrt durch Indiens Staub und Hitze nach Gorakhpur, und von dort mit einer Schmalspurbahn nach *Nautanwa* an der nepalisch-indischen Grenze.

Da treffen wir auch unsere Sherpas. Die kleinen braunen Kerle mit den lachenden Zähnen stehen in Reih und Glied zum Empfang bereit, der eine mit einem roten Wollhelm, der andere in Spielhose, der dritte im Pyjama. Man begafft sich gegenseitig neugierig und etwas prüfend, wissen doch sie und wir, wieviel vom Partner abhängen wird. Bald fallen die ersten Hemmungen, und nach zwei Tagen voller Zollformalitäten rumpeln zwei Lastwagen durch die Karrengeleise der Hauptstrasse nach Nepal hinein. Am Flugplatz Bhairava halten wir. In schattenloser Glut werden die Kisten aufgestapelt und dann zwei Tage lang umgepackt. Listen werden aufgenommen, Traglasten zu 30 kg gemacht; die strahlende Sonne ermüdet zum Umfallen, halbtot kriechen wir nachts in die Säcke, haben Biersvisionen, aus denen uns der morgendliche Tee mitleidlos aufschreckt. Am Morgen des dritten Tages schaukeln etwa dreissig Ochsenkarren herbei, sie schleppen unser Material zum Startplatz. Vor uns gleisst die alte Dakota. Irrsinnige Hitze.

Dann versucht der Pilot den Start, kaum kommt er vom Boden weg, lang kreist er, schräg hängend, knapp über den Bäumen, schliesslich keucht die Maschine der ersten Bergkette zu.

Auf dem Flug öffnet sich uns der Charakter der nepalischen Landschaft: ein unentwirrbares Geknäuel von steilen, braunen Bergketten und tiefen, schluchtartigen Tälern; nirgends eine Ebene; im ganzen Berglande gibt es nur zwei Flächen, die als Flugplatz in Frage kommen: Pokhara und Kathmandu. An allen Flanken klettern die Terrassen der Reisbauern hoch, zeichnen Linien in die Landschaft wie auf einer riesigen Kurvenkarte.

Ein Talkessel wird sichtbar. Die Stimme des Captains: «Halten Sie bitte alle eine Kiste fest, das Flugfeld ist sehr holprig und die Ladung nicht gut befestigt.» Schweissüberströmt kriechen wir nach perfekter Landung aus der Dakota.

Wir sind in Pokhara! Die Luft, die uns da empfängt! Frische, prickelnde, staubfreie Bergluft, grüne Wiesen. Und rund um das Flugzeug die ganze lachende nepalische Menschheit; die Männer mit weissen Mützen, schwarzen Westen und weisser Hose, den Regenschirm in der Hand; lachende Frauen, dunkeläugig, einen Goldknopf im Nasenflügel, den roten Punkt auf der Stirn. Kleine Mädchen, den Daumen im Mund. Tage-, ja wochenlang sind sie hergewandert, um das Flugzeug zu sehen, das erst seit zwei Monaten in ihre mittelalterliche Welt eindringt. Und auch die komischen weissen Männer, die mehr Zeug mitbringen, als bei ihnen ein ganzes grosses Dorf zum Leben braucht.

In Beni fliessen die beiden Hauptflüsse Kali Gandaki und Mayangdi Khola zusammen. Die grosse Talgabelung ist erreicht. Die Franzosen zogen auf dem

Handelsweg nach Tibet gegen Norden, wir biegen nach Westen ins Unbekannte ein. Jeder Tag bringt uns Neues. Wir haben viel Zeit, denn die Trägerkolonne geht langsam. Eines Tages steigen wir frühmorgens auf einen steilen Rücken hoch. Oben entfaltet sich vor unseren Augen das grossartigste Bergpanorama, das ich je gesehen habe.

Vielleicht 30 km entfernt steht der Dhaulagiri himmelhoch zwischen den roten Rhododendronbäumen, nach Westen zu folgt in einer Mauer von steilstem Eis und Fels ein Gipfel dem andern, alle zwischen 7900 und 7400 m hoch, der Dhaulagiri-Himal, Naula, Sherbong, Jeyre Meyre im Mund der Einheimischen. Wir können uns nicht sattsehen, starren immer wieder über die tiefen Schluchten, die üppigen Wälder, die gelben Roggenfelder hinüber zu dieser flimmernden Front von wohl 4000 m Wandhöhe.

Acht Tage nach dem Abmarsch von Pokhara sind wir in Muri, dem letzten Dorf auf der Karte. Gegenüber gähnt dunkel der Eingang zum Schluchttal, das sich zwischen den Dhaulagiri und den Dhaulagiri-Himal eingefressen hat. Seine Sohle liegt bei rund 2000 m, seine Hänge steigen auf 7000, 8000 m hinauf. Es ist kein einladender Anblick für den, dessen einziger Weg da durchführt. Die Dorfbewohner geben die widersprechendsten Auskünfte. Für die einen geht kein Weg durch, für die andern ein Stück weit, und die dritten bezeichnen es als ganz und gar ungangbar. Hier liegt unsere erste Schlüsselstelle. Wenn wir da nicht durchkommen, müssen wir umkehren – auf 2000 m!

Die Kulis wollen nicht mitkommen; sie fürchten das Unbekannte. Nach zwei Tagen haben wir unsere Leute trotzdem beisammen. Der Marsch beginnt. Mit drei Tagen hatten wir gerechnet; es sollten acht daraus werden.

Halbwegs nach hinten führen «Wege». Der eine durch die Schlucht, oft 1000 m hinauf und wieder hinunter, an steilsten Grashängen durch, die haltlos in die Wasser abstürzen und wo der Weg kaum Raum für einen Fuss bietet; dann an Strickleitern über Felsstufen hinunter, von Grashang in Regenurwald, der sich in wilder Üppigkeit an den bedrückend hohen Hängen festgekrallt hat. Wie die Kulis mit ihren Lasten durchkommen, ist uns ein Rätsel. Jeden Abend regnet es, Nebel durchziehen diesen dunklen Schacht, Orchideen blühen; Leoparden und Bären soll es hier geben. Dann hört auch der kleine Jägerpfad auf. Drei Tage lang heisst es jetzt Brücken bauen und Bambus hacken. Mit Beilen fällen wir manchen Baum, bis drei Brücken über die mächtigen Bergflüsse geschlagen sind. Zwischenhinein schlagen wir Bambus, Bambus, Bambus. Er wächst bis auf 3000 m in unglaublicher Dichte. Jeder Meter muss mit dem Buschmesser ausgeschlagen werden. Bambus wird zum Witz-, Neck- und Schimpfwort. Nach einem Tag Hacken kann man kaum mehr den Suppenlöffel halten; die Hände sind blutig und die Träume von Bambus erfüllt. Und das alles kaum 10 km vom Dhaulagiri entfernt! Das ist das Besondere dieser Region: das ausserordentlich tiefe Niveau der Um-

gend, welches die steilen Flanken und die Wildheit der Berge bedingt. Trotzdem: hier ist Neuland; und gerade das haben wir gewollt.

Am 2. Mai erreichen wir die Baumgrenze zu Füssen der Dhaulagiri-Westwand auf 3600 m über Meer. Fast aus den letzten Bäumen steigt unser Berg 4500 m in die Höhe: eine fürchterliche Flanke, deren Ausmass man kaum erfassen kann. Das Tal wird durch eine steile, enge Schlucht abgeriegelt, aus der sich scheinbar eine Gletscherzunge herauspresst. Unsere Kulis sind auf keine Weise mehr zum Weitermarsch zu bewegen. Der entfernte Lawinendonner, die schwarze, ungemütliche Schlucht vor uns, die aussieht wie ein vergrössertes Lauterbrunnental ohne Vegetation, die Nähe des Schnees: das alles genügt für sie, um gern auf die paar Rupien zu verzichten. Wie schon gesagt: das Niveau des Landes ist tief; diese Leute leben auf höchstens 1800 m in mildem, subtropischem Klima; das sind keine Bewohner der Everestregion, deren Dörfer auf 4000 m liegen. Schnee ist ihnen fremd; Höhe, Berge, Kälte bedeuten Schrecken.

Hundertzehn ziehen heim, sechs bleiben. Dabei sind wir noch gute zwei Tagesmärsche über Gletscher von einer richtigen Basis entfernt! Der nächste Tag gilt dem Vorstoss in das unbekannte Gletschertal des Mayangdigletschers, des Dhaulagiri-Nordgletschers der Franzosen. Wir eilen hinein, ohne die Höhe zu spüren, so hat uns die Spannung gepackt. Ein gewaltiger Sporn am Westgrat unseres Berges sperrt den Einblick in das Tal, das uns für die nächste Zeit beherbergen soll. Nach Stunden ist das Talknie erreicht, der Sporn zurückgelassen. Der Blick öffnet sich auf ein recht breites Tal, auf dessen Grund schmutzig und mit Riesemoränen der Mayangdigletscher fliesst. Im Norden thront der Dhaula (7900 m), gefolgt von einer Gipfelreihe, die vom Gewirr und Geknäuel weissen Firnes und blauen Eises übergossen ist. Weit im Hintergrund führt ein brauner Übergang nach Norden: der Franzosenpass. Die ganze Südseite aber nimmt die wohl 12 km breite Nordwand des Dhaulagiri ein, die in schwarzen Stufen, Eiskaskaden, Firnfluchten und kleinen Rippen steil zur Höhe seines Gipfels emporschießt. Den Abschluss des Tales bilden die beiden Pyramiden der Tukuchaspitze (6915 m) und ihres Nachbarn.

Die Grossartigkeit dieser jungfräulichen Landschaft packt uns, und gleichzeitig die Gewissheit, einen ersten Schlüssel gefunden zu haben: den Zugang zu dem unbekanntem Tal.

Vorerst bleibt allerdings keine Zeit zum Genuss der Landschaft. Rekognoszierungen haben etwa acht Marschstunden von der Basis zum Festsetzen eines Zwischenlagers auf 4100 m und eines Lagers I auf 4500 m geführt. Das Lager I soll zu einer Art Basislager ausgebaut werden. Mancher Tag vergeht, bis die Sahibs, Sherpas und vier ausharrenden Kulis die fast neunzig Traglasten zwei Tagemärsche weit ins Lager I geschleppt haben. Der Transport kostet Zeit, Kraft, Geduld.

Eine von Roch und Eichelberg unternommene Rekognoszierung ergibt sehr zweifelhafte Aussichten für den Dhaulagiri. Auf dem felsigen Unterteil seiner Nordflanke liegt ein Gletschergürtel, dessen schmale Eisterrasse gewaltige Séracs abriegeln. Aus der Terrasse wächst der Gipfel 2000 m hoch auf, in seiner haltlosen Glätte den Lawinen ausgesetzt und vor allem ohne sichtbare Lagermöglichkeit. Roch bezeichnet diese Birnenflanke als höher, steiler und viel schwerer als die Lhotseflanke am Everest. Das erste Problem scheint uns der Durchgang durch die Séracs zu bilden. Hannes Huss und ich werden auf Rekognoszierung ausgeschickt, nachdem uns Braun und Eichelberg geholfen haben, ein Zelt auf 5100 m aufzustellen. Ein sehr mühsamer, von Keuchen erfüllter Vorstoss durch brusttiefen Pulverschnee, Spalten und Blankeisstufen bringt Huss und mich bei etwa 6000 m auf die Firnterrasse. Ein Durchkommen ist also möglich. Jetzt grosser Kriegsrat. Bereits haben wir den 13. Mai. Es heisst, entweder den Dhaulagiri versuchen und bei Misserfolg abziehen, oder den Weissen Berg aufgeben und sich an einen Siebentausender wagen. Für beide ist die Zeit zu knapp. Wir entscheiden uns einstimmig für den Dhaulagiri.

Die Zeit eilt. Viel zu schnell müssen Lager und Material vorgeschoben werden. Am 15. Mai steigen wir vier Jungen mit allen Sherpas schwerbepackt zum Lager II und kehren sofort wieder ins Lager I zurück. Am Morgen ist das Wetter immer grossartig, aber um Mittag ziehen Wolken auf, und der frühe Nachmittag bringt kalten Wind und oft reichlichen Schneefall. Jeden Morgen muss neu gespurt werden. Und um 14 Uhr heisst es meistens unterkriechen, will man es nicht mit dem wirbelnden Schnee zu tun bekommen. Die Nächte im Zelt sind lang bis zum andern Morgen.

Am folgenden Tag steigen wir wieder ins Lager II. Der Weg führt über lose, steile Hänge, die mit etwas Schnee bedeckt sind, auf denen das Gehen nicht schwierig, aber recht mühsam ist. Die vier Sahibs und drei Sherpas bleiben oben. Schon am kommenden Tag, am 18. Mai, stapfen wir schwerbepackt auf exponiertem Felsgrat, der höher oben in eine elegante Firnschneide übergeht, zum Lager III. Der Weg bereitet den Sherpas viel Mühe, und wir müssen sorgfältig sichern. Ang Tharke meint, schwerer dürfe das Gelände für seine Leute nicht werden. Als wir im Lager III ankommen, sind die Wolken schon eingefallen, es bläst und schneit; schnell werden die knatternden Zelte aufgestellt. Die vier Sahibs bleiben oben. Die beiden besten Gänger unter den Sherpas, Ila Tensing und Gyaltzen, sichern ihre Kameraden beim Abstieg zum Lager II.

Das Lager III liegt auf einem luftigen Eisbalkon unter den blauen Türmen der Séracs, von denen eines Morgens einer zusammenbrechen und recht nahe an der frühstückenden Lagerbesatzung vorbei als Eislawine ins Tal donnern sollte. Jetzt ist alles ruhig. Es schneit. Wir kochen: Suppe, Käseschnitten, gebratenen Fleischkäse, Erbsen und Kompott aus getrockneten Aprikosen. Bis man das alles auf dem Primus gekocht hat, geht einige Zeit vorbei.

Schon am folgenden Tag versuchen Huss, Eichelberg und ich durch den grossen Firnbruch zu stossen und den Standort des Lagers IV festzulegen. Es ist ein glücklicher Tag für uns, wir haben die richtige Nase mitgenommen, und so gelingt es uns, einen recht guten und verhältnismässig ungefährlichen Durchschlupf in dem Wirrwarr von Eistürmen und Spalten zu finden. Aber der Weg ist schwer, der Pulverschnee liegt oft hüfttief, und keuchend stossen wir Hauchfetzen in die blaue Luft. Oft müssen wir in der Folge diesen Weg vom Lager III zum Lager IV spuren. Jeden Morgen liegt eine neue Schneedecke auf dem hart erkämpften Trasse, und der schnelle Fluss des steil an der Wand hängenden Eises reisst ständig neue Spalten auf und lässt den Gletscher zu jeder Tages- und Nachtzeit knacken und krachen. Nach einigen Stunden – man schaut kaum je auf die Uhr – erreichen wir den Sattel der Rippe, die in der Birnenwand ausläuft. Der Eissattel ist sicher, der gegebene Ausgangspunkt zum Angreifen der Gipfelflanke. So beschliessen wir, dort Lager IV zu errichten. Eine halbe Stunde sitzen wir ab, dann steigen wir wieder die Spur hinunter zum Lager III.

Dorthin sind unterdessen Sherpas mit noch mehr Zelten und Lebensmitteln nachgekommen. Wir halten grossen Kriegsrat. Es wird beschlossen, am folgenden Tag ein Zelt nach Lager IV zu bringen, dort zwei Sahibs oben zu lassen, die am folgenden Tag versuchen sollten, einen Vorstoss gegen die Birne zu unternehmen. Braun ist unwohl, Huss hat einen sehr schmerzhaften Eiterfinger; so werden Marc Eichelberg und ich mit dieser Aufgabe betraut.

Am nächsten Morgen beladen wir uns ausgiebig. Schwerfällig kriechen wir mit Gyaltzen, Ila Tenzing, Kami und Tashi den Gletscherbruch hoch. Irgendwo gilt es, eine kleine, senkrechte Stufe zu überwinden. Auf dem Sattel wird das Lager errichtet. Wieder bricht der Schneefall ein. Wenn das einmal aufhörte! Wir sind müde, auch die Sherpas; aber fröhlich stellen sie das Zelt auf. Nass und fröstelnd kriechen wir hinein. Die Sherpas steigen ab. Wir sind allein in der 6000 m hohen Einsamkeit. Zum erstenmal schläft man auf solcher Höhe nicht gut. Erst gegen Morgen döse ich ein. So verlassen wir unser Zelt erst um 7 Uhr, um gegen die Birne vorzurücken. Das ist mein schlimmster Tag auf der Expedition. In vier Tagen haben wir nun die Lager von 4500 m auf 6000 m vorgeschoben, haben dauernd schwer getragen, und jetzt geht es gegen 7000 m. Jeder hat einmal eine Krise. Mich ereilt sie jetzt. Unendlich mühsam geht es in oft knietiefem, völlig losem, meist auf Eis liegendem Pulverschnee hoch. Dann und wann eine glattgefegte Eisblase. Der Hang, sich ständig mässig steil aufrichtend, und scheinbar endlos. Nach drei Stunden scheint der Birnenanfang so fern wie je. Alle paar Minuten lösen wir uns beim Spuren ab. Auch Marc geht es nicht gut. Wir beide haben Brustschmerzen und bleierne Beine. Auf vielleicht 6300 m kehren wir am Mittag um. Wir haben keinerlei Möglichkeit für die Erstellung eines Lagers entdeckt, glauben aber an die Gangbarkeit der Birnenwand.

Am folgenden Tag wollen wir ausruhen. Braun und Huss sollen heraufkommen. Der Rasttag beginnt mit rasendem Wind. Alle Zeltvorräume sind voll Schnee. In dem Wirbel von glänzendem Staub scheint eine bleiche Sonne. Wir kochen, essen gehörig. Gegen Mittag lässt der Sturm nach. Unsere Kameraden kommen mit Sherpas und bleiben oben. Huss hat starkes Kopfweg, sein Eiterfinger plagt ihn, und er hat rauschartige Zustände und schwatzt komische Sachen daher. Gegen 14 Uhr kommt der Arzt vom Lager III herauf und befiehlt Huss sofort nach unten. Da ist nichts zu machen, und schweren Herzens lassen wir ihn gehen.

Der nächste Tag geht mit Transporten von Lager III nach Lager IV vorbei. Lager IV muss stark ausgebaut werden, bevor an einen weiteren, energischen Vorstoss gedacht werden kann. Ich bekomme starke Nierenschmerzen. Nach schlafloser Nacht rät mir Braun, unser Vizearzt, zum Abstieg. Ich würde mich hier oben nie erholen. Es fällt nicht leicht, jetzt, wo es ernst zu werden beginnt, den Schauplatz der Taten zu verlassen. Ich steige ab bis ins Lager I auf 4500 m. Wie ein Luxushotel kommt mir unser bescheidenes Lager vor. Drei Kilo eingemachte Pflaumen werden im Handumdrehen vertilgt, dann folgt eine Riesenportion echter Risotto, dazu einige Sardinen.

Huss ist hier unten; sein Finger ist vom Arzt geschnitten worden, und er ist noch nicht gut beieinander. Die Talluft tut mir gut; fast sofort erhole ich mich. Einen Tag Rast, und am folgenden Tag darf ich wieder aufsteigen. Noch selten war ich so froh über einen Aufbruch, und noch nie auf der Expedition fühlte ich mich körperlich und geistig so wohl.

Unterdessen war aber in der Höhe allerhand passiert. Roch, Eichelberg und Braun war es gelungen, unter den ersten Felsbändern der Birne ein Lager V an den Hang zu kleben. Während ich mit unserem Leiter Lauterburg wieder im Aufstieg bin, sehen wir am Morgen des 27. Mai hoch oben an der Birne zwei kleine Punkte, die unendlich langsam aber unbeirrbar höher steigen.

Es sind Roch und Eichelberg; um etwa 14 Uhr haben sie fast den oberen Rand der Birne bei 7200 m erreicht und kehren um. Ihr Bericht ist etwas gemischt: einerseits war der Beweis erbracht, dass die Birne gangbar ist. Andererseits aber haben unsere zwei Kameraden nicht die geringste Lagermöglichkeit gefunden. Hier wird sich unser Schicksal entscheiden. Lager V steht auf 6400 m. Der Birnenhang ist 1600 m hoch und im obersten Teil sicher sehr schwierig. Der Gipfel misst fast 8200 m. Mindestens zwei Lager müssten wir installieren können, wollten wir irgendwelche Aussicht auf Erfolg haben. Für Sherpas und Sahibs ist in dieser Höhe mit den jetzigen Sauerstoffgeräten eine Tagesleistung von 1800 m mit Rückweg selbst bei leichtestem Gelände unmöglich. Dazu kommen die für einen Achtausender aussergewöhnlichen Schwierigkeiten des Dhaulagiri und unsere altmodische Sauerstoffausrüstung: unsere Geräte sind 15 kg schwer und

liefern Sauerstoff für vier Stunden. Wir haben sie nur für medizinische Zwecke mitgenommen und beabsichtigen sie kaum je zu gebrauchen.

Alles hängt für uns also davon ab, ob ein Lager hoch an der Birne errichtet werden kann. Roch ist skeptisch und bezweifelt unsere Erfolgschancen. Trotzdem soll noch ein energischer Versuch mit dem Ziel gemacht werden, möglichst hoch vorzustossen. Am 28. Mai gehen Braun und ich nach Lager V. Die drei besten Sherpas, Gyaltzen, Ila Tensing und Kami, kommen mit uns. Schwerbepackt stapfen wir die langen Hänge zu Lager V hinauf, sehr steil zuletzt. Hinter uns geht Lauterburg, der mit seinen sechzig Jahren noch auf 6400 m steigt: eine gewaltige Leistung. Er kehrt sofort ins Lager IV zurück.

So sitzen wir denn zu fünft in unserem Adlerhorst. Ein schmales Sims aus Schnee verbindet die beiden Zelte. Von oben rieselt der leise Abendwind ununterbrochen Schnee herunter, der wie Wasser an uns vorbeifliesst und den engen Zwischenraum zwischen Zelt und Hang im Nu bis zum Giebel auffüllt.

Eine leere Sardinenbüchse tanzt in Riesensprüngen den Talwolken zu, die in der Abendsonne leuchtend das schwarze Tal in der Tiefe überfluten. Es ist ruhig, ruhiger als an jedem Abend vorher. Die Gipfel ohne Zahl stehen im scharfen Gegensatz Gold – blauer Schatten. Über die braune Hochfläche Tibets hat sich schon tiefe Dämmerung gesenkt. Es ist der schönste Bergabend meines Lebens. Auch die Sherpas sitzen ganz still. Zuletzt, ganz allein, glänzt noch über uns der Dhaulagirigipfel. Dann treibt uns die beissende Kälte ins Zelt. Ein wildes Warenlager da drinnen: Sauerstoffgeräte, Lebensmittel, Seile, Steigeisen, Schlafsäcke. Dazu ist das Zelt bereits wieder halb eingedrückt, und wir stellen fatalistische Berechnungen an, ob der Schneedruck unser Wigwam in die Tiefe fegen werde. Aber es hält, bis die Bergseite wieder aufgefüllt ist, und dann rieselt der Schnee in ununterbrochenem Strom darüber weg. Ein verrückter Ort.

Wir kochen noch etwas, plaudern von zuhause, vom Gipfel, von Freundinnen, von heimatlichen Bergen. Wir schlucken eine Schlaftablette. Dann sinken wir in ruhigen, guten Schlaf. Nur etwa um elf Uhr hören wir eine verängstigte Stimme draussen: «All snow, all snow.» Das Sherpazelt ist fast eingedrückt worden, Gyaltzen schaufelt. Die Sherpas lieben Lager V nicht, es sei «no good», und sie wollen nie mehr hier übernachten.

Um 0.30 Uhr beginnen wir uns mühsam bereitzumachen. Der Schnee ist weit ins Zelt gedrungen. Wir schaufeln uns aus. Ein Sherpa soll etwa bis 7000 m spuren, die andern den Sauerstoff tragen; wir wollen mit Proviant und Schlafsäcken folgen. Ab 7000 m wollen wir allein weiter, bei günstigen Verhältnissen irgendwo biwakieren und so hoch wie möglich vorstossen.

Um 2 Uhr verlassen wir das Lager. Eine helle Höhennacht liegt über dem Land. Ila Tensing spurt. Es geht rasch höher, mit dem werdenden Tag nähern wir uns der Siebentausendergrenze, die Gipfelwelt beginnt aufzufammen. Ein ru-

higer, herrlicher Tag. Schon um 8 Uhr sind wir an der Spitze der Birne. Die Sherpas schicken wir zurück. Wir übernehmen den Sauerstoff und steigen, abwechslungsweise spurend, im immer steiler werdenden Hang rasch höher. Der Pickelstiel stösst bei jedem Schritt auf klingenden Fels. Loser Pulverschnee auf steilen Schieferplatten, rutschig und mühsam. Nirgends auch nur das geringste flache Band. Um 12 Uhr erreichen wir die steile Felswand, die uns noch von der Grathöhe trennt. Sie besteht aus lauter kleinen senkrechten Kalkstufen, die durch ganz schmale, schräge Bänder voneinander getrennt sind. Auf der Franzosenphoto sah die Stufe schwarz aus; jetzt ist jedes Band von 30 cm tiefem Pulverschnee bedeckt.

Peter steht im abschüssigen Hang. Ich schiebe mich langsam höher. Die Steig-eisen knirschen mit Reibung auf den schrägen Leisten. Griffe finde ich keine; man kann sich nur abstützen. Der Fels ist völlig unverwittert, kaum ein Hakenriss zeigt sich. Etwa 20 m geht es höher. Von Sicherung kann keine Rede sein. Noch etwa 60 m bleiben bis zum Grat. Ich muss einsehen, dass ein Weitergehen sinnlos ist. Wir können bestenfalls heute noch den Grat erreichen und dort biwakieren. Der Weiterweg in sehr schwierigem Gelände zum Gipfel nach einer Biwaknacht, ohne Sauerstoff, drei Tage über den Gefährten und mit einem äusserst schwierigen Abseilrückzug ist kaum zu verantworten. Eine Sicherung kommt nicht in Frage. Ein Lager auf dem Grat einzurichten, würde wochenlange Arbeit erfordern, da man die Steilstufe für die Sherpas sehr gut vorbereiten müsste. Auch dann wäre die Tagesstrecke von 1500 m vom Lager V her zu weit. Man müsste ein Lager VI unter der Steilstufe einrichten können, wenn nötig mit künstlichen Mitteln. Daran ist jetzt nicht zu denken.

Wir haben keine Chance mehr. Mag sein, dass die Stufe in gewissen Jahren viel leichter ist. Jetzt müssen wir umkehren. Im gleichen Augenblick betreten Hillary und Tenzing den Everestgipfel. Ich taste mich vorsichtig abwärts, oft nahe am Ausgleiten. Dann stehen wir wieder zusammen unter der ersten Felsstufe. Wir sind einig in unserem Entschluss. Es mag auch hier einen andern, besseren Durchschlupf geben. Aber es ist 14 Uhr; wir müssen zurück. Wir schauen hinunter aus unseren 7700 m zum Lager IV auf 6000 m. Dort stehen wohl unsere Kameraden und hoffen auf Erfolg. Es fällt schwer, nach einem Weg von zweieinhalb Monaten so nahe vor dem Ziel umzukehren, wenn man noch gesund und nicht erschöpft ist.

Wir schauen hinaus. Die Gipfel stehen zahllos in der Mittagssonne, vom Manaslu bis weit in den unbekanntem Westen, Spitze an Spitze, ohne Namen, fremd und schön. Im Norden die braunen weiten Hügel Tibets, dahinter wie ein Wolkenbaum der Transhimalaya. Die Luft von fast greifbarer Bläue, darin ein paar goldene, tanzende Schneekristalle. Die Ruhe der Ewigkeit. Höhepunkt einer Bergsteigerjugend.

Dann geht es hinab. Der Weg zurück, die Heimfahrt, hat begonnen.

Am Abend sind wir im Lager IV. Dort erzählt man uns, dass unsere drei Sherpas im Abstieg ausgeglitten und 500 m tief durch die Birnenwand abgestürzt sind. Wie durch ein Wunder kamen sie knapp über den grossen Séracs zum Stehen. Man glaubte sie tot, aber ein paar Schrammen waren alles, ein kleiner Schock. Fest schlafen sie, am Morgen lachen sie in alter Fröhlichkeit. Gott sei Dank ist ihnen nichts geschehen.

Wir beschliessen, den Versuch abubrechen. Lagermöglichkeiten bestehen keine; für die Schaffung eines Lagerplatzes sind unsere Kräfte zu schwach, die Zeit zu fortgeschritten. Der Monsun steht vor der Tür. Wir müssen an den Rückweg denken. Setzen die Regen einmal richtig ein, dann müsste die grosse Schlucht praktisch unpassierbar werden, wir wären in einer Mausefalle.

So beginnt ein langer Rückzug. Noch führen wir zwei Vorstösse zum Südcol und zum Nordostcol des Dhaulagiri aus. Der Nordcol, Ziel der Franzosen, wurde auf langem, objektiv gefährlichem Weg von Pfisterer und Lauterburg erreicht. Der dort ansetzende Nordostgrat scheint ähnliche Schwierigkeiten wie die Birnenroute zu bieten. Roch, Huss, Eichelberg und ich ersteigen den Südcol. Der Blick in die ungeheure, fast senkrechte Südwand des Dhaulagiri gehört zum Grausigsten, jener zur Annapurna über dem Tal zum Schönsten, das wir je gesehen haben. Dann geht es hinaus durch die sommerlich üppigen Täler, wo der junge Reis in zartestem Grün steht, hinaus nach Pokhara. Dort treffen wir die Manaslu-Japaner, haben einige schöne Stunden der Bergsteigerkameradschaft, tragen einen alpinen Fussballmatch Japan/Sherpa gegen Schweiz/Sherpa aus und warten eine Woche vergeblich auf das Flugzeug. So marschieren wir in Eilmärschen durch den einsetzenden Monsunregen und die gewaltigen Urwälder der Siwaliks nach Butwal zum ersten Lastwagen und zum ersten Kino.

Ein herrliches Abenteuer ist zu Ende. Es hat schwere Stunden gebracht, Stunden des Zweifels, harte Prüfung von Kameradschaft und Selbstbeherrschung; es hat uns Tage unvergesslicher Schönheit geschenkt.

Als Ergebnis dürfen wir die restlose Erschliessung des Dhaulagirigebietes, die Erkundung des wohl einzig möglichen Aufstiegsweges, die Erreichung von 7700 m im ersten Versuch und vor allem ein glückliches Erlebnis buchen. Der Dhaulagiri ist ein schwieriger Achttausender, Ang Tharke bezeichnet ihn als den schwersten, den er kennt.

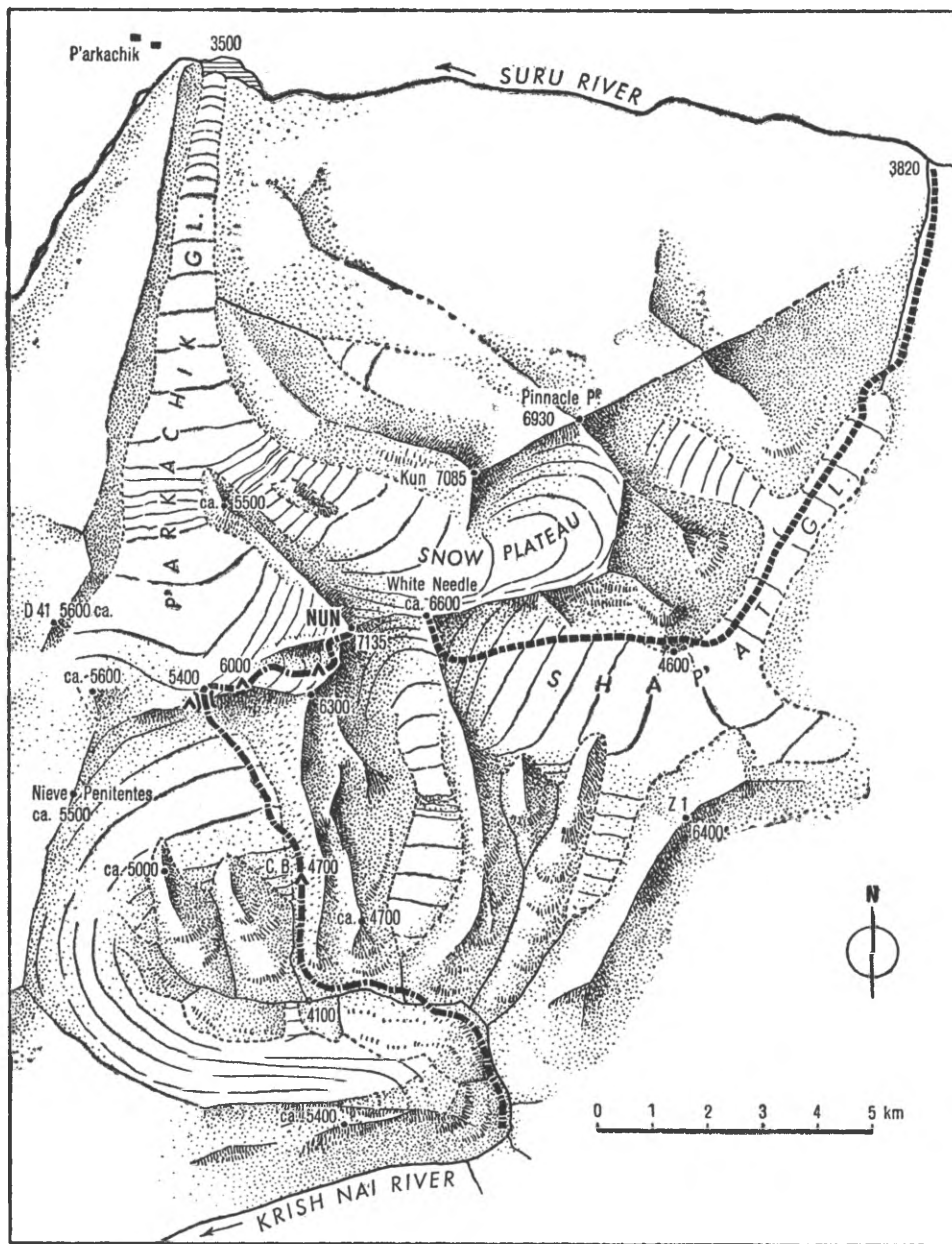
DIE BESTEIGUNG DES NUN (7135 m)

Von Pierre Vittoz

Ungeduld beschleunigt meinen Schritt: bei der Talbiegung muss der Nun erscheinen. Langsam gleitet zur Linken eine Felsmauer vorüber und gibt den Blick auf einen grossen Firnkamm frei. Wie schön! Während des Gehens beginne ich, mir ein Itinerar auszudenken. Aber was ist das? Hinter der verschwindenden Felswand erscheint ein Eisgrat. Noch ein paar Schritte, und dieser neue Grat ist ebenso hoch wie der weisse Kamm. Jetzt ist er sogar schon viel grösser, und seine Front wird riesenhaft. Wo endet diese ungeheure gradlinige Schneide? Endlich steht die Pyramide des Nun in ihrer ganzen Grösse da. Wie ein Kristall, schimmernd im Gewande des Septemberschnees, hat sie keinen Rivalen, sie ist einmalig. Die Tibeter haben dem Nun einen entzückenden Namen gegeben: Shel Changma, «Weide aus Kristall». Sogar der Kun, der Höhe nach fast sein Zwillingsbruder, wirkt wie ein schwarzer buckliger Untergebener gegenüber seiner Weisse und der Reinheit seiner Linien.

Im Herbst 1952 genügten einige Tage, mich an ihn zu fesseln. Drei Routen ergeben sich aus dem Aufbau des Berges: der Ostgrat schien zu lang und schwierig; der Nordgrat führt zu Gipfelhängen von allzu grosser Steilheit; der Westgrat, auch steil, aber gleichmässig, ist von Norden her, von wo ich kam, gut zugänglich und schien die beste Route zu sein. Dort müsste man anpacken.

Das Nun-Kun-Massiv, 100 km östlich von Srinagar, hat schon so manchen Himalayamann interessiert. Bereits 1903 entdeckte Sillem den grossen Nordgletscher und das Firnplateau zwischen den beiden Hauptgipfeln. 1906 verbrachte das Ehepaar Bullock-Workman drei Monate in dieser Gruppe, bestieg den Pinnacle Peak (6930 m) und ging den grossen Shaphatgletscher im Osten hinauf. 1913 eroberte Piacenza, der Bezwinger des Furggengrates, den Kun (7085 m). Erst 1934 befasste man sich mit dem Nun (7135 m), der höchsten Erhebung zwischen Garhwal und dem Nanga Parbat. Über den Shaphatgletscher erreichten Harrison und Waller die White Needle (auf 6700 m geschätzt, wahrscheinlich aber nur 6600 m), eine Schulter im Ostgrat. 1937 kam Waller wieder, um den Westgrat zu versuchen, aber er hatte nur drei Kulis bei sich, und infolge von heftigen Zahnschmerzen musste er umkehren; eine interessante Aufnahme war seine einzige Ausbeute.



Die beigefügte topographische Skizze basiert auf der offiziellen Karte im *Himalayan Journal*, 1947, und kann keinen Anspruch auf Genauigkeit machen, denn wir hatten weder Zeit noch Instrumente. Sie soll nur unsere Route veranschaulichen und zeigen: a) die Struktur der Nungtate, b) die Anordnung der Gletscher im Süden des Massivs, c) die Ausdehnung des oberen Shapatbeckens, d) die Bedeutung des Talbogens, den der Krish Nai beschreibt, und der Berge im Umkreis.

1946 nahm Berry wieder den Ostgrat in Angriff, doch kam er nicht über die White Needle hinaus.

Nach ihrer Peru-Expedition begannen Madame Claude Kogan von Nizza und die Pariser Bernard Pierre und Dr. Jean Guillemin mit dem Himalaya zu liebäugeln. Zusammen mit dem jungen Michel Désorbay aus Lyon bereiteten sie eine Expedition zum Nun für Juli und August 1953 vor und hatten die grosse Freundlichkeit, mich zur Teilnahme aufzufordern. Während ich weiter zurückgezogen in Ladakh am oberen Indus lebte, brachten sie alles in Ordnung, beschafften die Visa, veranlassten den Anschluss zweier indischer Offiziere, Fliegerleutnant N. D. Jayals und Captain K. C. Johoris, und engagierten Ang Tharke mit seinem Bruder Ang Phuthar, Gyaltsen VII, Pa Norbu, Kami und Pemba Norbu.

Unangenehm war nur, dass wir uns dem Nun von der Südseite her nähern mussten, die ich nicht kannte.

Am 14. Juli trafen wir uns in der Nähe von Jammu, unten im Chenabtal, dem wir über Kishtwar folgten, um dann genau nach Norden an den Flüssen Marai und Krish Nai hinaufzugehen.

Die Sonne brennt gewaltig. Halbnackt quälen wir uns sechs Tagemärsche weit, wobei man die Wahl hat, beim Fussmarsch gebraten oder auf dem Rücken boshafter Maultiere geröstet zu werden. Die Temperatur ist so phänomenal, dass sogar die Pariser schweigsam werden. Die Sherpas sind gesprächiger, und da sie gerade die einen vom Dhaulagiri, die andern vom Everest kommen, machen mir ihre Betrachtungen über André Roch oder John Hunt viel Spass. Ebenso fröhlich wie treu bereiten uns Ang Tharke und Gyaltsen zwei Monate lang mit ihren schlagfertigen Antworten und ihren Schelmereien viel Vergnügen.

Am Ende des Maultierweges, in dem Dorf Naopachi (auf der Karte Napaz), wo man die Kulis anwerben muss, gibt es die übliche Komödie: man kann unmöglich höher hinauf, alle Brücken sind zerstört. Obendrein hat es dort niemals einen Weg gegeben. Auch gibt es so viele Bären, dass man sich nicht aus dem Dorf herauswagen könne. Das Ende vom Liede: die Träger verlangen sieben Rupien pro Tag. Aber Bernard Pierre, der schon mit Arabern und Südamerikanern Erfahrung hat, ist ein würdiger Expeditionsleiter: er setzt einen Pauschalpreis von achtzehn Rupien pro Kuli durch, und das für eine Strecke von sechs Tagen hinauf und drei Tagen hinunter! Glücklicherweise ist nur eine Brücke zerstört; eine vorausgeschickte Erkundungspatrouille brauchte zwei Tage, sie wieder herzustellen. Was die Bären betrifft, ein unerschöpfliches Gesprächsthema, so sollen zwei von ihnen eines Abends bei einer Gruppe erschienen sein, die wahrscheinlich einen Erkundungsvorstoss in den Kognak gemacht hatte.

Abgesehen von den Bären beschäftigt uns vor allem die Anmarschrouten zum Nun. Wir sind ganz einig, dass wir den Westgrat angreifen wollen, aber wie kommt man dahin? Das Tal des Krish Nai führt bei 4000 m an den Fuss der

furchtbar steilen Südwand. Gibt es von dort einen Zugang zu dem Col an der Basis des Westgrates, den ich auf 5700 m schätze? Diesen Punkt, der anscheinend bisher niemals erreicht wurde, taufen wir «Col der guten Hoffnung», weil wir annehmen, dass es von dort aus einfach sein wird. Aber um dorthin zu gelangen, haben wir als einzige Unterlage eine ganz ungenaue und zum Teil phantastische Karte. Als Désorbay und ich am 29. Juli über bewachsene Moränen hinaufgehen, entdecken wir mit dem überlegenen Lächeln der Neureichen einen harmlosen Gletscher, der ganz direkt vom Sattel herunterzieht, und nahe seiner Zunge suchen wir uns einen Platz für das Basislager aus.

Am nächsten Tage führen wir die ganze Karawane dorthin und beginnen auf dem Kamm der Moräne, bei 4700 m, mit der Arbeit des Planierens. Der Nun ist zu nahe, um sich uns ganz zu enthüllen; seine riesige schwarze Wand erdrückt uns. Gegenüber, hinter einem breiten weissen Gipfel, erhebt sich eine kannelierte Firnflanke, ein Himalayagegenstück zu den phantastischen Pfeilern des Fitz Roy. Wir werden nicht müde, das Spiel des Lichtes und der Wolken auf diesen unbekanntem Graten zu betrachten, die uns bald vertraut werden.

Am 1. August brechen Pierre, Jayal und ich mit den Sherpas gegen den Sattel zu auf. Die Moräne und der Gletscher sind bequem; wir gewinnen gleichmässig an Höhe, während die Spitzen rundum sich emporrecken. Am Fusse des Sattels halten wir. Sollen wir gerade empor oder anderswo einen Aufstieg suchen? Die Sherpas haben keine Angst vor dem Steilhang, und nach einer tüchtigen Anstrengung legen wir unsere Lasten auf der trockenen, sonnenbeschiene Seite des «Cols der guten Hoffnung» nieder. Ein Blick auf den Höhenmesser: nur 5400 m, also bleiben noch 1700 m für den Grat bis zum Gipfel. Während Lager I errichtet wird, schauen wir mit unseren Gläsern hinauf und hinunter, überrascht, dann beunruhigt: der Westgrat, dessen Basis in unserer Höhe, 300 m östlich liegt, erhebt sich zunächst in zwei grossen Aufschwüngen und verliert sich oben in der Südwestflanke. Eine Sekundärrippe, die aus den Steilhängen der Nordwestflanke herauswächst, ersetzt ihn dann und steigt direkt zur Spitze auf. Zwischen dem Westgrat und dieser Rippe stürzt ein Hängegletscher, in Séracs zerborsten, zu unserer Linken in die Tiefe; gespiesen wird er von den oberen Hängen der Südwestflanke. Aber das Schlimme ist: die beiden Aufschwünge des unteren Grates scheinen unbegehrbar. Sie sind sehr steil, besonders der obere, der in einem grossen Turm endet. Rechts brechen sie in einer senkrechten Wand gegen das Basislager hin ab; die jähe Flanke zur Linken ist eisgepanzert.

Tafel 17: Die Nordflanke des Dhaulagiri (8172 m). Die Route wurde über den links sichtbaren breiten Moränenkegel angesetzt, worauf der darüber aufsteigende scharfe Grat in die Eisbrüche hinauf führte, die nach rechts auf die Gletscherterrasse gequert wurden. Die 2000 m hohe Gipfelwand wurde links der vom Westgrat herabhängenden «Birne» bis auf 7700 m durchstiegen, wo an den schneebedeckten Gessimsen der Gratwand der objektiven Gefahren wegen abgebrochen werden musste. Aufsatz S. 67.





Während die Kameraden am nächsten Morgen von einem Plateau nördlich des Sattels photographieren, streifen Ang Tharke und ich in der Séracteppe der Nordwestflanke herum. Alle Hänge zeigen Lawinenrinnen. So sehr wir auch in allen Winkeln herumstöbern, dieser Eisfall ist zu unsicher. Die Stufenleiter wird steil, ich merke es an der Haltung von Ang Tharke, der meine flüchtig mit einem Pickelhieb geschlagenen Kerben nachbessert. Wir haben bald genug von diesen unfreundlichen Hängen, kehren um und gehen zum Fuss des Westgrates hinüber. Bei genauerer Betrachtung ist dieser Grat nicht so schlimm, man könnte ihn erklettern . . . man muss ihn erklettern. In dieser Gewissheit, die bestätigt, was ich letztes Jahr im Profil gesehen habe, kehre ich zu Lager I zurück. Pierre, Désorbay und Guillemin, eben angekommen, sind ungläubige und widerspenstige Zuhörer: «Du spinnst! Diesen Turm in einer Höhe von 6000 m erklettern? Das wäre schon in den Alpen schwierig. Eine Mausefalle! Wie willst du die Sherpas da hinaufbringen?» Als eine Art Antwort bescherte uns der nächste Tag einen Schneesturm, der uns bis ins Basislager jagte.

Am 6. August machen Ang Tharke, Gyaltzen und Pa Norbu, die drei besten Kletterer unter den Sherpas, zusammen mit mir Madame Kogan in Lager I die Honneurs.

Am nächsten Morgen gehen wir zum Fusse des Grates. Den ersten Turm, 200 m hoch, können wir links durch eine vereiste Mulde umgehen. Der Hang ist steil, aber die Stufenarbeit ist leicht. Über meine Arbeit gebeugt werfe ich manchmal einen Blick rückwärts, um zu sehen, wie es meiner «Touristin» geht. Auf ihren Steigeisen vollkommen zuhause, verlangt sie bald, mich abzulösen. Die erstaunten Sherpas folgen munter mit leichten Lasten. In halber Höhe gewährt eine Felsinsel unseren Augen und Armen eine kurze Entspannung. Der langsame Aufstieg geht weiter, und wir erreichen zum Mittagessen den Sattel jenseits des Turmes. Wir können es uns nicht versagen, die Spitze dieses ersten Turmes zu betreten, während Ang Tharke sich bereits nach einem ebenen Platz umsieht, um dort ein Lager aufzustellen. «Warte noch ein wenig, grosser Bruder, der Tag ist noch nicht zu Ende.» Die grosse Steilstufe erhebt sich noch 400 m über uns. Perspektivisch verzeichnet sieht sie leicht aus – und sie ist es tatsächlich. Über Geröll- und Firnhänge haben wir bald einen Drittel davon geschafft, bis zum Fuss einer sehr steilen Eisrampe, oberhalb eines Couloirs der Südwand. Hier muss man ein fixes Seil anbringen. Die Sherpas bleiben auf dem obersten Fels und beginnen die Nylonschnur abzurollen, die an meinem Gürtel befestigt ist. Nach zwei Stunden haben sie 120 m abgespult. Madame Kogan sammelt mit der Schneeschaufel Wasser für ihren durstigen Kameraden. Dann geht sie voraus

Tafel 18 : Oben : Blick vom Lager I auf den Nun (7135 m). Unten : Die Überschreitung des Turmes (rechts) ermöglichte es, den oberen Gletscher unter Umgehung des Gletscherbruchs der Westflanke zu erreichen.

und führt uns links durch verschneite Felsen. Ich weiss, dass man von hier aus – hinter der steilen Firnrippe 20 m zur Linken – wahrscheinlich die Spitze des Turmes auf einem schmalen Eisband umgehen könnte. Aber die Rippe scheint uns zu steil, und so gehen wir weiter gerade hinauf in ziemlich heiklem Terrain. Etwas vor 17 Uhr steigt Madame Kogan auf der Spitze des Turmes (etwa 6000 m) aus und geht auf der andern Seite auf einem scharfen Eisgrat hinunter. Das geht nicht, es ist zu steil und zu lang; es wäre lächerlich, hier die Expedition hindurchzuführen. Müde und ärgerlich steigen wir wieder auf den Gipfel des Turmes. Seine Südseite ist ein fürchterlicher Abgrund; im Norden verschwindet der gewölbte Hang nach einer Seillänge. Wie kommt man über dieses einzige Hindernis hinüber? Dahinter scheint alles leicht: wenn man auf dem ganz nahen Hängegletscher im Zickzack aufstiege, könnte man 6500 m erreichen und damit einen Schneehang, der zum oberen Teil des Westgrates und zum Gipfel des Nun führen würde. Eine Chance haben wir noch: das Band, die schmale Eisterrasse in der Nordflanke. Auf der anderen Seite des Turmes warten die Sherpas auf uns. Es fällt mir schwer, ihnen zu gestehen, dass sie ihre Rucksäcke umsonst hier heraufgetragen haben. Wir steigen nun als eine Seilschaft wieder ab. An der markierten Stelle sichert mich Madame Kogan von oben, und ich quere ein Schneeschild, das durch die Sonnenwärme unterminiert ist. Ich nähere mich der Rippe, berühre sie: Hurrah! auf einem Sérac, ein paar Meter entfernt, mündet ein breites Firnband, das durch die ganze Nordflanke des Turmes zieht. Sobald die Träger diese gute Nachricht hören, deponieren sie ihre Lasten in einem Winkel und eilen vor der Dämmerung abwärts, dicht gefolgt von den zwei glücklichen Bergsteigern.

Nach einem Zwischenspiel mit Schnee und Regen sind am 10. August unsere drei Kameraden an der Reihe, die Türme zu erklettern. Bernard Pierre fixiert ein Seil für die Querung der Firnrippe und erstellt Lager II auf der Gletscherterrasse hinter dem grossen Turm, in einer Höhe von 5850 m. Am nächsten Tage geht er mit Désorbay, Ang Tharke und Pemba Norbu trotz Nebel und sehr schwerem Schnee den Hängegletscher bis 6150 m hinauf, wo er ein Zelt aufbaut. Inzwischen sind wir in Lager II eingetroffen und empfangen sie dort bei ihrer Rückkehr. Sie sind erschöpft und pessimistisch: «Das ist kolossal! Man braucht noch ein Lager mehr.» Dagegen erscheinen ihnen die Gipfelhänge – o, welche Illusion! – ebenso leicht wie uns. Madame Kogan, Guillemin und ich wollen ihr Itinerar verbessern, aber Wind und Nebel treiben uns ins Basislager zurück. Diesmal ist das Wetter wirklich ganz schlecht, obwohl Jayal und ich versichern, dass der Monsun Kaschmir nur streift. Die nassen Tage ziehen sich endlos hin unter den Zelten, die von Stunde zu Stunde kleiner zu werden scheinen. Glücklicherweise haben wir ein Spiel Karten und schlagen damit die Zeit tot, wobei jeder mogelt, so gut er kann.

Eines Nachts stösst mich Pierre an: «Hast Du einen Augenblick Zeit?» – «Sogar zwei.» – «Man verkommt hier, und die Zeit verrinnt. Schönes Wetter

oder nicht, man muss hinauf, mit Gewalt. Drei Seilschaften für den Angriff und Jayal mit allen Sherpas in Reserve.» Richtig, es muss etwas geschehen. Schon am Morgen wird der von unserem Leiter beschlossene gewaltsame Angriff organisiert und kommt in Gang. Zuerst gehen die Sherpas daran, Lager I wieder auszustatten und seine stark mitgenommenen Zelte wieder in Ordnung zu bringen. Am 19. August gehen wir los wie «stallmutige Vollblüter». Es hat aufgeklart und der Berg schimmert im frischen Schneegewand. Der Nun macht wieder den gleichen Eindruck auf mich wie letztes Jahr: jenseits der riesigen Felswände des Turmes und hoch über den Wogen des Hängegletschers baut sich die Gipfelpyramide in weichen, eleganten Linien auf. «Weide aus Kristall!» Wie gut passt dieser Name.

Schnee und Wind haben unsere Treppe auf den grossen Turm sehr verschlechtert. Ich muss über den ganzen oberen Hang neue Stufen machen, während wieder Graupeln auf meine Kapuze trommeln. In Lager II gibt es ein groteskes Schauspiel: die Luftmatratzen schwimmen in den Zelten. Wind hat Schnee in das Innere getrieben, und das Schmelzwasser hat durch den dichten Nylonstoff nicht abfliessen können. Eine lange Schöpferarbeit, die mich an glückliche Stunden auf dem Genfersee erinnert, ist nötig, um diese unfreiwilligen Kanus wieder ihrem ursprünglichen Zweck zuzuführen.

Von Lager II ab ist der Weg mit einigen Fähnchen markiert; zuerst ein langer Aufstieg schräg links, dann eine steile Böschung rechts, schliesslich eine Kehre in einer Mulde, und wir halten an der Stelle, die Pierre vor zehn Tagen erreicht hat. Im Graupelschauer zieht Freund Bernard die Schultern ein; seine mächtige Breite und sein Bart haben ihm bei den Sherpas den Beinamen «Schwarzer Bär» eingetragen. Das Zelt wird zusammengelegt, und es geht weiter in immer tiefer werdendem Schnee, wo meine Skistöcke von grösstem Wert sind. Bei 6400 m, am Fusse der vom Gipfel herabziehenden Schneeflanke, legen wir unser Gepäck auf einem kleinen Plateau nieder und erstellen unser drittes und letztes Lager. Der Nanga Parbat tritt aus den Wolken heraus. Der Nachmittag ist strahlend mit flimmerndem Schnee im Sonnenlicht. Bei Einbruch der Nacht stossen Guillemin und Désorbay mit Kami und Gyaltzen zu uns. Die andern Träger ausser Ang Tharke sind abgestiegen, zurück bleiben fünf Europäer und drei Sherpas, voller Ungeduld, morgen auf dem Gipfel zu sein.

Der Himalaya spottet über unseren Gewaltangriff. Der 22. August ist keineswegs der Tag des Sieges, sondern ein Tag mit fürchterlichem Sturm. Dummerweise schicken wir Gyaltzen und Kami hinunter und hören erst später, dass sie den ganzen Tag in den Séracs herumirrten, wie auch Ang Phuthar und Pa Norbu, die vergeblich versuchten, uns Lebensmittel heraufzubringen. Dadurch keineswegs entmutigt, gehen die Sherpas am nächsten Tage wieder von Lager II los, um zu uns zu stossen. Inzwischen haben wir uns jedoch zum Abstieg entschlossen

müssen. Schnee und Nebel sind so dicht, dass wir uns trotz Bussole und Höhenmesser verirren. Ang Tharke mit seinem guten Ortssinn bringt uns wieder auf den richtigen Weg, und wir nähern uns Lager II, als wir unsere verirrteten Träger rufen hören. Im selben Augenblick setzt sich der Hang unter unseren Füßen in Bewegung – wütender Kampf gegen den flutenden Schnee – ein Seilruck – Guillemin konnte seinen Pickel im Altschnee verankern und dadurch Madame Kogan und mich nach etwa 50 m halten. Die drei andern verschwinden im Nebel und wogenden Schnee. Eine tolle Angst erfasst mich. Von Seil losgebunden laufe ich in der Lawinenfurche abwärts. Zwei Mann sind an der Oberfläche geblieben. Ang Tharke stürzt sich auf eine Hand, die aus dem Schnee herausragt, und legt ein bleiches, verzerrtes Gesicht frei, Désorbay, der unter dem Schneedruck und Seilzug fast erstickt. Wie rasend scharren wir den Schnee um seine Brust herum weg, zerschneiden das Seil und legen seinen schrecklich verkrümmten Rumpf wieder gerade. Guillemin und Madame Kogan eilen herbei, hinter ihnen Sherpas. Sie graben Désorbay ganz aus, setzen ihn auf und massieren ihn. Pierre und Ang Tharke sitzen noch ganz betäubt da und stöhnen bei jedem Atemzug. Rechts und links gestützt, erreichen alle drei Lager II, das nur hundert Schritt entfernt ist. Sauerstoff, Einspritzungen, Guillemin ist an der Arbeit. «Désorbay muss hinunter, bevor die Schmerzen kommen.» Wir bilden drei Seilschaften. Verkrümmt und kraftlos, wankend trotz seinem Willen und der guten Spur, die zwei Sherpas für ihn herrichten, geht Désorbay in die grossen Steilhänge hinein und nähert sich Schritt für Schritt dem Gletscher, der im Nebel auftaucht. Was für ein Alpdruck! Jeden falschen Schritt, jedes Zögern spüre ich wie einen Stich. Wird nicht eine zweite Lawine uns bei diesem vielen Neuschnee mitnehmen? Endlich erreichen wir das Plateau, und die Gruppen mit Pierre und Ang Tharke tauchen aus dem Nebel auf. Dank sei Gott, der uns vor einer Katastrophe bewahrt hat!

Wieder einmal im Basislager. Guillemin erklärt: Nichts Schwerwiegendes, aber Quetschungen und Nervenschock machen es für Pierre, Désorbay und Ang Tharke unmöglich, nochmals loszugehen. Der Arzt wird bei ihnen bleiben, ausserdem Kami, der eine hässliche Erfrierung davongetragen hat. Wie traurig, dass meine Kameraden ausscheiden müssen. Es bleibt nur Madame Kogan, unsere letzte Chance, aber die ist gut. Sie ist bei weitem der beste und aktivste Bergsteiger von uns allen, und vollkommen akklimatisiert. Ein leichter, rascher Angriff zusammen mit ihr hat die besten Aussichten auf Erfolg.

Als das Wetter sich beruhigt, starten wir. Obgleich Bernard Pierre sich noch nicht sehr wohl fühlt, besteht er darauf, uns zu begleiten, um für den Notfall bereit zu sein. Ang Phuthar, Pa Norbu, Gyaltzen und Pemba Norbu folgen uns, um dann die Lager zu räumen. Ein lustloser und ungeduldiger Aufstieg. Wir stehen noch unter der Schockwirkung der Lawine, und unsere Ferien gehen zu Ende, aber unser Verlangen nach dem Gipfel ist grösser denn je. Wir gehen die Moräne

hinauf, den aperaturen Gletscher, Blockhalden, die Steilstufen, dann kommt das fixe Seil, wir halten erst in Lager II an. Am 27. August nehmen wir ein Zelt und Schlafsäcke mit, um Lager III wieder auszustatten, das bei unserem Rückzug teilweise geräumt worden war. Der Lawinenhang ist lächerlich: kaum 30° steil. Die Oberfläche ist durch den Wind wieder modelliert, nur einige grosse Blöcke auf einer Terrasse, 200 oder 300 m weiter unten, zeugen noch von dem Schneerutsch. Der Bruchharsch ist sehr anstrengend und macht uns Sorge. Die Brücke über einer grossen Spalte bekommt unter meinem Gewicht Risse. Während wir auf halber Höhe halten, trommeln Graupelschauer auf unsere Kapuzen. Werden wir denn niemals anständige Verhältnisse haben? Die Luft ist eisig, und Madame Kogan bittet mich, ihren steifwerdenden Rücken zu reiben. Mit respektvollem Ton erkundigt sich Gyaltzen: «Hat sie Flöhe?» Wir müssen so lachen, dass wir warm und fröhlich werden, und ich spüre mit Schwung weiter, trotz Nebel und fusstiefem Pulverschnee. Mit ein wenig Glück finden wir einige Fähnchen und erreichen 6400 m. Der Höhenmesser und das Relief zeigen uns, dass wir nahe dem Lager sind, aber man sieht nichts von den Zelten. «Da oben!» – Nein, das ist ein Eisblock. «Da unten . . .» – Nein, das sind Séracs. Merkwürdig, an alle diese Blöcke können wir uns nicht erinnern. Wir fühlen die schlimme Entdeckung voraus. Plötzlich, durch einen Riss in den Wolken wird es schreckhaft klar: von den Flanken des Gipfels ist eine riesige Eiswand heruntergestürzt, Lager III ist darunter verschwunden. Das ist zuviel für unsere Nerven: jeder macht seinen Gefährten, seinen Freund für diese Lawine verantwortlich, die uns alle hätte erschlagen können wie Mäuse. Ein schrecklicher und unsinniger Vorwurf, den man rasch verzeiht.

Mit möglichst ruhiger Miene schaufle ich eine Plattform neben den Eistrümmern. Die Sherpas finden das natürlich und helfen mir gern. Aber als Pierre sie fragt, wer hier mit uns die Nacht verbringen will, ist es nur Pemba Norbu, der nicht mit der Wimper zuckt. Mit ihm drücken wir uns zu viert in ein Zweierzelt. So wird es warm, aber was hat man für einen Durst! Über einer Kerze schmelzen wir ein wenig Schnee. Wir lutschen an gefrorenem Fruchtsaft und Zucker, der sich auf unseren trockenen Zungen nicht zu lösen vermag. Und dabei liegen 50 m entfernt zwei Kocher und alle möglichen Genüsse zusammen mit unseren drei Photoapparaten . . .

Endlich bricht der 28. August an, ruhig, strahlend. Ein idealer Tag für den Gipfel. Man könnte in gerader Linie durch die Südwestflanke hinaufgelangen, aber nach unseren Erfahrungen mit Lawinen haben geschlossene Schneehänge für uns keinen Reiz mehr. Wir starten um 7.40 Uhr in einem Pulverschnee, wo die Skistöcke wieder einmal höchst nützlich sind, und gelangen zu einer Rippe, welche die Flanke rechts unten abschliesst. Diese Rippe ist gut gangbar, aber bei 6550 m verliert sie sich in den steilen Hängen des Gipfels. Bis hierher ist Bernard Pierre

mit seinem treuen Pemba mit uns aufgestiegen, aber nach dem Schneerutsch, der ihm den Brustkasten gequetscht hat, waren die letzten Tage für ihn sehr unangenehm, seine Widerstandskraft war vermindert und er litt unter der Kälte. Schweren Herzens sehen wir ihn umkehren, ihn, der diese Expedition möglich gemacht und bis zu diesem letzten Morgen geleitet hat.

150 m höher durchbrechen zwei Felsen den steilen Hang. Diese muss man zuerst erreichen, indem wir uns durch eine windgepresste Kruste aufwärtswühlen; sie zerspringt, und darunter liegt grundloser Pulverschnee. Diese Fronarbeit würde mir nicht so missfallen, wenn nicht die Erinnerung an die Lawine noch in meinem Kopf spukte. Als wir endlich auf diesem Ruheplätzchen von Fels sitzen, atmen wir auf: hier sind wir sicher. Aber wie wird es weiter? Madame Kogan geht voraus und steigt gerade hinauf, um die Hänge nicht anzuschneiden. Bald trifft sie auf grosse Streifen von angewehtem Schnee, die schräg links gegen den Westgrat hinaufziehen. Aus Furcht, diese Schnee bretter könnten unser Gewicht nicht aushalten, folgen wir ihrem unteren Rand in einem allmählich fast horizontal werdenden Quergang. Es ist ein langsames, heikles Vorrücken auf einer gebrechlichen Treppe. Endlich richtet sich der Hang zu einer Steilheit von 55° auf, aber der Schnee ist hier fester, und meine Gefährtin kann ihren Pickel auf der Gratschneide bei etwa 6800 m einstossen.

Wir ruhen uns etwas aus und gehen um 13 Uhr wieder los; es ist windstill, aber es wird allmählich neblig. Der Schnee grat ist nicht sehr stabil: rechts faul, links pulverig und grundlos. Wir sind jetzt des Gipfels sicher und kommen gut voran. Aber oberhalb 7000 m wird der Grat steiler, und ich treffe auf eine Reihe von Schnee buckeln ohne Konsistenz: Anhäufungen, durch die man sich förmlich einen Graben bahnen muss. Glücklicherweise ist meine Gefährtin in grosser Form; wir können uns für diese erschöpfende Arbeit von Buckel zu Buckel ablösen. Während der Minuten des Wartens blicke ich bewundernd auf die Technik und Energie dieser Frau, auf die zierliche Silhouette in hellblauer Nylonkleidung. Der letzte Schnee buckel ist eine Art Vorgipfel. Noch drei Seillängen fast horizontal, ein kleiner Felsturm, und wir gehen Arm in Arm auf dem Stückchen Schnee grat bis dahin, wo es nichts mehr gibt als rotbraunen Nebel.

Um 14.50 Uhr sind wir auf dem Gipfel, eine halbe Stunde später gehen wir wieder los. Über den Grat sind wir bald hinunter, aber die Flanke scheint uns noch bedenklicher als am Morgen. Wir steigen sie mit unendlicher Vorsicht ab, um ja nichts zu «zerbrechen». Dann noch ein kleiner Trab bis zum Lager III in die Arme von Bernard und zum Kochtopf von Pemba. Die Sherpas haben inzwischen das Notwendigste von Lager II heraufgebracht, es wird eine lange, sehr glückliche Nacht, unser lieber Bernard gibt uns ohne Unterlass zu trinken.

Am 29. werden die oberen Lager geräumt und am 31. August treten wir den Rückmarsch an.

NANGA PARBAT — EIN HISTORISCHER ÜBERBLICK

Von Günter O. Dyhrenfurth

Der Eckpfeiler des Grossen Himalaya im Indusbogen ist der westlichste aller Achttausender. Der Kaschmiriname Nanga Parbat, der aus dem Sanskrit abzuleiten ist, bedeutet «Nackter Berg». Diamir = «König der Berge» wäre eigentlich schöner, ist aber ungebräuchlich geworden.

Nach der «Survey of India»-Karte ist die Höhe 26 620 ft. = 8114 m, nach der photogrammetrischen Neuaufnahme von Prof. R. Finsterwalder ist aber 26,658 ft. = 8125 m einzusetzen.

1895: Die erste Expedition bestand aus A. F. Mummery, G. Hastings und J. Norman Collie, zu denen noch für einige Zeit C. G. Bruce trat. Zunächst wurde vom Rupalatal die Südfront des Massivs studiert, eine ungeheure, 4500 m hohe Wand. Dann wurde der Mazenopass (5358 m) 10 km westlich des Hauptgipfels überschritten und das Basislager in das Diamirtal verlegt. Von hier schritt Mummery mit zwei, dann mit einem Gurkha zum Angriff, fast in der Fallinie des Hauptgipfels, und drang unter grossen Schwierigkeiten auf einer steilen Felsrippe bis etwa 6100 m vor. Da es aber noch gar keine Nachschuborganisation gab, musste er sich hier schweren Herzens zum Rückzug entschliessen.

Trotz dieser Enttäuschung sollte nun noch die Nordseite des Massivs erkundet werden. Das Gros der Expedition ging auf der Chilasseite über drei kleine Pässe ins Rakhriottal hinüber. Mummery mit den beiden Gurkhas wollte über eine der Diamascharten (6200 m) im Nordgrat des Nanga Parbat dorthin gelangen. Am 24. August 1895 wurden die drei Männer zum letzten Male gesehen. Im Rakhriottal wartete man vergebens, und alle späteren Nachforschungen blieben erfolglos. Das Wahrscheinlichste ist, dass Mummery mit seinen beiden Begleitern einer Lawine zum Opfer gefallen ist.

1932: An Stelle von W. Welzenbach, der aus beruflichen Gründen nicht abkommen konnte, übernahm Willy Merkl die Leitung der Deutsch-Amerikanischen Himalaya-Expedition 1932. Unter den Teilnehmern befanden sich: Peter Aschenbrenner, Fritz Bechtold, Fritz Wiessner und der junge Amerikaner Rand Herron. Auf dem Anmarsch durfte die Expedition nach Astor keine bewohnten Siedlungen mehr berühren und musste also oberhalb des Indus über drei Kämme mühsam bis in das Rakhriottal queren. Erst am 24. Juni, 37 Tage nach dem Ab-

marsch von Srinagar, konnte das endgültige Hauptlager (3967 m) errichtet werden. Ein weiterer harter Schlag war, dass zehn Transportsäcke mit fast der gesamten Trägerequipment gestohlen worden waren. Auch hatte man keine Sherpas.

Lager I wurde bei etwa 4470 m am Fusse der Nordostwand aufgeschlagen, Lager II (5350 m) neben einem Felssporn im Gletscher, Lager III war eine Eishöhle bei etwa 5900 m. Hier hatte man den sehr zerrissenen und gefährlichen Teil des Rakhiotgletschers hinter sich. Lager IV (6150 m) stand auf der breiten Gletscherterrasse nahe dem Nordostkamm. Nach einer Ersteigung des südlichen Chongra Peak (6448 m) und des Rakhiot Peak (7070 m) entschied sich Merkl für einen Angriff in der westlichen Firnbucht durch die sogenannte «Mulde», trotz ihrer grossen Steilheit und Lawinengefährlichkeit. Obwohl die ersten schweren Monsunschneefälle diesen Aufstieg höchst mühsam und bedenklich machten, wurde am 30. Juli Lager VII bei 6950 m auf dem Grat westlich des Rakhiot Peak erstellt. Aber es war bereits zu spät, und alle weiteren Versuche erstickten in tiefem Neuschnee. Ende August musste man sich endgültig geschlagen geben, aber Merkl war überzeugt, nunmehr die richtige Route gefunden zu haben.

1934: Es ist verständlich, dass Merkl so rasch als möglich das begonnene Werk vollenden wollte. Dank einer grosszügigen Finanzierung konnte eine Riesexpedition auf die Beine gestellt werden: neun Bergsteiger, ein Hauptlagerverwalter, drei Wissenschaftler und zwei Transportoffiziere. Diesmal hatte man 35 der besten Sherpas und 500 Träger!

Rasch wurden die ersten vier Lager errichtet – ungefähr an den gleichen Plätzen wie 1932. Da gab es einen traurigen Zwischenfall: Am 8. Juni starb Alfred Drexel in Lager II an einer akuten Lungenentzündung. Die Expeditionsleitung rief sämtliche Bergsteiger und Träger in das Hauptlager zurück, wo Drexel am 11. Juni beigesetzt wurde. Auch organisatorisch gab es eine Stockung: es fehlte an Tsampa (Gerstenmehl) für die Sherpas. So vergingen elf wunderbare, klare und windstille Tage... im Hauptlager! Erst am 22. Juni wurde neuerdings aufgebrochen, und am 25. Juni wurde Lager IV (6185 m), das obere Standlager, wieder besetzt. Siebzehn unwiederbringliche Tage waren verloren. Auch dann hatte man es noch nicht besonders eilig. Erst am 4. Juli begann in Lager V (6690 m), unter der Steilwand des Rakhiot Peak, der eigentliche Angriff. Auch sollten viel zuviel Bergsteiger gleichzeitig zum Gipfel vorstossen, was einen viel zu grossen Aufwand an Trägern und Ausrüstung erforderte. Am 5. Juli wurde das neue Lager VII (7050 m) auf dem «Schaumrollengrat» erstellt, und am 6. Juli folgte der Aufstieg zum «Silbersattel», wobei Peter Aschenbrenner und Erwin Schneider die Stufenreihe anlegten. Am zeitigen Vormittag war die Spitzengruppe oben, wartete zwei Stunden vergeblich, ging noch über den Hochfirn bis unter den Vorgipfel (etwa 7850 m) – aber das Gros schlug Lager VIII bei 7480 m in der Nähe des Silbersattels auf.

Doch genau zu diesem Zeitpunkt, in der Nacht vom 6. zum 7. Juli, setzte auch hier oben gewaltiger Monsunschneesturm ein. Ein böser Tag, eine noch böhere zweite Nacht, und am 8. Juli morgens wird der Rückzug beschlossen. Schneider und Aschenbrenner übernehmen es auf Wunsch der Expeditionsleitung, die Route in dem tiefen Schnee aufzubrechen; die andern sollen dicht aufgeschlossen folgen. Und die beiden Tiroler schaffen es tatsächlich: Um 7 Uhr abends sind sie in Lager IV, im festen Glauben, die ganze Kolonne – drei Sahibs und elf Sherpas – dicht hinter sich zu haben. Sehen konnte man nichts, Warten war in dem rasenden Schneesturm ebenfalls unmöglich gewesen. Aber nur fünf Sherpas konnten sich retten – auch sie mit schweren Erfrierungen. Die drei Deutschen – Uli Wieland, Willo Welzenbach und als letzter Willy Merkl – und sechs tapfere Hochträger starben den Weissen Tod. Es war eine beispiellose Katastrophe. Alle Rettungsversuche von Lager IV aus erstickten in grundlosem Neuschnee.

1937: Nun nahm sich Paul Bauer mit der inzwischen gegründeten «Deutschen Himalaya-Stiftung» den Nanga Parbat zum Ziel. Die erste von ihm inspirierte Nanga-Parbat-Expedition stand unter der Leitung seines Freundes Karl Wien. Es waren insgesamt sieben Bergsteiger, vorwiegend Münchener, und zwei Wissenschaftler, der Arzt U. Luft und der Geograph C. Troll. Schneider und Aschenbrenner waren nicht dabei.

Am 11. Juni war Lager IV eingerichtet, und zwar diesmal etwas weiter westlich als 1934, in einer Mulde näher dem Rakhiot Peak. Am 14. Juni begann man Lasten nach Lager V hinaufzutragen, das am nächsten Tage von einem Teil der Mannschaft bezogen werden sollte. In der Nacht vom 14. zum 15. Juni war daher Lager IV ungewöhnlich stark belegt: sieben Sahibs, das heisst die ganze Bergsteigergruppe, und neun Sherpas. Wenige Minuten nach Mitternacht schob sich eine Lawine vom Eisbruch des Rakhiot Peak über das Lager und begrub alle sechzehn Männer.

Erst vier Tage später entdeckte U. Luft die Katastrophe, als er vom Standlager heraufkam. Eine eigene kleine Expedition, die unter Führung von P. Bauer nach Indien geflogen war, konnte einen Teil des verschütteten Lagers ausgraben und Tagebücher sowie einige persönliche Erinnerungsstücke bergen. Auch über diese Tragödie ist viel geschrieben worden. Warum das obere Standlager diesmal in der Mulde unterhalb der Eisbrüche des Rakhiot Peak errichtet wurde, konnte niemals einleuchtend erklärt werden.

1938: Eine neue Mannschaft, diesmal unter Leitung von Paul Bauer persönlich, trat bereits ein Jahr später an. Es wurde sogar eine in Srinagar stationierte dreimotorige Junkers-Maschine für den Lastentransport eingesetzt. Wieder hatte eine Expedition scheinbar alle Trümpfe in der Hand, und wieder blieb der Berg Sieger! Diesmal durch fast ständiges Schlechtwetter und denkbar ungünstige Schneeverhältnisse. Immer wieder wurde man durch grosse Schneefälle ins Haupt-

lager zurückgedrängt. Erst am 22. Juli wurde der Platz von Lager VI (1934) erreicht. Am «Mohrenkopf» wurden die noch gut erhaltenen Leichen von Merkl und seinem Träger Gyali gefunden und bestattet. Verschiedene Versuche, zum Silbersattel (7451 m) vorzustossen, scheiterten an den trostlosen Bedingungen. So musste Bauer den Rückzug anordnen, aber wenigstens hatte es diesmal keine Verluste an Menschenleben gegeben. Zum Abschluss wurde der Gipfel des unbezwungenen Nanga Parbat von einigen Mitgliedern der Expedition überflogen und von allen Seiten fotografiert.

1939 : Allmählich waren Zweifel aufgetaucht, ob die seit 1932 immer wieder begangene Normalroute aus dem Rakhiottal wirklich der einzig mögliche Zugang sei. Die alte direkte «Mummery-Route» an der Diamirflanke war wieder interessant geworden und sollte nunmehr gründlich erkundet werden. Eine kleine Expedition mit Peter Aufschnaiter und Heinrich Harrer wurde mit dieser Aufgabe betraut. Dabei erwies sich die eigentliche «Mummery-Route» als höchst lawinengefährlich. Man prüfte also die Felsrippen nordöstlich von ihr und kam auf der «Mittelrippe» unter dem Nordgipfel I bis etwa 6100 m. Aber auch dort gab es Lawinengefahr und bösen Steinschlag. Nicht nur die technischen Schwierigkeiten, sondern auch die objektiven Gefahren dieser Route sind so bedenklich, dass sie gegenüber der Normalroute nicht den Vorzug verdient. Auf der Rückreise wurden die Freunde bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges in Indien interniert; ihre abenteuerliche Flucht nach Tibet und ihr mehrjähriger Aufenthalt in Lhasa sind allgemein bekannt geworden.

1950 : Drei Engländer, die längere Zeit im Nordkarakorum arbeiten wollten, aber in letzter Stunde die Genehmigung von der pakistanischen Regierung nicht bekamen, beschlossen eine Wintererkundung am Nanga Parbat, obwohl sie dafür gar nicht ausgerüstet waren. Am 11. November wurde das Hauptlager bezogen.

Die Sherpas hatten begrifflicherweise zu dieser Winterexpedition sehr wenig Lust. Tenzings Warnungen wurden in den Wind geschlagen, und so gingen die drei Sahibs daran, alles selbst zu tragen. R. H. Marsh kehrte allerdings schon am 18. November mit Frostschäden ins Basislager zurück, aber J. W. Thornley und W.H. Grace stiegen weiter in das Gebiet des Rakhiotgletschers hinauf. Seit dem 2. Dezember waren sie verschollen, und auch Flugzeuge konnten keine Spur von ihnen entdecken.

Man kann den Mut dieser Männer bewundern, aber es war eben doch die Kühnheit von Aussenseitern, die sich nicht darüber klar waren, was eine Nanga-Parbat-Expedition im Winter bedeutet.

Mit ihnen sind es jetzt vierzehn europäische und siebzehn einheimische Bergsteiger, die Diamir, dem «König der Berge», ihr Leben geopfert haben.

Erst 1953 sollte die Entscheidung fallen.

NANGA PARBAT

Von Karl M. Herrligkoffer

Bei allen Expeditionen im Kampf um einen der vierzehn höchsten Gipfel der Erde sah man lange Zeit die Schwierigkeiten vorwiegend in der bergsteigerischen Aufgabe. Man sah die Hindernisse zu sehr in den alpinen Problemen und erkannte bis 1952 nicht, dass das biologische Problem im Kampf um einen Achttausender alle anderen alpinen, technischen und menschlich-kameradschaftlichen überschattet. Selbstredend muss die technische Möglichkeit einer Bergbesteigung in Betracht gezogen werden, aber die vordringlichste Frage bleibt doch die Einwirkung der Höhenzone auf den menschlichen Organismus. Mit den verminderten Luftdruckverhältnissen in den Höhen und der verringerten Gasspannung, die sich in einem beträchtlichen Sauerstoffmangel bemerkbar macht, sinkt die Leistungsbreite des menschlichen Organismus rapid ab. Das Atmen wird in der 8000-m-Zone fast unerträglich, und jede körperliche und auch geistige Arbeit kann nur unter Aufbietung aller Willenskräfte durchgeführt werden. Infolge der erheblichen Reduktion aller physiologischen Vorgänge, wie sie der Sauerstoffmangel mit sich bringt, ist vom schlafsüchtigen Zustand bis ins Jenseits nur noch ein Schritt.

Mit den Forschungsergebnissen von Dr. Ed. Wyss-Dunant ist die Himalayafahrung bereichert worden. Die Erkenntnis, dass der Mensch sich über etwa 7000 m Höhe nicht mehr erholen kann und dass er sich nur für wenige Tage über 7800 m aufhalten kann, ohne einer absoluten Lebensgefahr ausgesetzt zu sein, ist ein Wendepunkt in der Himalayageschichte.

Von München zum Hauptlager

Die Schwierigkeiten, die sich der Nanga-Parbat-Expedition 1953 in der Vorbereitungszeit in den Weg stellten, schienen zunächst fast unüberwindlich. Selbst die Einreisegenehmigung nach Pakistan erfolgte im letzten Augenblick, und es atmeten alle erleichtert auf, als am 17. April 1953 der Alpenexpress München mit der Bergsteigergruppe in Richtung Genua verließ.

Die Zusammensetzung der zehnköpfigen Mannschaft war: *Fritz Aumann*, München, als Hauptlagerverwalter, Funktechniker und Photograph vorgesehen.

Der himalayaerfahrene *Peter Aschenbrenner* aus Kufstein hatte die bergsteigerische Führung der Expedition übernommen und folgte als einziger aus beruflichen Gründen der Expedition auf dem Flugweg nach. *Albert Bitterling* aus Berchtesgaden, Bergführer, sollte auch als Meteorologe arbeiten. Die bewährte Seilschaft *Herman Bubl* und *Kuno Rainer* aus Innsbruck war durch Winterbegehungen bekannt und hatte ausserdem die Eiger-Nordwand, den Walker-Pfeiler, die westliche Zinne-Nordwand und die Gesamtüberschreitung aller Aiguilles de Chamonix hinter sich. *Hans Ertl*, der bekannte Bergsteiger und Kameramann, kam aus Bolivien zur Expedition. Dr. *Walter Frauenberger* aus St. Johann begleitete die Expedition als stellvertretender Leiter. Dr. *Karl M. Herrligkoffer* war Expeditionsleiter und Arzt. Ferner gehörten zur Mannschaft die zwei 27jährigen Himalaya-Nachwuchskräfte *Otto Kempfer* und *Hermann Köllensperger*.

Auf dem M. S. «Viktoria» des Lloyd-Trestino erreichen wir nach einer herrlichen Seereise am 30. April den Hafen von Karachi. Durch die Vermittlung der deutschen Botschaft gelingt es, eine entscheidende Zollvergünstigung zu erwirken, die von nun an allen Expeditionen zugute kommt, die nach Pakistan einreisen. Bereits am 2. Mai ist das gesamte Gepäck verladen und kann mit der Bahn nach Rawalpindi geschickt werden. Die Mannschaft selbst folgt in drei Gruppen nach. Geschlossen zu reisen ist aus Platzmangel nicht möglich, und ausserdem müssen einige zurückbleiben, um restliche Gepäckstücke noch freizubekommen.

In Rawalpindi erleben wir gerade noch das Ende einer wochenlangen Hitze-welle. Es gelingt, die Genehmigung für den Weitertransport per Flugzeug und die Zusicherung zu erreichen, dass für die Dauer der ganzen Expedition ein eigener ständiger Wetternachrichtendienst über den UN-Sender Rawalpindi eingerichtet werde. Dienstag, den 5. Mai, kommt die zweite Gruppe mit dem Gepäckwagen an.

Bereits um 5 Uhr früh starten am nächsten Morgen die beiden ersten Maschinen, und zwei weitere Dakotas folgen um 10 Uhr mit der restlichen Mannschaft und dem Gepäck. Im Flug geht es hoch über dem Kagantal nordwärts dem Industal entgegen. Die Maschinen sind schwer beladen. Bald fliegen wir in beängstigendem Abstand über viele kleine Pässe hinweg. Wir alle hocken seitlich mit angezogenen Beinen auf den Aluminiumschalen und schauen gebannt auf das Gipfelmeer. Der ganze Innenraum der Flugmaschine ist mit Säcken und Kisten angefüllt. Nach einer halben Stunde nehmen die Berge mächtige Formen an. Dann tauchen die ersten Fünftausender auf, und als plötzlich der Wolkenvorhang für einige Sekunden aufreisst, erstrahlt in hellstem Weiss, unwahrscheinlich rein, in einer Höhe, die wohl keiner erwartet hatte, der Nanga Parbat. Die Maschinen fliegen in 5500 m Höhe über alle Gipfel hinweg, nur dort vorne erhebt sich dieser Riese aus Eis und Schnee, der alles in der Runde überragt. Von hier aus erkennt man ihn deutlich als den Eckpfeiler in der gewaltigen Kette des Himalaya, gegen

Westen zieht das Industal hinaus, und von dort aus wird der Herrscher von Kaschmir wohl weithin sichtbar sein.

Immer noch starren wir wie fasziniert nach dem Berg, suchen dann Vergleichskonturen mit den bekannten Bildern früherer Expeditionen. Allmählich beginnen wir uns zu orientieren. Die Diamirseite mit ihren tiefverschnittenen Gletscherabbrüchen erstrahlt in unbeschreiblichem Glanz – und zeitweise verschwindet die Flucht der ungeheuren Eisbarrieren und Grate unseren Blicken. Immer wieder schiebt sich eine Wolkenwand dazwischen. Der Babusarpass ist wirklich noch mit tiefem, frischem Pulverschnee überzuckert, und eine Passage hätte sicher viele wertvolle Tage gekostet.

Jetzt senkt sich die Dakota, steuert dem Industal zu, und nach einer Rechtskurve zeigt sich plötzlich die Anmarschrouten und die Strasse, der die Trägerkolonne in den nächsten Tagen entlangziehen wird. Die Rakhiotbrücke winkt herauf, und man kann auch die Märchenwiese und den tiefverschnittenen Moränenhügel deutlich erkennen. Der Rakhiotgletscher ist noch tief in Neuschnee gebettet. Da setzt die Maschine auf einer schmalen Flugbahn in Gilgit zur Landung an.

Der nach einem besonderen Zeremoniell ablaufende Empfang bietet uns ein buntes Bild. Die Dudelsackbläser der Gilgit-Scouts spielen in ihren weiss-grünen Uniformen mit Pauken und Trommelwirbel auf. Alle Teilnehmer bekommen duftende Rosenkränze um den Hals gehängt, und am Ende sehen wir aus wie das liebe Vieh beim Almatrieb. Auch siebzehn Hochträger hat der Mir von Hunza schon mitgebracht. Es sind durchwegs prächtige Kerle, die einen sehr guten Eindruck machen. Die Trägerfrage war für uns alle eine grosse Sorge, denn unsere fünf Sherpas mit ihrem Trägerobmann Pasang Dawa Lama konnten trotz beiderseitig grössten Bemühungen den Anschluss an die Expedition nicht finden und mussten unverrichteter Dinge umkehren.

Die Bergsteiger werden jetzt nach ihren Bungalows gefahren und freuen sich alle, nach diesen heissen Tagen in der Wüste Sindh in kühlere und grüne Gefilde gelangt zu sein, inmitten von mächtigen Felsbergen des Himalaya. Die Gegend ist in vielem mit unseren Alpen vergleichbar, und der Garten des Bungalows könnte ebensogut in Oberbayern oder Tirol sein. Auch der Menschenschlag dort ist den Tirolern sehr verwandt, und wir alle fühlen uns hier vom ersten Augenblick an wohl.

Am 8. Mai verlässt die erste Gruppe mit Frauenberger, Aumann und Buhl auf Jeeps das freundliche Gilgit in Richtung Talichi im Industal. So vielversprechend zunächst der rasche Transport mit den Jeeps aussieht, so erweist sich doch sehr bald, dass auch 1953 auf Pferde- und Eselkarawanen nicht verzichtet werden kann. Von den fünf Jeeps fallen noch während der Nacht vier aus. Am 10. Mai werden daher rund 30 Esel mit 120 Traglasten und etwas später eine noch grössere Pferdekarawane in Richtung Talichi in Marsch gesetzt. Es ist die erste Expedition

in Pakistan, und ohne die Hilfe der Regierung wäre die Durchführung überhaupt undenkbar gewesen.

Nach einer halsbrecherischen Fahrt auf einem der Jeeps, die ja in dieser Gegend Unglaubliches leisten, auf einem in die Felswand hineingehauenen, sehr schmalen Strässchen, fährt man um tausend Kurven und an gewaltigen Felsüberhängen vorbei, dem Gilgit und später dem Indusfluss entlang und landet schliesslich glücklich im Bungalow von Talichi. Dort beginnt sofort das Abwiegen der Lasten und Verteilen an die einzelnen Bergbauern, die hier Kulidienste annehmen und unsere Kisten und Säcke über die Rakhiotbrücke hinauf nach dem vorläufigen Hauptlager transportieren sollen.

Am 11. Mai gehen Frauenberger und Buhl mit acht Hunzas voraus zur Rakhiotbrücke, um am nächsten Tag in etwa 3700 m Höhe das vorläufige Hauptlager einzurichten. In Talichi müssen alle Lasten auf 50 englische Pfund reduziert werden. Durch Vermittlung des Verbindungsoffiziers Tassildare konnten wir den Trägerlohn auf 25 Rupien pro Gang festsetzen.

Die alte Karawanenstrasse von Talichi zur Rakhiotbrücke ist durch einen Wildbach unterbrochen worden. Bis zur Rakhiotbrücke müssen alle Lasten auf dem Rücken der Träger transportiert werden. Es sind etwa zweieinhalb Stunden Fussmarsch bis an die Rakhiotbrücke. Während des Marsches begegnen wir laufend kleinen Gruppen von Trägern, die ihre Lasten bereits nach dem vorläufigen Hauptlager getragen haben und nun nach Talichi zurückkehren, um neuerdings Kisten und Säcke zu holen. Insgesamt sind 263 Träger eingesetzt und nahezu 500 Lasten müssen transportiert werden.

Am nächsten Tag trifft weiteres Expeditionsgut aus Gilgit ein, und es wiederholt sich das gleiche Spiel wie tags zuvor.

Am 13. Mai passieren die letzten Sahibs die Rakhiotbrücke. Vom Industal aufwärts beginnt der Aufstieg über eine wilde Geröll- und Felshalde ohne Leben und ohne Vegetation. Erst gegen 2500 m Höhe belebt sich das Gestein, einzelne Rosmarinkräuter tauchen auf.

Wegen der Hitze bricht man am nächsten Morgen schon sehr früh auf und zieht auf Fufssteigen in das Rakhiottal weiter, das so eng ist, dass die Bewohner auf ganz schmalen Terrassen, die von Steinwällen umfriedet sind, ihr Getreide anbauen müssen. Der Menschenschlag aus Tato und Umgebung ist dunkelhäutig, die Männer tragen fast durchwegs Schnurrbärte; die Frauen erinnern mit ihren bunten Hosen und Jacken und ihren mit Messingscheiben geschmückten Mützen an Indianerinnen.

Der Weg führt nun zwischen Kiefern, Tannen und Tujabäumen steil nach oben, und zwei Stunden später erreichen wir die langersehnte Märchenwiese. Von den Einheimischen wird sie weniger romantisch Sumpfwiese genannt. Der Pfad geht durch Tannenwald in leichter Steigung aufwärts zu einer Lichtung, die von

einem Gletscherbach durchzogen wird. Jetzt ist bereits alles grün, und die Landschaft in über 3000 m Höhe erinnert stark an unsere Landschaft in den Westalpen. Auf Punkt 3700 m hatten Frauenberger und Buhl vor zwei Tagen bereits das vorläufige Hauptlager errichtet und ein Grosszelt nimmt vorerst sämtliche Lasten auf. Der Hauptlagerverwalter Aumann nimmt die Verteilung der Hunzaausrüstung vor. Grosse Freude herrscht dabei über die bunten Pullover und Anoraks. Aber über alles stolz sind die Träger auf ihre Eispickel, die sie von nun an nicht mehr aus der Hand geben.

Kulis in früherem Sinn gibt es in Pakistan heute praktisch nicht mehr. Die Bergbauern arbeiten nur dann für eine Organisation, wenn sie über ihren «Political Agent» die offizielle Order ihrer Regierung erhalten. Anders ist es dagegen bei den Hunzas. Sie sind aus ihrem Dorf im Hunzatal fortgezogen, um mit den Sahibs den Nanga Parbat anzugehen. Sie unterliegen als Moslems denselben religiösen Gesetzen wie die übrigen Träger, aber sie haben, da sie den Bergsteigern beistehen wollen, von ihren Priestern die Befreiung von der Fastenzeit zuerkannt erhalten.

Der erste Sonntag im vorläufigen Hauptlager zeigt sich zunächst nicht von seiner besten Seite, es regnet und schneit in einem fort. Aber als Träger von Tato heraufkommen und berichten, dass ein Sahib im Dorf unten angelangt sei, da erhellt sich der Himmel für uns alle. Eine Viertelstunde später steht der Sahib bereits vor dem Zelt, es ist Peter Aschenbrenner. Unsere Freude ist gross. Aber sie steigert sich noch, als er aus seinem Sack Briefe und Päckchen herauszieht – lang entbehrte Nachrichten aus der Heimat.

Mit Peter Aschenbrenners Ankunft weht plötzlich ein frischer Wind durch das Lager. Seine grosse Expeditionserfahrung versetzt ihn in die Lage, alles gleich richtig beim Schopf zu packen. So werden sofort ein zweites Grosszelt aufgestellt, die «Orderlies» verteilt und der Lastentransport vom vorläufigen zum endgültigen Hauptlager organisiert. Die letzte Rate des Trägerlohns wird ausbezahlt und jeder Tatomann erhält vor seinem Aufstieg ins Hauptlager, also in die Gletscherzone, zum Schutze gegen die ultraviolette Strahlung, Corodenin-Augentropfen eingeträufelt.

Am 18. Mai zieht die Kolonne mit 200 Lasten nach dem Hauptlager. Am 23. Mai müssen alle Hunzaträger zweimal den Weg vom vorläufigen Hauptlager hinauf über die Randmoräne des Rakhiotgletschers zum Hauptlager zurücklegen. Da sie sich anfänglich weigern, verspreche ich jedem einen Viertel Schnaps. Gleich nachdem sie vom ersten Gang nach dem Hauptlager zurückgekehrt sind, greifen sie nach den neuen Lasten, suchen sich sofort passende aus, verschlingen unter viel Geschrei ihre Tschapattis, um nach wenigen Stunden Rast das vorläufige Hauptlager endgültig abzuräumen. Und so ist ab 24. Mai, Pfingstsonntag, bereits die ganze Mannschaft mit samt ihrem Hab und Gut im Hauptlager am Fusse der grossen Moräne versammelt.

Akklimatisation und erster Anlauf

Am Nachmittag des 26. Mai spuren Kempfer, Köllensperger und Aschenbrenner zum Lager I, gefolgt von neun Trägern. Später brechen auch Rainer und Buhl dorthin auf. Peter Aschenbrenner legt das Lager I hinter einen grossen Felsblock, der gegen die aus der Nordostwand herabstürzenden Eislawinen besten Schutz bietet. Am 28. Mai stossen Rainer und Buhl erstmals gegen den Lagersporn vor, in dessen Nähe das Lager II auf 5300 m errichtet werden soll. Frühmorgens, 3.30 Uhr, machen sich die beiden auf den Weg durch den Bruch. Doch die Schneefalllage ist derart ungünstig, dass sie immer wieder ruckartig einbrechen. Um 12 Uhr mittags sind beide so erschöpft, dass sie sich 400 m unterhalb des eigentlichen Lagerplatzes in glühender Sonne eine Stunde Rast gönnen, bevor sie ihren Rückweg nach Lager I antreten.

Am übernächsten Tag wird die Erkundung nach oben fortgesetzt. Rainer und Buhl erhalten durch Kempfer und Köllensperger Zuzug. Es geht gut vorwärts, und bereits um 9 Uhr früh rasten die vier unter den «Vajolettürmen». Das sind etwa 80 m hohe Eistürme am ersten Gletschersattel, etwa dort, wo Lager II entstehen soll. Die Gruppe erreicht unter Führung Kuno Rainers noch an diesem Mittag den Lagerplatz für das zweite Hochlager und kehrt gegen 4 Uhr nachmittags ziemlich erschöpft nach Lager I zurück.

Die Kisten, die für Lager III bestimmt sind, befinden sich bereits auf dem Weg nach Lager I. Walter Frauenberger war hierfür ein emsiger Vorbereiter. Am nächsten Tag tragen sechs Hunzas die ersten Lasten nach Lager II. Dort verbleiben Rainer und Köllensperger, während Frauenberger die Träger durch den Bruch nach Lager I zurückführt. Der Weg durch den Gletscherbruch muss nunmehr mit Strickleitern und Sicherungen für die Träger leichter gangbar gemacht werden. Während des Aufstieges steht das Hauptlager durch die Sprechgeräte ständig mit der Spitze in Funkverbindung. Der Vortrupp kann auf diese Weise laufend seine Wünsche an das Hauptlager durchsagen.

Am 3. Juni übernimmt Albert Bitterling das Lager I und steigt in aller Frühe mit Hermann Buhl und acht Hunzaträgern zum Lager II auf. Während sie die «Wintergasse» hinaufqueren, löst sich ein Schneebrett, und die Gruppe rutscht etwa 30 m ab. Träger und Lasten liegen durcheinander, doch geschieht weiter nichts. Den Trägern versetzt dieses Zwischenspiel jedoch einen heftigen Schock, und es dauert einige Tage, bis sie den Schrecken überwunden haben.

Tafel 19: Der «Mobrenkopf» mit der Gedenktafel für Willy Merkl, Willo Welzenbach und Uli Wieland, die 1934 am Ostgrat des Nanga Parbat umgekommen sind.

Tafel 20: Ausrüstungsappell der Hunzaträger im Hauptlager.

Tafeln 21/22: Verhandlungen mit den Moslems aus Tato über den Lastentransport zum Hauptlager hinauf.











Wir wollen es den Hunzaleuten in Lager I etwas häuslicher machen, und Fritz Aumann stellt eines der grossen Messezelte auf. So steht bereits am 5. Juni ein Grosszelt auf Lager I, etwa 50 m von den übrigen Zelten entfernt, und bietet der gesamten Trägermannschaft Unterschlupf.

Buhl und Köllensperger steigen am 6. Juni mit sechs hochbeladenen Trägern zum Lager II auf. Letzterer bleibt dort und erwartet Rainer und Kempfer, die auf der Suche nach einem geeigneten Platz für das dritte Hochlager gegen die Sechstausendmetergrenze emporspurten. Tags darauf führt Buhl frühmorgens zwölf Träger nach Lager II und kommt schon um 11 Uhr wieder ins Ausgangslager zurück. Frauenberger, Kempfer und Köllensperger, die sich im Lager II (5300 m) eingerichtet hatten, versuchen das Trasse nach Lager III zu verbessern.

Um die Lastenbeförderung zu beschleunigen, habe ich nun zwanzig Tatoleute eingesetzt, die alle Kisten und Säcke für die Hochlager zum Lager I bringen. Nun soll auch der Weitertransport über den Rakhiot-Eisbruch nach Lager II und weiter hinauf zum Hochlager für den Gipfelvorstoss, dem auf 6150 m hoch gelegenen Lager III, beschleunigt werden. Rhabar Hassan wird deshalb nach Gilgit geschickt, um weitere zwölf Hunzaträger anzuwerben. Wie sich später herausstellt, sind von den zwölf Neulingen nur etwa ein Drittel für die oberen Lager geeignet.

Am 9. Juni steigen Albert Bitterling und Hermann Buhl mit zwölf Trägern von Lager I durch den Rakhiot-Eisbruch nach Lager II auf. Anderntags gibt es im Hauptlager eine Überraschung: Rott aus Augsburg, ein Nanga-Parbat-Begeisterter, ist per Autostopp hierher gekommen und bleibt für eine Woche unser Gast.

11. Juni: Peter Aschenbrenner treibt es schon in aller Frühe aus dem Zelt. Im Hinblick auf das schöne Wetter soll der Vorstoss zum Ostgrat sofort stark forciert werden, und wir sprechen noch einmal den ganzen Angriffsplan Punkt für Punkt durch. Rainer und Kempfer, die sich im Hauptlager befinden, werden von Peter herausgetrommelt, und sie wissen im Halbschlaf zunächst noch gar nicht, wie ihnen geschieht. Sie sollen sich noch am Vormittag auf den Weg zu den Hochlagern machen.

An diesem Tag erreichen Frauenberger und Buhl die obere Terrasse des Rakhiotgletschers und stellen in 6200 m Höhe ihre Zelte auf. Nach einem kurzen Besuch des 6448 m hohen südlichen Chongra Peak spüren sie am 12. Juni gegen den vierten Hochlagerplatz unter der Rakhiot-Eiswand. Dieser Lagerplatz entspricht dem Lager V früherer Expeditionen, das Lager III auf 6150 m dem früheren Lager IV,

Tafel 23: Seilsicherungen an der Rakhiotflanke. Hinter der Verwächtung des Ostgrates ist der Felsurm des «Mobrenkopfes» gerade noch sichtbar. Darüber die Südflanke und der Gipfel des Nanga Parbat, nach rechts durch die Bazbin-Scharte vom Vorgipfel getrennt.

Tafel 24: Übergang von der Rakhiotquerung zum «Mobrenkopf» im Ostgrat des Berges. Oben der Silbersattel, über den der Hochfirn und der Übergang am Vorgipfel zur Bazbin-Scharte und an den Aufschwung des Nanga Parbat erreicht wurde.

denn wir müssen auf das Lager III früherer Expeditionen in 5800 m Höhe aus Trägermangel verzichten. Während Frauenberger und Buhl gegen den Rakhiot Peak emporspuren, richten sich 1000 m tiefer Ertl, Rainer und Kempfer im Lager II (5300 m) inmitten von Eistürmen häuslich ein.

In der Nacht zum 13. Juni hat es etwa 50 cm Neuschnee hergeweht, und den darauffolgenden Tag über wälzen sich dicke Wolken, die aus dem Industal aufsteigen, gegen die Nordostwand des Berges. Zwischen den Schneeschauern sticht die südliche Sonne erbarmungslos hernieder und verwandelt die Atmosphäre in eine Treibhausluft. Im Lager I liegen Aumann, Bitterling und ich. Bitterling hat in bewundernswerter Stetigkeit und Pflichterfüllung zusammen mit den oft recht schwierigen Hunzaträgern zweiunddreissigmal den Rakhiot-Eisbruch zwischen Lager I und Lager II durchquert.

14. Juni: Es schneit unaufhörlich, und erst am nächsten Tag können die Sahibs in den Lagern I und II darangehen, gegenseitig wieder Verbindung herzustellen. In Lager II wartet man schon auf den unentbehrlichen Trägerproviand, die Tschappattis und das Ghi. Von Lager II aus versuchen Rainer und Köllensperger durch knietiefen Pulverschnee nach Lager III durchzukommen, während Aschenbrenner und Ertl die Schneemassen im oberen Teil der «Wintergasse» abtreten. Was jedoch niemand im Lager II erwartet hat: nach zehnstündigem Kampf gegen oft brusttiefen Neuschnee stampfen Aumann und Bitterling, von sieben Hunzaträgern unterstützt, eine neue Spur durch den Rakhiotbruch. Auf ihrem Rückweg überrascht sie eine gewaltige Eislawine aus der Nordostwand des Nanga Parbat, und zentimeterdicker Eisstaub deckt sie zu. Total erschöpft und ausgehungert erreichen sie alle spät abends wieder Lager I.

16. Juni: Ein herrlicher Tag! Im Lager I ist seit früher Morgenstunde alles auf den Beinen. Doch endlich um 5 Uhr steht die Trägerkolonne zum Abmarsch fertig. Um 11 Uhr erreicht sie unter Führung von Fritz Aumann das Lager II. Aschenbrenner, Rainer und Kempfer übersiedeln nach Lager III (6150 m). Einige hundert Meter unter dem Lager fegt der Schnee über die Hochfläche. Es ist klares, schönes Wetter, aber bitter kalt. Endlich um 10.30 Uhr erreichen sie das Lager III; die Zelte sind zugeweht und müssen ständig ausgeschaufelt werden. Köllensperger kehrt gegen Mittag mit sechs Hunzaträgern ins Lager II zurück. Am späten Nachmittag springt ein starker Wind auf und weht vom Rakhiotkamm weithin sichtbare Schneefahnen in den kristallklaren Abendhimmel.

17. Juni: Bei herrlichem Wetter bringt Bitterling die Nachricht vom Erfolg der Engländer am Everest ins Lager II. Wir freuen uns sehr und sind tief beeindruckt.

Kurz vor Sonnenuntergang bietet die Umgebung von Lager II mit ihren gewaltigen Wächtern aus Eis und Schnee einen herrlichen Anblick. Wenn dann die langen Abendschatten über den Gletscher hinausziehen und alle vor der rasch zu-

nehmenden Kälte in ihre Zelte flüchten, erstrahlen hoch über den Lagern immer noch im goldenen Glanz die Herrscher der Umrahmung des Rakhiottales: der 5602 m hohe Buldar Peak, daneben die drei Sechstausender der Chongra-Peak-Gruppe und im Süden der 7070 m hohe Rakhiot Peak, von dem aus ein langer Firngrat zum südlichen Pfeiler (7530 m) des Silbersattels emporführt.

An diesem Tage ziehen Ertl und Köllensperger mit fünf Hunzas nach Lager III um. Dort ist Peter Aschenbrenner gerade dabei, das Lager auf eine 50 m tiefer gelegene Stelle zu verlegen, wo es ebenso sicher, aber dem Sturm weniger ausgesetzt ist.

18. Juni: Es droht ein Wetterumsturz, im Osten über der Chongra-Peak-Gruppe ist die Sonne hinter einer glutroten Dunstschicht versteckt. Früh 4.30 Uhr stapfen zwölf Träger den vorausspurenenden Sahibs Ertl, Aumann und Köllensperger nach, um ihre schweren Lasten mit Proviant nach Lager III zu bringen. Etwas später ziehen Frauenberger, Rainer, Buhl und Kempfer von Lager III aus los, um einen Lagerplatz für den letzten Stützpunkt unter dem Ostgrat zu suchen. Am Fusse der Rakhiot-Steilwand in 6700 m Höhe – etwa an jener Stelle, an der das Lager V der früheren Expeditionen stand – graben sie eine Schneehöhle für vier Mann, die zunächst der erste Unterschlupf des vierten Stützpunktes sein soll.

19. Juni: Frühmorgens mache ich mich mit Aumann und fünf hochbeladenen Hunzaträgern nach Lager III auf. Während wir dort eintreffen und von Peter Aschenbrenner, Ertl und Frauenberger herzlich begrüßt werden, steigen Buhl, Köllensperger und Kempfer mit vier Hunzas der Madigruppe bereits durch die Querung nach Lager IV auf. Dort stellen sie sich noch ein Sturmzelt auf, das sie bis zur Hälfte in den Hang hineingraben. Beide schlafen die Nacht über in der Eishöhle, die sie gegen Sturm und Schneetreiben gut schützt, aber durch eine Spalte, die gerade in der Höhle mündet, zieht dauernd ein Eishauch, der es den beiden recht ungemütlich werden lässt. Köllensperger trifft mit den Trägern gegen 14 Uhr wieder in Lager III ein, Buhl und Kempfer dagegen bleiben im Lager IV, um am nächsten Tag die Rakhiot-Eiswand herzurichten. Kuno Rainer hat sich beim Graben der Eishöhle im Lager IV tags zuvor eine Erkältung zugezogen. Er fiebert die ganze Nacht. Glücklicherweise legte sich sein Fieber bald wieder, jedoch muss ich bald darauf eine Infektverschleppung ins rechte Bein feststellen, die sich zur akuten Venenentzündung entwickelt und Kuno gerade in der Zeit des Gipfelvorstosses an das Zelt fesselt.

20. Juni: Das Wetter ist herrlich. «Gipfelwetter» meint Peter Aschenbrenner der mit mir zusammen im Lager III ist. Köllensperger und Rainer siedeln nach Lager IV um; Ertl begleitet sie und will am Abend wieder zurück sein. Sieben Träger mit schweren Lasten folgen. An der Rakhiot-Eiswand entdecke ich Buhl und Kempfer, die den unteren Teil der Wand sichern. Otto Kempfer berichtet später darüber:

«Der Quergang von der Rakhiofscharte zum Grat weist in den ersten 15 m Blankeis auf. Mühsam schlägt Buhl eine Stufenreihe hinüber. Dann wenden wir uns im steilen Firn links aufwärts zum Rakhiot Peak (7070 m). Nach einer Rast auf dem Gipfel wenden wir uns hinunter zum Westgrat und spuren zum Mohrenkopf hinauf. Dort lassen wir eine Schaufel zurück, um später eine Schneehöhle zu graben. Es ist 15.30 Uhr nachmittags, und wir kehren zurück zur Rakhiofscharte und zum Lager IV. Es ist eigenartig, wir gehen gerade das Stück des Weges, das Willy Merkl damals nicht mehr schaffen konnte.»

22. Juni: Minus 14 Grad im Zelt. Es schneit ununterbrochen. Trotz 50 cm Neuschnee kommt Frauenberger mit vier Trägern auf Lager III. Oben auf Lager IV hat sich Buhl entschlossen, eine Trägerlast nach der Rakhiofschulter zu schleppen. Nach viereinhalb Stunden kommt er wieder zurück. Rainer versucht am Nachmittag nach Lager III abzusteigen, kommt aber nach geraumer Zeit wieder zurück, da er sich zu schwach fühlt, um allein nach Lager III hinunter zu kommen.

23. Juni: Es schneit den ganzen Tag. Rainer und Köllensperger gehen von Lager IV auf Lager III zurück. Kuno hat sich überanstrengt. Später steigt auch Buhl nach Lager III ab, um Benzin zu holen. So bleibt Kempter allein auf Lager IV, schaufelt den ganzen Nachmittag Schnee und ist über seine allgemeine Schwäche erschrocken.

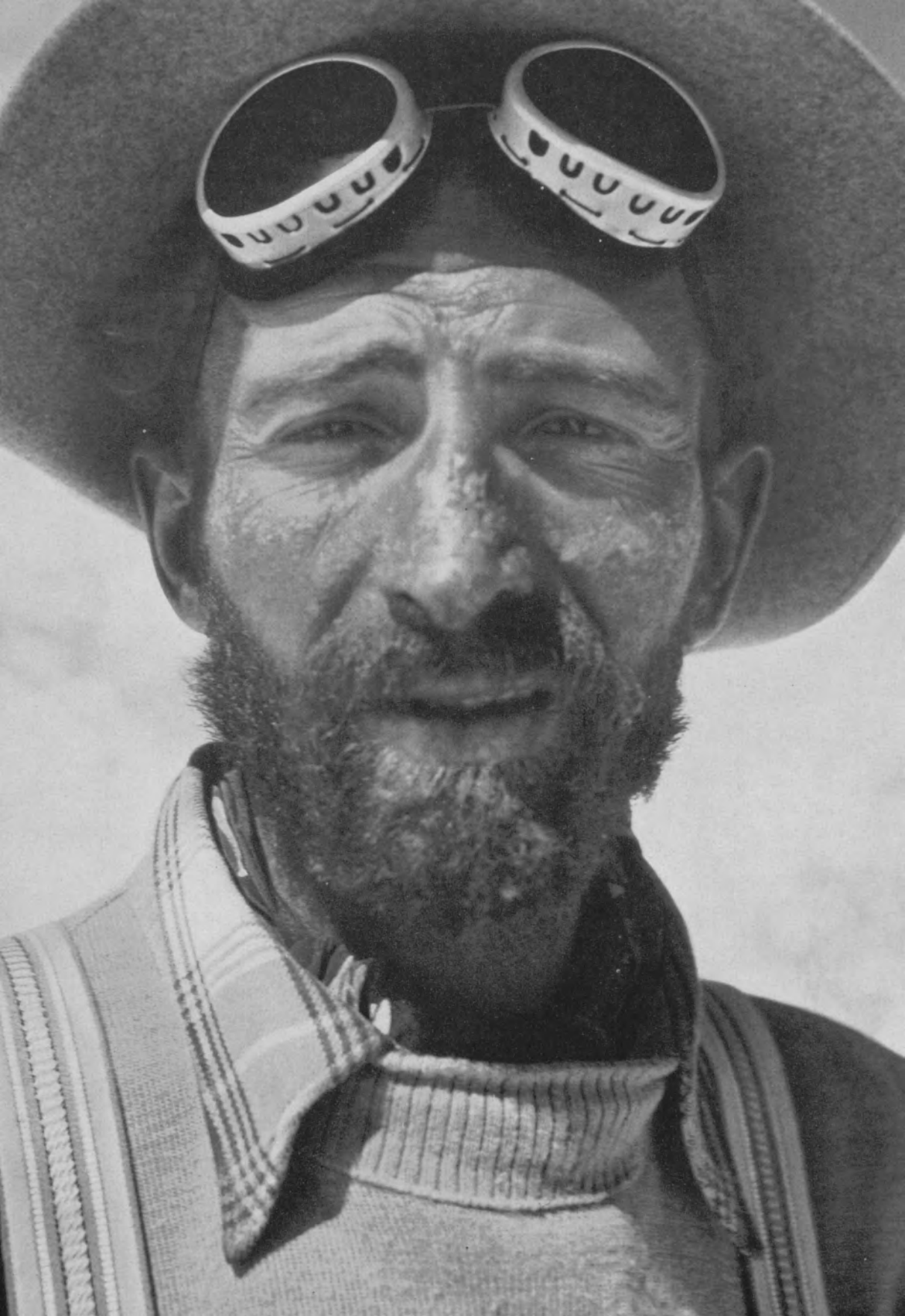
Am selben Tag alarmiert Bitterling durch Sonderboten das Hauptlager wegen Verstärkung zur Spurarbeit durch den Rakhiotbruch. Aumann steigt also noch abends zum Lager I auf und kann hier feststellen, dass sein sorgsam aufgestelltes Grosszelt tatsächlich von einer mächtigen Lawine eingedrückt und etwa 50 m den Hang hinabgeschleudert worden ist.

24. Juni: Schönstes Wetter. Ich sehe durch das Glas, dass Frauenberger mit zwei Trägern zum Lager III emporsteigt und Hermann Buhl ebenfalls in Begleitung von zwei schwerbeladenen Hunzas zum Lager IV. Er bringt Benzin nach dem Rakhiotlager. Dann geht Kempter hinab ins Lager III, um sich zu erholen. Am gleichen Tage spuren Aumann und Bitterling mit sieben Trägern bei denkbar schwierigsten Schneesverhältnissen durch den Bruch nach Lager II, das sie nach sieben heissen Stunden erreichen.

25. Juni: Das Wetter ist herrlich. Nachmittags fällt das Barometer, und schwere Wolken zeichnen sich im Osten von der Chongra-Peak-Gruppe ab. In aller Frühe gehen Kuno Rainer, Köllensperger und drei Träger nach Lager IV. Kuno fühlt sich immer noch sehr schlecht und steigt noch am gleichen Tag zum Lager II ab. Buhl kommt mit seinen beiden Trägern von Lager IV herunter. Er hat sich über die Träger derart aufgeregt, dass er nicht mehr länger oben bleiben wollte. Bitter-

Tafel 25: Das Gipfelbild Hermann Buhls ist einwandfrei: es wurde durch die Technische Hochschule München geprüft und eindeutig als vom Gipfel des Nanga Parbat aus aufgenommen attestiert!





ling, der von unten kommt, bleibt auch im Lager III und befürchtet, dass der Monsun einbricht. Wir haben also keine Zeit mehr zu verlieren.

26. Juni: Wolkig bis schön. Aschenbrenner, Ertl und Bitterling, gefolgt von sechs Trägern, steigen zum Lager IV auf. Aschenbrenner kehrt noch am gleichen Tage nach Lager III zurück, während Bitterling und Ertl eine Nacht auf Lager IV bleiben. Frauenberger steigt mit einigen Trägern nach Lager III auf und trifft dort mit Buhl und Köllensperger zusammen. Rainer fühlt sich weiterhin schlecht und steigt nach Lager I ab.

27. Juni: Himmel stark bewölkt. Schneebedadene Monsunwolken haben das Gebiet des Nanga Parbat erreicht. Trotzdem steigen Frauenberger, Buhl, Kempfer und Köllensperger auf. Buhl hat Luftmangel und so spurt Kempfer die ganze Strecke bis Lager IV. Dort treffen sie Bitterling und Ertl, die im Laufe des Nachmittags absteigen. Abends klart das Wetter etwas auf. Rainer ist mit seinen Kräften am Ende; er muss zurück ins Hauptlager.

28. Juni: Tagebucheintragungen von Kempfer:

«Wir kommen erst um 11.30 Uhr weg. Mit Lasten für Lager V steigen wir sehr angestrengt und langsam die Rakhiotwand hinauf. Buhl soll sich schonen und trägt deshalb keine Last. Wir wollen für ihn Lager V einrichten. Die Querung zum Mohrenkopf ist sehr schwierig. Köllensperger rutscht aus und saust eine etwa 10 m hohe Eisflanke hinunter. Buhl hält ihn am Seil. Dann gehen wir weiter. Es hat wieder zu schneien begonnen und ist bereits 17.30 Uhr. Da bemerke ich, dass jeder weitere Schritt vorwärts unter diesen Verhältnissen Unsinn wäre. Nach kurzer Debatte kehren wir mit den Lasten nach Lager IV um. Meine Ansicht, die Lasten an der Rakhioticscharte zu lassen, wird abgelehnt. Es herrscht die Aussicht, dass wir nie mehr wieder da heraufkommen. Die drei lastentragenden Sahibs und Buhl kommen ziemlich erschöpft bei Anbruch der Dunkelheit in Lager IV an.»

So endet der erste Gipfelvorstoss auf den Nanga Parbat. Der Monsun erstickt ihn im knietiefen Neuschnee.

Am gleichen Tag erscheint Peter Aschenbrenner mit einigen kranken Trägern im Hauptlager. Er hat bereits vor einem halben Jahr, als er der Expedition seine Teilnahme zusagte, zur Bedingung gemacht, dass es ihm möglich sein müsse, auf dem Flugwege der Expedition nachzufolgen, und weiterhin, dass er die Möglichkeit haben müsse, sich spätestens am 1. Juli auf den Heimweg begeben zu können.

Zweiter Vorstoss zum Gipfel

Am 29. Juni ist die Lage am Berg so: Die Träger gehen nicht über die Rakhiot-Eiswand, also über Lager IV hinauf. Die Spitze Buhl-Kempfer ist kampfesmäde

Tafel 26: Hermann Buhl nach der Rückkehr von seinem Alleingang auf den Nanga Parbat.

und schliesslich hat der Monsun alles im Neuschnee erstickt; trotzdem will Buhl wenigstens einen Prestigeerfolg, einen Aufstieg bis zum Silbersattel oder Vorgipfel mit nach Hause bringen. Kuno Rainer liegt an Venenentzündung erkrankt im Hauptlager. Walter Frauenberger ist wie immer guter Dinge, wenngleich er auch schon etwas abgekämpft scheint. Die meisten Träger sind erholungsbedürftig. Proviant ist noch genügend in allen Lagern, aber die Mannschaft soll sich jetzt erst im Hauptlager erholen und dann mit frischen Kräften zum zweiten Vorstoss ansetzen. Ein neuer Angriffsplan wird ausgearbeitet und vorbereitet. Lager I wird neu ausgebaut, und die Lasten werden überprüft. Ein Grosszelt wird geteilt, Baumstämme von weither geholt und zu Leitern gezimmert, um damit die immer breiter werdenden Gletscherspalten im Eisbruch vor Lager II leichter passierbar zu machen. Aus der Isa-Khan-Gruppe, die sich im Hauptlager befindet, werden mehrere Hunzaträger gewonnen, die sich verpflichteten, gegen eine Sonderbelohnung Lasten über die Rakhiot-Eiswand bis zum Mohrenkopf zu tragen.

Die Spitzengruppe in Lager III ist mit dem Rückzugsvorschlag einverstanden und will am nächsten Tag, dem 30. Juni, absteigen. Da ändert sich in der Nacht mit einem Schlag das Wetter – alle Monsunwolken sind plötzlich vom Himmel wie weggefegt – eine klare, kalte Sternennacht kündigt einen ebenso schönen Tag. Das Hygrometer sinkt auf 50% Luftfeuchtigkeit und im Laufe der nächsten Tage sogar auf 25%. Eine Schönwetterperiode, die dreizehn strahlend schöne Tage bringen sollte, ist angebrochen.

Was die Tage betrifft, in denen sich der erfolgreiche Gipfelvorstoss abspielt, soll hier aus den Tagebuchnotizen des stellvertretenden Expeditionsleiters, Walter Frauenberger, gefolgt werden:

30. Juni: Hermann Köllensperger steigt ins Hauptlager ab, er ist nach unserem ersten Versuch am Ende seiner Käfte. Vom Hauptlager kommt der Auftrag, dass alles absteigen soll, weil der Monsun da ist und alle eine «Hauptlager-Überholung» brauchen. Da es aber Mittag herrlich aufklart, wollen wir verbliebenen vier, Ertl, Buhl, Kempfer und ich, das Wetter des nächsten Tages abwarten. Nach einigen drahtlosen Gesprächen haben wir auch das Hauptlager davon überzeugt, dass wir noch in bester Form sind und bei weiterem Anhalten des Schönwetters ein alsbaldiger Gipfelvorstoss Aussicht auf Erfolg haben wird. Unser Auftrieb ist riesengross, teils durch das abendliche, prachtvolle Aufklaren, teils deshalb, weil wir das Hauptlager auch in der Tat von unserer Ansicht überzeugen wollen.

1. Juli: Prachtvollstes Wetter. Mit den drei besten Hunzas steigen wir zum Lager IV auf, während Otto Kempfer mit dem Hunzaobmann Madi erst morgen nachkommen will. Mit dem Hauptlager sind wir während des Aufstiegs nach Lager IV dauernd durch das Teleportgerät in Verbindung. In Lager IV nehme ich mich sehr der Hunzas an, verpasse ihnen die Steigeisen, koche Tee und spreche viel mit ihnen, damit sie uns restlos ihr Vertrauen schenken sollen, denn morgen

kommt die Entscheidung: Bringen wir sie über die Rakhiot-Eisflanke, so können wir übermorgen zum Gipfelvorstoss ansetzen. Bringen wir sie wieder nicht darüber, dann können wir uns endgültig geschlagen geben.

2. Juli: Strahlendes Wetter! Ich freue mich, als sich die Hunza in der Frühe wirklich zum Gehen anschicken. Kempfer kommt noch rechtzeitig mit Madi, dem vierten Hunza, von Lager III herauf. Ich binde alle vier Hunzas an mein Seil, und überraschend gut geht es hinauf zur Rakhioticschulter. Bei guter Behandlung kann man von diesen Naturburschen alles haben. Ali Madad, der beste der Hunzas, Hadji Beg und Hidayat Khan schaffen auch noch die eisige Überquerung durch die Westflanke des Rakhiot Peak zum Mohrenkopf. Das Lager V errichten wir dann in der tiefsten Einschaltung nach dem Mohrenkopf. Bei sinkender Sonne geht es schliesslich mit den Trägern wieder zurück zum Lager IV.

3. Juli: In der Nacht heult der Sturm um die Zelte. Ich fürchte schon für das Wetter und unser Vorhaben, bis mich Hans Ertl, der Frühaufsteher, um 6 Uhr früh beruhigt, dass Hermann Buhl und Otto Kempfer schon über der «Schaumrolle» zu sehen seien. Um 7 Uhr verschwindet Hermann Buhl im Blau des Silbersattels, um 7.45 Uhr hat Kempfer diese Stelle erreicht.

Am Abend erklären uns alle Hunzas, dass sie «bimar», das heisst krank, seien und versprechen uns nur, dass sie am kommenden Tag wieder nach Lager V gehen werden. Nachmittags gehe ich daher allein nach Lager V, um mit den beiden Gipfelstürmern Verbindung aufnehmen zu können. Ich sitze lange auf der Rakhioticschulter, bis dann spät abends eine Gestalt vom Silbersattel herunterkommt. Was ist aber mit dem zweiten Gipfelstürmer?»

Soweit die Tagebucheintragen von Dr. Walter Frauenberger.

Über die letzten Stunden vor der Gipfelbeziehung erzählt nun Otto Kempfer:

«Um 1 Uhr weckt mich Buhl, er möchte jetzt schon losgehen. Er bemüht sich, etwas heissen Tee zu kochen. Bereits um 2 Uhr ist er fertig zum Gehen. Um diese Zeit stehe ich dann auch auf, suche meine ganzen Klamotten zusammen, und es wird fast 3 Uhr, bis ich fertig bin. Ich gehe in der Spur von Hermann Buhl über den Grat zum Silbersattel empor. Die Schneeverhältnisse sind sehr gut, so dass Buhl kaum spüren muss. Während des Aufstiegs graut der Tag, der genau so prächtig zu werden verspricht wie die letzten Tage. Um 7 Uhr früh erreiche ich den Silbersattel. Buhl befindet sich ständig eine Wegstunde voraus. Am Silberplateau angekommen, mache ich Rast. Als ich wieder weitergehe, sehe ich Buhl nur noch als Punkt am Ende des Silberplateaus. Die Sonne brennt heiss auf den Firn, und man hätte Lust, in der Badehose herumzulaufen. Bei einer neuerlichen Rast ver falle ich in einen einstündigen Schlaf, der mich so energielos macht, dass ich mich zu einem Weitergehen nicht mehr entschliessen kann. Buhl ist inzwischen hinter dem Vorgipfel verschwunden, und ich beschliesse, hier auf dem Plateau auf seine Rückkehr zu warten. Schlafend und halb träumend verbringe ich den Tag,

und als Buhl um 17 Uhr noch nicht zurück ist, steige ich notgedrungen nach Lager V ab.»

Und warum hinterliess Kempter auf dem Silberplateau nicht seinen restlichen Proviant und vor allem den viel diskutierten Tiroler Speck? Auf meine Frage antwortet Otto Kempter: «Man stelle sich einmal vor, das Plateau ist aneinander – die Hochfläche gleicht einem erstarrten Meer. Wenn Buhl nur 20 m abseits zurückgekommen wäre, hätte er ihn nicht mehr finden können. Buhl musste selbst seinen unter dem Vorgipfel hinterstellten Rucksack lange Zeit suchen.»

4. Juli (aus dem Tagebuch von Dr. Frauenberger): «Was ich anfänglich gehofft habe, dass Hermann Buhl noch in der Nacht erscheint, geht nicht in Erfüllung. Wie gerne hätte ich dem wiederkehrenden Hermann meinen Schlafsack abgetreten und die Nacht nur mit der Bekleidung allein irgendwie durchgefroren! So aber sind Otto und ich am Morgen noch allein. Ich verständige mich durch Schreien mit Hans auf Lager IV, dass er mit Sauerstoff, einem Zelt und etwas Verpflegung nach V kommen möge, da wir über das Schicksal von Hermann im ungewissen sind.

Den ganzen Tag suchen unsere Augen den Rand des Silbersattels und den Grat zum Hauptgipfel des Nanga Parbat vergeblich ab. Die Unruhe wächst. Leider kommt Hans mit den Hunzas erst am frühen Nachmittag, so dass die Aufstellung eines Zeltes auf der «Schaumrolle» nicht mehr in Frage kommt. Er hat statt des Zeltes den Telefunkenapparat mitgenommen, so dass wir mit dem Hauptlager dauernd in Verbindung sein können.

Am späten Nachmittag gehen wir mit den Trägern zum Mohrenkopf, und ich bringe dort die Gedenktafel für Willy Merkl an. Otto geht mit den Hunzas nach IV zurück, und Hans und ich beschliessen, noch in derselben Nacht zum Silbersattel aufzusteigen – womöglich unter Mitnahme eines Sauerstoffgerätes, um vielleicht doch noch irgendwie helfen zu können.

Während ich am Mohrenkopf die Gedenktafel noch besser befestige, geht Hans zum Zelt. Fehlt auf der Tafel nicht ein neuer Name von der Expedition von 1953? Dieser Gedanke will nicht weichen.

Während der Stemmarbeiten irren meine Augen immer wieder ab, hinauf zum Silbersattel – und da löst sich plötzlich vom Felsen dort oben ein kleiner schwarzer Punkt, verlässt die Kimmung des Silbersattels und wird zum kleinen schwarzen Strich in der Eisflanke unterhalb des Silbersattels. Ein Jubelruf kündigt Hans das Gesehene, ein zweiter dem die Rakhiot-Westflanke mit den Trägern gerade querenden Otto. Und ich selbst: Ich lache und weine und beschleunige meine Stemmarbeit. Der Hermann kommt! Fast wie das Zurückerhalten des eigenen Kindes aus dem Reiche des Jenseits, so kommt mir das Wiedererscheinen meines jungen Freundes vor. Ob Du, Hermann, nun den Gipfel erreicht hast oder nicht, das ist ganz gleichgültig – das Wichtigste ist: Du lebst!

Um Hans und Hermann eine entsprechend gute Schlafmöglichkeit im Lager V zu geben, wo sich nur zwei Schlafsäcke befinden, packe ich noch meinen Rucksack und gehe, da es schon zu dunkeln beginnt, noch bevor Hermann eintrifft, gegen das Lager IV ab. Ich bitte Hans noch, er möge Hermann herzlichst von mir grüssen und mir dann nachrufen, wie es ihm ergangen ist.

So stehe ich dann beim Dämmern beim Mohrenkopf neben der eben errichteten Gedenktafel und sehe drüben beim Zelt des Lagers V zwei Männer sich umarmen und höre, dass unser Hermann vom Gipfel des Nanga Parbat kommt. Mit heissem Dank mischen sich Tränen der Freude, und mit tiefer Ergriffenheit melde ich Willy Merkl, Uli Wieland und Willo Welzenbach, deren Namen vor mir auf der Gedenktafel eingegraben sind, dass ihr Vermächtnis hiermit erfüllt ist.

Hans entdeckt mich noch oben beim Mohrenkopf und ruft mich zurück. Irgendwie wird es mit dem Schlafen schon gehen, und übrigens denken wir noch lange nicht ans Schlafen, Hermann wird von Hans sofort mit Cocatee und Nescafé versorgt, und auch die Sauerstoffflasche steht bereit. Er ist durch drei Pervitin, die er auf dem Hochplateau noch genommen hat, unheimlich aufgezoogen und berichtet dauernd Einzelheiten von seinem Erfolg.»

Um 19 Uhr Teleportgespräch. Ertl berichtet: «Vor fünf Minuten kam Hermann in Lager V an. Er sitzt jetzt neben mir und trinkt Cocatee, Nescafé und bekommt Sauerstoff aus der Flasche.» Anschliessend spreche ich mit Hermann und beglückwünsche ihn im Namen aller Kameraden. Mit heiserer Stimme flüstert er: «Ich danke Dir, dass ich an der Expedition habe teilnehmen dürfen. Es sind die glücklichsten Stunden meines Lebens!»

Die Nacht vom 4. zum 5. Juli verbringen Buhl, Ertl und Frauenberger zusammen im einsamen Sturmzelt auf Lager V. Mit dem teils noch in höheren Regionen schwebenden und durch die Anstrengung doch ziemlich mitgenommenen Hermann Buhl geht es anderntags von Lager V zum Mohrenkopf, nach Querung der Rakhiot-Westflanke zur Rakhioticschulter und über die gesicherte Steiflanke hinunter zum Lager IV.

Otto Kempter steigt inzwischen mit zwei Trägern auf, um die restlichen Lasten von Lager V zu holen. Nachmittags geht es weiter nach Lager III.

Am nächsten Tag steigt die Spitzengruppe ab nach Lager II, und die Abräumer begeben sich in die Hochlager. Zwischen Lager II und III wird die Begegnung beider Gruppen zu einer kameradschaftlichen Freudentemonstration.

Aumann und Köllensperger steigen mit allen verfügbaren Trägern bis zum Lager IV empor. Bei dieser Gelegenheit drängte es Aumann, noch zu später Abendstunde allein zum Mohrenkopf hinaufzuspuren, um Willy Merkl und seiner Kameraden zu gedenken.

7. Juli: Wir erwarten die Spitzengruppe mit ihren Trägern. Gegen 14 Uhr erscheint sie im Hauptlager. Nach herzlicher Begrüssung setzen wir uns mit

Hermann Buhl in das Hauptzelt, und er berichtet über seine Eindrücke von der Gipfelbesteigung:

Bericht des Alleingängers Hermann Buhl

In der Nacht vom 2. auf den 3. Juli tobte auf Lager V ein heftiger Sturm. Kempfer und ich mussten unser Zelt mit Eispickeln und Skistöcken stärker verankern, um nicht über die nur fünf Meter entfernte Südwandwächte, die ins Rupal tal abfällt, hinabgefegt zu werden. Ich schlief kaum, Kempfer dagegen gut. Er hatte bis 11 Uhr Tee gekocht und dann die beiden Feld- und Thermosflaschen gefüllt.

Um 1 Uhr weckte ich Kempfer, 2.30 Uhr war ich startbereit. Tat Dörrobst, Cocatee, Pullover, Handschuhe und Photo in meinen Rucksack und leider den Speck in Kempfers Rucksack. Ich nahm den Eispickel und die Skistöcke und zog los. Kempfer erhob sich später.

Um 5.15 Uhr war ich unter dem Silbersattel, dort wo die Querung zum Sattel hinauf beginnt. Um 7.15 Uhr erreichte ich den Silbersattel. Ab der 7500-m-Grenze, mitten im Plateau, fühlte ich mich plötzlich nicht mehr so frisch.

Um 8 Uhr tauchte Otto Kempfer als kleiner Punkt am Silbersattel auf. Um 9 Uhr war ich auf der Höhe des Vorgipfels, und da ich mir sicher war, am Nachmittag noch den Gipfel zu erreichen, liess ich meinen Rucksack mit Proviant und Pullover zurück, nahm lediglich meine Feldflasche sowie Photo, Handschuhe und Anorak mit. Ohne Rucksack ging es sich bei der hier herrschenden Hitze wesentlich leichter. Ich umging nun den Vorgipfel (7910 m) auf seiner Westseite und erreichte die Bazhinscharte dort, wo der Vorgipfel felsig gegen sie abbricht. Eine leichte Senke führte schliesslich zur Scharte, die ich um 14 Uhr erreichte. Hier nahm ich zwei Tabletten Pervitin. Ein Wächtenfelsengrat mit etlichen Felstürmen und erheblichen Schneeauflagen war zu überwinden. Der letzte Felsturm der Schulter ist überhängend und sehr schwierig. Mit grosser Anstrengung musste noch ein Eisturm genommen werden. Um 18 Uhr war ich an der Schulter. Von hier aus ging es über Block- und Schneewerk zum Gipfel. Die vielen Felsbarrieren musste ich zum Teil nordseitig umgehen.

Noch ein letzter Schluck aus der Feldflasche. Mit Mühe konnte ich die letzten hundert Meter zum Gipfel bezwingen, sie waren felsig, nur die letzten zwei Meter des Gipfels waren von Süden her mit Schnee bedeckt. Der Fels fühlte sich warm an.

Um 19 Uhr rammte ich meinen Eispickel in die Gipfelwächte und band daran die Flagge des Gastlandes Pakistan. Schnell machte ich ein paar Aufnahmen, wobei ich auch noch einen Filmwechsel vornehmen musste, und verliess zehn Minuten später bei Sonnenuntergang die Gipfelpyramide.

Der Grat, den ich hinaufgeklettert war, schien mir für den Abstieg zu gefährlich. Darum wählte ich die Schneeflanke auf der Diamirscharte zum Abstieg. Ich verlor dabei mehrmals mein rechtes Steigeisen und konnte es nur provisorisch festbinden, so dass ich eigentlich nur mit einem Steigeisen und zwei Skistöcken unter grössten Schwierigkeiten bei einbrechender Nacht abstieg.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit gelangte ich über einige Felsrisse zu einem Felsblock, den ich die Nacht über zum Standplatz wählte. Die Wand, in der ich mich befand, hatte eine Neigung von 45 bis 50 Grad. In ihr verbrachte ich in etwa 8000 m Höhe stehend das Biwak, ohne Pullover, ohne Zeltsack, ohne Proviant.

Die Nacht war ruhig und warm. Gegen Morgen trat in den Füßen ein Kälteempfinden auf. Der Gegenhang war mondhell erleuchtet, die Nordseite aber lag im Dunkel, so musste ich also warten, bis es tagte. Um 4 Uhr früh des 4. Juli kletterte ich weiter. Es machte mir viel Mühe, da besonders mein rechter Fuss durch Frostschäden gefühllos geworden war.

Der Abstieg war teils felsigbrüchig, teils vereist. Traumbilder traten auf. Ich hörte Stimmen und fühlte mich begleitet. Als ich meinen rechten Fäustling verlor, hörte ich eine Stimme: «Wo hast du denn deine Handschuhe?» Worauf ich mein Reservepaar aus der Tasche holte. Der Weiterweg führte unter der Bazhinscharte vorbei zur Diamirscharte hinauf. Hier lag überall windgepresster, vereister Schnee. Der Gegenanstieg zur Diamirscharte kostete mich viel Kraft. Ich musste mich gewissermassen hinaufraufen, zumal es bereits am Vormittag sehr heiss wurde und die Luft den Rachen bis zum Bluten austrocknete.

Am Silberplateau angekommen, zog es mich stark hinauf gegen den Vorgipfel, wo mein Rucksack mit Proviant lag. Abermals hörte ich eine Stimme, die nach mir rief. Da und dort glaubte ich, Kameraden mit Tee kämen auf mich zu. Aber immer wieder entpuppten sich die fernen Punkte als Felsen, es waren die vom Rakhiot Peak, sie schauten über den Silbersattel herauf.

Noch erkannte ich meine Sinnestäuschungen. Ich fühlte immer wieder das eiserne Muss, weiterzugehen.

Als um 17.30 Uhr am Silbersattel der Mohrenkopf in Sicht kam, legte sich alle Erschöpfung, denn jetzt sah ich Lager V und die Freunde am Mohrenkopf. Wankenden Schrittes gelangte ich auf dem Firngrat rasch nach unten. Am Silbersattel hatte ich nochmals mit dem Steigeisen Scherereien, und auf dem Plateau nahm ich wieder ein Pervitin. Ich konnte es wagen, denn bis zu dem Zeitpunkt, an dem die Wirkung beendet war, würde ich sicher im Lager V geborgen sein. Und ich erreichte es und wurde von Ertl mit allem Notwendigen versorgt.

DEM K₂ KNAPP ENTRONNEN

Von Dr. Charles S. Houston

Im fernen Baltistan, der nördlichsten, wüstenhaft trockenen Provinz von Pakistan an der Grenze gegen Chinesisch-Turkestan, erhebt sich über den staubigen Tälern eine Kette von phantastischen Bergen. Das ist der Karakorum, eine lange Reihe von Fels- und Eisgipfeln, die dort beginnen, wo der Indusbogen sich um das Westende des Himalaya schlingt. Der Karakorum ist etwa 650 km lang und endet in den Hochebenen und Wüsten von Afghanistan und Turkestan. Unter den Riesen dieses Gebieges befinden sich sechs von den siebzehn höchsten Bergen der Welt (über 26 000 ft. = 7925 m) und zahllose Satelliten, unvergleichlich in ihrem Aufbau. Der Name «Karakorum» ist türkisch und heisst «schwarzes Geröll», doch sind die meisten Berge rötlichbraun und ragen steil wie Wolkenkratzer in den Himmel. Inmitten des Baltorogebietes steht ihr Herrscher, K₂, mit seinen 8611 m der zweithöchste Berg der Erde, 1856 zum ersten Male von Montgomerie vermessen.

Ein entlegener Berg hat oft keinen einheimischen Namen, und so war es auch mit dem K₂. Da der «Surveyor General», der Direktor der Indischen Landesvermessung, in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts keinen annehmbaren und allgemein anerkannten Namen für diesen prachtvollen Gipfel finden konnte, nannte er ihn K₂; das K bedeutet Karakorum, und 2 ist die Vermessungszahl. Später wurde der Berg «Mount Godwin Austen» genannt, nach dem «Surveyor General», dessen Grabinschrift die Worte enthält: «Er vermessen den Karakorum.» Manche Eingeborene nennen den Berg «Lamba Pahar» (Grosser Berg); besser ist Chogori (Grosser Berg) in der Baltisprache, denn er liegt ja in Baltistan. Am gebräuchlichsten ist heute K₂, ein Name von monumentaler Kürze, streng und abweisend wie dieser einsame Berggriese.

Der K₂ hat Männer vieler Nationen in seinen Bann gezogen. Der erste bergsteigerische Versuch wurde 1902 von einer englisch-schweizerisch-österreichischen Expedition gemacht, und zwar an dem langen wahrscheinlich unmöglichen Nordostgrat. Im Jahre 1909 führte der berühmte Bergsteiger und Forscher Luigi Amedeo von Savoyen, Herzog der Abruzzen, eine grosse italienische Expedition in

Tafel 27: Paketweises Übersetzen der Expedition auf dem Ziegenfellfloss über den breiten und reissenden Braldufluss.





das Baltorgebiet. Seine ausgezeichnete Mannschaft nahm die erste brauchbare Karte dieser Region auf, machte sorgfältige wissenschaftliche Studien und brachte eine grossartige photographische Ausbeute heim. Am K 2 selbst wurde eine Höhe von etwa 6100 m erreicht, und zwar an der steilen und schwierigen Gratrippe, die später nach dem Herzog der Abruzzen benannt wurde. Sein Urteil war damals: «Unmöglich!»

1929 arbeitete eine zweite italienische Grosse Expedition im Baltorgebiet, aber erst 1938 wurde ein Angriff auf den Berg selbst unternommen. In diesem Jahre führte ich eine Gruppe von jungen Amerikanern, die in den Alpen, im Himalaya und in Alaska schon Erfahrungen gesammelt hatten. Unser Ziel war eine gründliche Erforschung aller Möglichkeiten auf der Südseite des K 2. Einen grossen Teil des Sommers verbrachten wir mit schwierigen und ergebnislosen Kundfahrten. Schliesslich entdeckten wir eine mögliche Route zur Schulter Punkt 7740 unter der Gipfelpyramide. Obwohl Zeit und Proviant zur Neige gingen, gelang es uns immerhin, eine Höhe von 7925 m zu erreichen, bevor wir den Rückzug antreten mussten. Wir waren überzeugt, dass das letzte Stück möglich sei.

Eine zweite amerikanische Expedition unter der Leitung von *Fritz Wiessner* konnte 1939 einen neuen Versuch unternehmen und verbrachte den Juni und einen Teil des Juli an der von 1938 her so benannten «Abruzzirippe». «Grat» wäre ein viel zu grossartiger Name für die Serie von Rippen, Platten und Türmen, welche die konvex geformte Südwand des Berges bilden. Wiessner und der Sherpa Pasang Dawa Lama erreichten eine Höhe von über 8230 m, bevor sie den Rückzug antreten mussten. Dieses grosse Unternehmen endete tragisch: Dudley Wolfe, einer der amerikanischen Bergsteiger, wurde hoch oben am Berge krank. Wiessner musste wegen Mangels an Nahrungsmitteln zum Standlager absteigen. Ein heroischer Rettungsversuch von drei Sherpas konnte den Tod von Wolfe nicht abwenden. Auch Pasang Kikuli, einer der besten Hochträger aller Zeiten, und seine beiden Gefährten starben bei diesem heldenhaften, aber leider erfolglosen Unternehmen.

Während des Zweiten Weltkrieges kamen irgendwelche bergsteigerischen Expeditionen nicht in Frage, aber bereits 1946 versuchten verschiedene Gruppen die vielbegehrte Einreiseerlaubnis in dieses entlegene Gebiet zu erhalten. Durch die Trennung in die beiden Staaten Pakistan und Indien entstand eine für Fremde recht ungünstige Situation, und die Bewilligung wurde jedes Jahr verweigert, bis ich sie schliesslich im Frühling 1952 bekam, und zwar für einen Besteigungsversuch im Sommer 1953. Damit begann der dritte amerikanische Versuch, den zweithöchsten Berg der Erde zu besteigen.

Eine so grosse Expedition wird jedoch nicht von heute auf morgen nach Empfang einer offiziellen Einreisebewilligung geboren; zuerst gibt es viele

Tafel 28: Eisbrücke über einen Schmelzbach auf dem Baltorogletscher.

Monate harter Vorbereitungsarbeiten. Am allerwichtigsten ist die Wahl der Expeditionsteilnehmer. *Bob Bates* war der gegebene Mann für den Posten des stellvertretenden Leiters: er war bereits 1938 mit mir am K2 und hatte ausserdem eine eindrucksvolle Liste von Besteigungen in Alaska und in den Alpen im Verlaufe von mehr als 22 Jahren aufzuweisen. Er hat zudem die wunderbare Eigenschaft, humorvoll und stets guter Laune zu sein; sein Repertoire an Liedern und Balladen ist unerschöpflich.

Ausserdem mussten noch sechs Männer mit grosser bergsteigerischer Erfahrung gefunden werden, Persönlichkeiten, die der Spannung der grossen Höhe und den Entbehrungen gewachsen waren. Wir wählten fünf Teilnehmer; es hätte noch mehr, ebenso gute gegeben, doch konnten wir sie diesmal leider nicht mitnehmen. «Hoffentlich ein anderes Mal», sagten wir, und mancher dieser Abgewiesenen wird sicher im Karakorum oder im Himalaya noch Grosses leisten.

George Bell, 27jährig, theoretischer Physiker aus Los Alamos in New Mexico, war der ruhigste und gleichmütigste von uns. Er hat viele Bergfahrten in den Rocky Mountains, Tetons und in den Küstenketten von Britisch-Kolumbien gemacht, auch war er mit am Yerupaja und auf dem Salcantay in den Anden von Peru. *Art Gilkey*, dessen Tod hoch oben am K2 für uns später einen furchtbaren Verlust bedeuten sollte, war ein 26jähriger Geologe aus Iowa mit viel Bergerfahrung in den westlichen USA; zwei Sommer war er Bergführer in den Tetons gewesen und zwei Sommer hatte er in der Gletscherwelt von Südalaska verbracht. Er hatte einen gewaltigen Auftrieb, war dabei grosszügig und bescheiden und selbst in Zeiten der Spannung ruhig und beherrscht. *Dee Molenaar*, ebenfalls Geologe, hat viele Bergfahrten in der Sierra Nevada, den Rocky Mountains und den Tetons gemacht; auch gehörte er der ausgezeichneten amerikanischen Expedition an, der die zweite Besteigung des Mount St. Elias (5495 m) auf der Grenze zwischen Alaska und Britisch-Kolumbien gelang. (Erstbesteigung durch den Herzog der Abruzzen.) Dee ist ein sehr sicherer und verlässlicher Bergsteiger, ein talentierter Maler und Photograph und ein ausgezeichnete Kamerad. Der 26jährige *Pete Schoening* aus Seattle im Staate Washington hat viele Touren in den Olympics, dem Kaskadengebirge und den Rockies hinter sich; ausserdem war er der Leiter der erfolgreichen King-Peak-Yukon-Expedition im Jahre 1952. Schüchtern und zurückhaltend, bewährte sich Pete als das «Arbeitspferd» der ganzen Gruppe, unermüdlich und hilfsbereit. *Bob Craig*, ein 28jähriger Philosophiestudent, hat während der letzten zwölf Jahre in den Rockies und in Alaska allerhand geleistet. Als Skifahrer hatte er beachtliche Erfahrung, und sein Gipfelverzeichnis war das umfangreichste von allen.

Für den Verkehr mit den Trägern, die unser ganzes Zeug bis zum Standlager zu schaffen hatten, brauchten wir einen Transportoffizier, der Land, Leute und Sprachen kannte und gleichzeitig auch Bergsteiger sein sollte. Captain *Tony*

Streater, 27jährig, vom «British First Gloucestershire Regiment», hatte an der norwegischen Expedition teilgenommen, die den Tirich Mir (7700 m), den höchsten Berg des Hindukush, bezwang. Er war uns sehr empfohlen worden und wurde nach gründlicher Erwägung von uns engagiert, ohne dass wir ihn persönlich kannten. Aber bereits zwei Tage nach unserem Zusammentreffen wurde Tony eines der beliebtesten Expeditionsmitglieder: er war stets guter Laune und konnte fabelhafte Geschichten aus aller Welt erzählen. Als Transportoffizier war er grossartig; ausserdem war er ein starker «Hochträger» und Bergsteiger.

Ich selbst habe viele Touren in den Alpen gemacht und zwei Alaska-Expeditionen geleitet. 1936 half ich mit bei der englisch-amerikanischen Expedition, welche die Nanda Devi (7816 m) bezwang. 1938 leitete ich die erste amerikanische Expedition zum K 2. In meiner Militärzeit beschäftigte ich mich intensiv mit wissenschaftlichen Studien auf dem Gebiete der Höhenphysiologie. Aus meiner eigenen und der Erfahrung von anderen gewann ich die Überzeugung, dass der K 2 (8611 m) von gut akklimatisierten Bergsteigern *ohne* Sauerstoff bestiegen werden könne; dementsprechend machten wir unsere Pläne.

Ich legte grossen Wert darauf, einen Einheimischen bei unserer Expedition zu haben: einen erfahrenen Reisenden, wenn möglich auch Bergsteiger, vor allem einen guten Kameraden. Dank Sir Zafrullah Khan, der uns von Anfang an viel geholfen hatte, fanden wir ein weiteres ideales Mitglied in Colonel M. Ata-Ullah, später liebevoll und kurz «Ata» oder «Colonel» genannt. Er ist Direktor des Gesundheitsdienstes im Ministerium für Kashmir-Angelegenheiten und ein ganz moderner und gebildeter Arzt. Da er nur geringe bergsteigerische Erfahrung hatte, wollten wir Colonel nach Erreichung des Standlagers eigentlich wieder nach Hause schicken; es kam aber nachher anders – glücklicherweise.

Wir hatten Erfahrung und Können, aber tatsächlich besaßen wir noch sehr viel mehr: die sich rasch entwickelnde Fähigkeit, gut zusammenzuarbeiten, Widrigkeiten ohne Klagen miteinander zu teilen und sogar angesichts des Todes unsere gute Laune nicht zu verlieren. Was auch immer die geheimnisvollen Bande sein mögen, die Männer vereinen und unzerreissbare Freundschaften schaffen – bei uns sollten sie sich bald entwickeln. Sonst hätten die meisten von uns die furchtbaren Schwierigkeiten am Berg nicht überlebt. Vielleicht sind es diese geheimnisvollen Beziehungen – entstanden aus gemeinsamen Freuden und Sorgen, Erfolgen und Misserfolgen –, die Bergexpeditionen und überhaupt jedes abenteuerliche Vordringen des Menschen in das Innere der Natur so herrlich und verlockend machen.

Wir wollten sehr gern einige der im Himalaya wohlbekannten, ja weltberühmten Sherpas von Darjiling mitnehmen. Besprechungen mit Vertretern der pakistanischen Regierung ergaben jedoch, dass es infolge der Spannung zwischen Pakistan und Indien zwar nicht unmöglich, aber unerwünscht sei, Inder in unsere

Expedition aufzunehmen. Schweren Herzens entschlossen wir uns, an ihrer Stelle untrainierte Bergbewohner aus dem Hunzatal als Hochträger einzustellen. Später zeigte sich jedoch, dass diese Leute ausgezeichnet sind; in zukünftigen Karakorum-Unternehmungen werden sie sich zu einer Elite heranbilden.

Gleichzeitig mit der Wahl der Teilnehmer mussten Tausende von Entscheidungen getroffen werden. Bates und ich hatten Proviant- und Ausrüstungslisten aufgestellt auf Grund von Dutzenden ähnlicher Verzeichnisse von früheren Expeditionen. Proben von Nahrungsmitteln, Kleidung und Ausrüstung aus allen Teilen der Welt waren zusammengelassen, und im Laufe des Januar und Februar 1953 begann sich das Expeditionsmaterial in meinem Hause in Exeter anzuhäufen. Gegen Mitte April war alles verpackt und, nachdem wir in letzter Minute unsere Pläne noch umstellen mussten, nach Karachi verschifft. Einige Wochen später traf Bob Bates per Flugzeug in Karachi ein, gerade noch zur rechten Zeit, um das gesamte Gepäck dort in Empfang zu nehmen, es durch den Zoll zu schleusen und bis nach Rawalpindi zu geleiten, wo die ganze Mannschaft zum ersten Male zusammentreffen sollte. Streather sollte vorausfahren, um Träger zu verpflichten und den ganzen Transport zu organisieren.

Wir andern trafen uns am 23. Mai in New York. Dann ging es los: mit «Pan American»-Flugzeug über den Atlantik, über Europa und den Nahen Osten in etwa vierzig Stunden nach Karachi – wirklich wie eine Reise mit dem «fliegenden Teppich», die uns fast den Atem verschlug. Zwölf Stunden später flogen wir bereits nach Rawalpindi, wo uns Colonel Ata Ullah und Tony Streather auf dem Flugplatz begrüßten. Die Expedition war endlich beisammen – das grosse Abenteuer begann.

Am 1. Juni tagte es klar und heiss (wie es in den Sommermonaten in Pindi üblich ist), und im Morgenlicht sahen wir die blauen Vorberge des Himalaya über der dunstigen Ebene. Lastwagen hatten schon am Vorabend unser zweieinhalb Tonnen schweres Expeditionsgepäck zum Flugplatz befördert, so dass wir weiter nichts zu tun hatten, als uns von unserer Gastgeberin, der Begum Ata Ullah, zu verabschieden, unsere Siebensachen zusammenzuraffen und in Autos zum Flugplatz zu fahren, wo der phantastische Flug nach Skardu begann.

Captain Henrik Franczak, der im Zweiten Weltkrieg zuerst in der polnischen Luftwaffe und dann in der «Royal Air Force» Pilot gewesen war, beschrieb uns vorher den eineinhalbstündigen Flug über die Vorberge, über 4000 m hohe Pässe und an Bergriesen vorbei, wie Nanga Parbat, Rakaposhi und Haramosh, alle weit über 7000 m hoch. Der Flug war sogar noch grossartiger, als wir erwartet hatten: zuerst der Übergang von den braunen, ausgedörrten Ebenen zu immer grüner werdenden Hügeln, dann immer steilere Hänge und tiefere Schluchten, die ersten Schneeflecken, grössere weisse Flächen, Gletscher und schliesslich die Eisriesen selbst. Ein zweites Flugzeug der «Orient Airlines», gesteuert von dem Chefpilo-

ten der Gesellschaft, Captain Makaymowicz, schloss sich uns an, und nebeneinander, beinahe mit Flügelberührung, flogen wir durch die wilden Schluchten und am mächtigen Nanga Parbat vorbei, der nur wenig später von der deutsch-österreichischen Expedition erstiegen wurde. Oft gab es beängstigend wenig Spielraum zwischen unserem Flugzeug und den scharfen Graten, Gipfeln und den sich verengenden Wänden tiefer Schluchten. Plötzlich wurde der Boden des Industales sichtbar, und in atemraubendem Sturzflug schossen wir dem Erdboden zu. Im letzten Augenblick fing der Pilot die Maschine ab und schwebte fast horizontal dicht über tief eingeschnittene Gräben, um auf dem harten Boden des Flugplatzes von Skardu zu landen.

Hier hat sich viel verändert, seit Bates und ich seinerzeit 1938 nach zweiwöchigem Anmarsch in Skardu eintrafen. Damals hatte die Hauptstadt von Baltistan nur etwa 2000 Einwohner, und sie war von der Aussenwelt durch ihre Entlegenheit und die Berge rundum wie abgeschnitten. Jetzt wimmeln in diesem rasch wachsenden Ort über 7000 Menschen herum, vor allem Militär, das vollständig auf dem Luftwege versorgt wird. Es gibt jetzt Jeeps, Lastwagen, ein kleines Elektrizitätswerk und ein modernes Spital. Diese beiden letzten Errungenschaften sind fast ausschliesslich der zähen, geduldigen Arbeit des Chefchirurgen Major Khan zu verdanken, der zwölf Jahre in London gelebt hatte und nach Pakistan zurückkehrte, als sein Land ihn dringend brauchte – während der Teilung.

Bald fuhren wir dem Orte zu, während unser Gepäck zunächst am Flugplatz blieb, um uns dann unter Aufsicht der «Northern Scouts», einer Abteilung von intelligenten und fähigen Eingeborenenoldaten, nachzufolgen. Die wenigen Tage in Skardu waren wir «einigermassen» beschäftigt. Alles musste in Lasten von etwa 28 kg eingeteilt werden; wir wählten unsere Träger aus und trafen die notwendigen Verabredungen für Postdienst und Radiomeldungen. Jetzt kamen auch die Hunzaträger nach vierzehntägigem Marsch aus ihrem fernen, berühmten Tal, um als Hochträger für uns zu arbeiten. Skardu liegt in einer weiten sandigen Ebene am Indus, inmitten von steilen rötlichen Bergen mit einzelnen Schneekappen. Durch die bewässerten Felder ziehen sich Pappelalleen; hier bauen die Baltis Gerste, Weizen, Maulbeerbäume, Aprikosen, Äpfel und Pflirsiche an, ihre Hauptnahrung.

Endlich ging es los: Fröhlich am 5. Juni stieg unsere Trägerkolonne den steilen Pfad zum Indus hinunter und wurde auf einer altertümlichen hölzernen Fähre über den hier anderthalb Kilometer breiten, schlammigen Fluss übergesetzt. Dann marschierten wir durch den glühend heissen Sand des alten Flussbettes – wir waren nun wirklich auf dem Wege zum K 2.

Während der nächsten beiden Wochen drangen wir tiefer und tiefer in ein wahres Märchenland vor. Das Wort Schönheit passt nicht gut für Baltistan und

den Karakorum, obwohl dem Reisenden manchmal auch hier überwältigende Schönheiten begegnen.

Im allgemeinen ist es eine Landschaft voll harter, aber grossartiger Gegensätze: riesenhafte Felswände recken sich Tausende von Metern himmelwärts zu leuchtenden Eisgipfeln empor. Die wüstenhaften Täler sind von brauner Monotonie, dazwischen brausen wilde Gletscherbäche, alte Bergstürze breiten sich aus, nur selten trifft man auf die leuchtend grünen Oasen der Dörfer. Die Felder werden aus kilometerlangen Kanälen bewässert, uralte Anlagen dieser primitiven Menschen, die ein moderner Ingenieur kaum besser machen könnte. Die Terrassen, die an den steilen Hängen mühsam geschaffen wurden, liefern gute Ernten. Das Klima ist angenehm – heiss im Sommer, jedoch mild im Winter. Es ist eine einzigartige Landschaft; die Gefahren unserer Zivilisation liegen in weiter Ferne. Man sollte meinen, diese Menschen hätten den Himmel auf Erden, und vielleicht haben sie ihn wirklich. Doch leben sie in primitiven Hütten wie ihre Vorfahren schon vor tausend Jahren. Die Baltis sind unglaublich schmutzig, es gibt überhaupt keine Hygiene und viel Krankheiten. Als Arzt musste ich immer wieder daran denken, welch ein Wandel hier hervorgerufen würde, wenn man die einfachsten Regeln von Reinlichkeit und Gesundheitslehre anwendete. Aus diesen Dörfern rekrutierten wir die Männer für den 200 km weiten Transport, ein rauher «Pfad» bis zu unserem Standlager.

Wie so oft, wenn Männer sich zu einem grossen gemeinsamen Werk vereinen, entzündet sich eine geheimnisvolle Flamme. Das trifft ganz besonders beim Bergsteigertum zu, wo die Gipfel rundum ständig daran erinnern, warum Männer in die Berge gehen. In den weiten Bereichen des Karakorum und des Himalaya beschränkt sich dieses innere Erlebnis nicht auf die Bergsteiger, sondern es ergreift die gesamte Expedition. Die Hochträger sind nicht nur des Geldes wegen dabei – es ist schwer und gefährlich verdientes Geld –, auch sie stehen im Banne der Berge, hungrig nach dem Abenteuer. Ganz besonders gilt das für die Hunzas, eine kleine Elite, die sich den gewöhnlichen Kulis fernhält und sich ihnen überlegen fühlt.

Leider standen nicht alle Baltis «im Banne der Berge», und auf dem Anmarsch musste man immer wieder die Faulen und Nachzügler unter ihnen anfeuern: hie und da eine Zigarette und häufiger Gebrauch des Wortes «Shabash» (gut gemacht!) genügten im allgemeinen, alles in Bewegung zu halten. Das Mittagessen wurde unterwegs gegen 11 Uhr eingenommen, wenn man das Glück hatte, gerade zu dieser Zeit in der Nähe des Lunchträgers zu sein; dann ging es im allgemeinen bis 15.30 oder 16 Uhr weiter zum nächsten Lagerplatz.

Zwischen Skardu und dem Zungenende des Baltorogletschers – ungefähr 130 km – war es glühend heiss, die Sonne brannte unbarmherzig, aber beim Aufstieg über den Gletscher machte kühleres Wetter die Tagesmärsche angenehmer.

Kurz nach Ankunft der Träger im Lager bereitete Vilyati ein Getränk, das man dort «Tee» nennt, mehrere Liter, sehr stark; dazu Biskuits, Konfitüre, Käse, einheimische Früchte oder auch eine Büchse mit Sardinen oder Heringen. Manchmal waren wir mit diesem Festessen kaum fertig, da wurde schon das Nachtessen aufgetischt. Es machte uns aber keine Schwierigkeiten, auch dies noch zu vertilgen. Es bestand aus Trockengemüse, Suppe, Fleischkonserven oder einheimischen Hühnern, Pudding und einem heissen Getränk. Wir sassen beisammen im Zelt oder um ein Lagerfeuer, bis 19 oder 20 Uhr, und unterhielten uns fröhlich über Themen, wie Heimat und Familie, die Ereignisse des Tages, Weltpolitik, Philosophie . . . , und hie und da fragte einer: «Falls wir keinen anständigen Platz für Lager III finden, werden wir dann den langen Aufstieg von Lager II nach IV an einem Tage schaffen?» Je weiter wir in das Baltorogebiet vorstiessen, desto ernster und wichtiger wurden uns diese bergsteigerischen Fragen.

Manche Tage brachten mehr aufregende Arbeit als nur den normalen heissen Marsch. Zwischen Bahar und Niyil, ungefähr halbwegs zwischen Skardu und Askole, musste man den Braldufluss queren, da die Träger behaupteten, die 1938 und 1939 verfolgte Route an unserem Ufer entlang sei nicht mehr gangbar. Auf den ersten Blick schien es ganz unmöglich, hier hinüberzukommen, denn der etwa 100 m breite, tobende Braldu war viel zu tief und zu reissend, um ihn zu durchwaten, zu wild für ein Boot, und eine Brücke gab es auch nicht. Doch bald erschienen vier Männer, die ein «zak», ein Ziegenfellfloss, trugen. Das ist ein im Karakorum viel benütztes, erstaunliches Transportmittel. Es besteht aus zwanzig bis vierzig Ziegenfellen, die aufgeblasen und zusammengebunden werden, unter einem leichten, starken, jedoch biegsamen Rost von dünnen Holzstangen. So zerbrechlich dieses Fahrzeug auch aussieht, die Biegsamkeit ist seine Stärke. Nachdem wir die anfänglich zaudernden Fährleute zum Übersetzen überredet hatten – es war hier gefährlicher als weiter unten in der Nähe ihrer Dörfer –, begann die lange Arbeit, die ganze Karawane hinüberzuschaffen. Zunächst suchten wir uns eine Stelle, wo eine Sandbank den Fluss teilte; der kleinere Arm auf unserer Seite wurde mit einiger Mühe durchwaten, wobei allen Trägern hinübergeholfen wurde. Das bis zum Bauch reichende schlammige Wasser, kalt wie das Eis, von dem es stammt, gurgelte und brodelte und durchnässte viele der grösseren Lasten. Manche rutschten aus und fielen, aber sie wurden von der Sandbank aus gerettet. Andere waren für das Durchwaten zu schwach und mussten von ihren stärkeren Kameraden hinübergetragen werden; einige konnten auch hierzu nicht den Mut aufbringen, so dass man sie nach Hause schicken musste. Manche Lasten wurden vollkommen durchnässt und wären um ein Haar verlorengegangen, aber schliesslich gelang es uns doch, alles zur Sandbank hinüberzubringen. Dort begann die zweite Etappe der Überquerung. Die Ruderer (einer hatte sechs Zehen an einem Fuss) trugen das Floss eine halbe Meile flussaufwärts, luden fünf Leute mit ihren

Lasten darauf und sausten die Stromschnellen mit ihren eineinhalb Meter hohen Wellen hinunter. Laute Gebete wurden gesungen, wenn das Boot in den Wellentälern verschwand, dann wieder über die Kämme schnellte, um neuerdings in die Tiefe zu tauchen, wobei es teilweise unter Wasser geriet. Fast sah es so aus, als ob es auseinandergerissen würde. Die biegsamen Stangen schmiegt sich jedoch den Wellen an, und wir konnten uns bald davon überzeugen, dass es tatsächlich die einzig sichere Art ist, diese Wildwasser zu queren. Für unsere Expedition mit allen Lasten brauchten wir beinahe zwei Tage, da nur fünf Mann auf einmal fahren konnten und jedes Hin und Her über eine halbe Stunde dauerte. Wir waren insgesamt etwa 175 Mann, wenn man alle Begleiter und Leute mitzählte, die nicht bis zum Standlager hinaufgehen würden.

Weiter talaufwärts gab es eine andere Art von Flussüberquerung, welche die Nerven noch stärker beansprucht: die berühmten Seilbrücken, die für den Karakorum so charakteristisch sind. Weiden- und Pappelzweige werden zu einem dicken Seil geflochten, das, an den hohen Ufern auf beiden Seiten befestigt, stark durchhängt und den Fluss an einer schmalen Stelle überspannt. Man erzählt darüber allerlei Schauergeschichten: sie würden nur ersetzt, *nachdem* eine Brücke gerissen sei, und häufig kippten sie um, wobei schon so mancher sein Grab im Wasser gefunden habe. Wie dem auch sei, diese Seilbrücken sind höchst ungemütlich. Man balanciert auf dem starken Gehseil und fasst dabei die Geländerseile, die rechts und links etwa in Hüfthöhe angebracht sind. Das Gehseil ist mit den Geländerseilen durch viele dünne Schlingen verbunden, doch sind diese oft zerrissen oder lose. Wenn sechs oder acht Leute gleichzeitig auf der Brücke sind, gerät sie in schreckliche Schwingungen, besonders dann, wenn es windig ist, und das ist meistens der Fall. Wenn man auf das tobende Wasser hinunterschaut, bekommt man starkes Schwindelgefühl. Man muss die Zähne zusammenbeißen, Füße und Hände sorgfältig beobachten und ruhig vorwärtsgehen. Wir mussten drei dieser unangenehmen Brücken passieren, eine schlimmer als die andere. Jedesmal blieben einige unserer Träger zurück, doch hatten wir keinerlei Verluste, und nicht einmal die gebrechlichste dieser Seilbrücken riss.

Dicht vor Askole genossen wir das langentbehrte Vergnügen eines warmen Bades. Es gibt dort eine Anzahl von Thermen, gerade in der richtigen Temperatur. Die natürlichen Becken sind von den Einheimischen etwas verbessert worden. Wir waren dort vollkommen ungestört und lagen wohligh stundenlang bis zum bärtigen Kinn im Wasser. Dieses hat einen leichten Schwefelgeruch. Man könnte aus dieser Schwefeltherme ein kommerziell aufgezogenes Heilbad machen – natürlich müssten wir die Sache leiten! Askole ist das letzte Dorf auf unserem Wege. Wir kauften dort noch Mehl und engagierten Träger, während die Eingeborenen

Tafel 29 : Das Basislager auf annähernd 5000 m angesichts des gewaltigen K 2.





uns Gesänge und Tänze aus dem Stegreif in unserem Gartenlager vorführten. Dann verliessen wir den Weg, sofern man ihn noch als solchen bezeichnen kann, und nahmen die letzten fünf schwierigen Tagesmärsche zum Baltoro in Angriff. Auf diesem riesigen Gletscher, einem der grössten Asiens, gibt es keinerlei Pfad, da die Oberflächenmoräne, die den Gletscher bedeckt, auf dem Eis ständig langsam talwärts fliesst. Der Baltoro ist wie ein Riese, der sich im Schläfe unter seiner steinernen Decke hin und her wälzt. Wir kamen hier nur langsam und mühselig vorwärts; in acht Stunden Gehzeit schafften wir nur acht bis zehn Kilometer. Bei dieser Anstrengung wurden wir durch den Anblick geradezu unwahrscheinlich geformter Berge ringsum getröstet. Auf beiden Talseiten erheben sich immer wieder bis zu 2000 m über uns fast senkrechte Türme und Bastionen wie Wolkenkratzer von Mammutgrösse.

Am 19. Juni endlich, gegen 10 Uhr morgens, kamen wir um die Talecke herum, wo der Godwin-Austen-Gletscher von Norden her mit dem eigentlichen Baltoro zusammenfliesst. Hier sollten wir den ersten Blick auf den K₂ tun, aber eine dicke Wolkenbank lag zwischen dem unglaublich hohen Gipfel und dem Sockel unseres Berges, so dass wir unser Ziel nur sehr unvollständig sehen konnten. Die Felsen trugen Neuschnee, und der Wind war so stark, dass eine riesige Schneefahne an der Spitze hing. Selbst die Unbefangenen unter uns schauderte es ein wenig in Gedanken an die bevorstehende Aufgabe. Unsere Träger murmelten: «Lamba Pahar udhar hai» («Da ist der Grosse Berg») – wahrlich keine Übertreibung. Nach diesem kurzen und furchterregenden Anblick hüllte sich der Berg für den Rest des Tages in dichte Wolken, während wir auf dem Godwin-Austen-Gletscher zum Standlager vorstiegen. Als die letzten erschöpften Träger spät am Nachmittag ins Lager stolperten, begann es zu schneien – unser langer Anmarsch war zu Ende –, die eigentliche Arbeit lag vor uns.

Der schwere nächtliche Schneefall war besonders unangenehm für unsere Baltiträger, die unter ihren selbstgewobenen Decken wie Mäuse zusammengekauert lagen. Wir waren alle glücklich, dass am nächsten Morgen die Sonne strahlend und warm schien, und freuten uns über die prachtvollen Ausblicke in allen Richtungen. Im Süden leuchtete das noch jungfräuliche Eismassiv der Chogolisa (7654 m). Genau nördlich von uns, fast über unseren Köpfen, drohten die Wände des K₂; der Gipfel selbst war hinter der grossen Masse der Schulter versteckt. Gegen Nordosten zog sich der obere Godwin-Austen-Gletscher mit seinen Spalten und Séracs etwa 12 km weit hinauf zu dem wunderschön gestuften Skyang Kangri (7544 m), während sich im Westen die unbenannten Siebentausender über dem Savoialetscher erhoben. Obwohl wir die Höhe von rund 5000 m spürten, arbeiteten wir den ganzen Tag über hart: Auspacken der Kisten, Sortieren der

Tafel 30 : Oberhalb Lager I auf dem Godwin-Austen-Gletscher mit dem Skyang Kangri (7544 m)

Ausrüstung für Standlager und Berg, Auszahlung der Baltiträger und Einrichtung unseres Basislagers, das uns für die nächsten beiden Monate Heimat sein sollte. Während Bell, Streather, Schoening und ich uns damit beschäftigten, gingen Bates und Gilkey gletscheraufwärts und legten mühselig eine Route durch Spaltengewirr und Zackeneis bis zu einem Platz für Lager I. Am gleichen Nachmittag kamen sie höchst befriedigt wieder zurück: sie hatten eine gute Route durch den Gletscher gefunden und einen sicheren Lagerplatz am Fusse der Abruzzirippe.

Während der nächsten Tage schleppten wir Lasten dahin, jeder von uns acht Sahibs und sechs Hunzas je etwa 18 kg. Das war zwar ein ausgezeichnetes Training, machte aber niemandem viel Spass, denn die Sonnenstrahlung auf dem frischen Neuschnee verwandelte den Gletscher in einen Backofen. Obwohl die Lasten nicht schwer waren, drückten sie doch sehr auf unsere Schultern, die dies noch nicht gewohnt waren. Die einheimischen Baltiträger kamen nämlich für die Arbeit im Schnee nicht in Frage und mussten nach Hause geschickt werden, so dass von jetzt ab der gesamte Lastentransport auf uns und die Hunzas entfiel. Angesichts der ungewöhnlichen Steilheit des K2 ist es schwierig, Lagerplätze für mehr als zwei oder drei Zelte zu finden. Darum schien es uns ratsam, nur ein absolutes Minimum von Hochträgern mitzunehmen; ausserdem waren wir davon überzeugt, dass wir uns durch dieses schwere Tragen besser und schneller akklimatisieren würden. Trotzdem machte der Pendelverkehr zwischen dem Standlager und Lager I niemandem viel Freude.

Es kam nun darauf an, eine Art Pyramide von Vorräten in den verschiedenen Hochlagern zu organisieren; zwei Bergsteiger an der Spitze der Pyramide für den Vorstoss zum Gipfel. Lager IX war in einer Höhe von etwa 8230 m vorgesehen, ein kleines Sturmzelt für zwei Mann, mit einer Reserve von vier Mann in Lager VIII, 300 m weiter unten. Ein solcher pyramidenförmiger Aufbau des ganzen Nachschubs ist selbstverständlich. Ohne wohlausgerüstete Lager weiter unten wären die Bergsteiger der Gipfelgruppe bei einem Rückzug im Schneesturm einer Katastrophe ausgesetzt. Das wurde uns später mit schrecklicher Deutlichkeit klar. Wir beabsichtigten, etwa 900 kg nach Lager I zu tragen und etwa 700 kg nach Lager II. Davon sollte etwas in Lager II als Reserve zurückbleiben, ein Teil würde während des Transports nach Lager III aufgebraucht werden, und nur 450 kg würden nach Lager III kommen. Nach Lager IV würden vielleicht 320 kg gelangen, und so würde es weitergehen, höher und höher. Lager VIII bei 7925 m sollte noch genügend Nahrungsmittel und Ausrüstung für acht Mann und zwei Wochen erhalten – insgesamt etwa 115 kg.

Am 29. Juni war Lager I vollständig besetzt und die Route zu Lager II erkundet; an den schwierigsten Kletterstellen waren fixe Seile als Geländer angebracht. Bei Lager III gab es für mich eine angenehme Überraschung. Ich hatte sehr wenig Lust, den im Jahre 1938 benützten Platz für Lager III zu verwenden,

weil er sehr steinschlaggefährlich ist. Statt dessen fanden wir jetzt ganz in der Nähe einen anderen und vollkommen geschützten Ort. Bisher hatten wir schönes, warmes Wetter. Zwei Tage später besetzten Gilkey, Craig und ich Lager II und brachten während der nächsten Tage fixe Seile bis zum Lager III an, das fünf Tage später bezogen wurde. Inzwischen transportierten die andern im Pendelverkehr Lasten nach Lager II. Es war für uns eine grosse Erleichterung, dass die Hunzaträger sich rasch zu sicheren Bergsteigern entwickelten. Im Gebirge aufgewachsen, hatten sie von Natur in steilem und exponiertem Gelände einen sicheren Tritt, doch fehlte ihnen noch jede Erfahrung in Schnee und Eis und in grossen Höhen. Ursprünglich hatten wir nicht im Sinne, sie oberhalb von Lager II zu verwenden, wie wir das mit den Sherpas getan hätten. Doch im Laufe der Zeit wurden unsere Hunzas immer kräftiger und mutiger, und bald kamen wir zu der Überzeugung, dass sie ohne Risiko auch zwischen den oberen Hochlagern eingesetzt werden könnten. So arbeiteten wir alle zusammen am Lastentransport, Sahibs und Hunzas am gleichen Seil, und jeder trug 14 bis 18 kg.

Der normale Tageslauf war: allgemeines Lastentragen von 8 Uhr früh bis 3 oder 4 Uhr nachmittags, unterwegs Lunch. Zum Ausgangslager zurückgekehrt, trockneten wir unsere Socken und wuschen uns mit einem Becher Wasser – ein sehr begehrt Artikel, wenn man dazu Schnee auf kleinen Benzinkochern schmelzen muss. Obwohl es in der Sonne heiss war, hatten wir wenig Lust, ausserhalb der Zelte im Freien zu liegen, denn der Wind ging einem durch Mark und Bein. Wir krochen also in die Schlafsäcke und lasen: Gedichte, Essays, die Bibel, oder wir schrieben Briefe und unsere Tagebuchaufzeichnungen. Solche faule Nachmittage gab es aber nur selten. Meist kamen wir erst so spät zum Lager zurück, dass wir gerade noch Zeit hatten, das Nachtessen zu kochen, was mehr als eine Stunde in Anspruch nahm – vom Schnee bis zur heissen Mahlzeit –, und dann ging man zu Bett. Im Lager II erreichte uns zum ersten Male die Post – wie überall, wenn Männer fern der Heimat sind, eine innige Freude.

Manchmal gab es unerwartete Zwischenfälle, wie zum Beispiel mit Bobs Zahn. Einer seiner Zähne hatte sich gelockert, und es bildete sich ein Abszess, der ihm viel Schmerzen bereitete. Nach einer Woche wurde es sogar für Bob, der mit Ärzten nicht gern etwas zu tun hat, sonnenklar, dass der Zahn gezogen werden müsse. Da Bates zu dieser Zeit mit mir im Lager III war, während die Zange sich unten im Standlager befand, musste allerlei disponiert werden. Mit Hilfe des Radiogerätes baten wir den Colonel, die Zange bis Lager I heraufzubringen, wo Bob Craig sie übernahm und bis Lager II brachte. In der Zwischenzeit waren der Patient und ich zum Lager II abgestiegen, wodurch der Zahn, die Zange und der Chirurg endlich beisammen waren. Unter den kritischen Blicken eines Hunza, der sich in seiner Heimat eines grossen Rufes als Zahnarzt erfreut, gelang es mir mit Leichtigkeit, den Zahn zu entfernen.

In der Nacht vom 10. zum 11. Juli kam ein kurzer, jedoch äusserst heftiger Sturm auf. Vom Südostwind getrieben, ballten sich Wolken in unserem Gebiet, und um Mitternacht bliesen heftige Böen den Schnee durch die Ventilationsklappen unserer Zelte. Bei Sonnenaufgang war es vorbei, aber die frischverschnittenen Felsen waren schwieriger und gefährlicher als bisher. Bell und Molenaar stiessen gegen Lager IV vor und erkletterten ohne besondere Mühe den etwas überhängenden Gratturm dicht unterhalb des Lagers. Die andern schleppten wieder Lasten und schlossen auf, sobald die Lager ausgestattet waren. Das Wetter wurde unsicherer, und die Wucht des Sturmes hatte uns Eindruck gemacht, doch kam uns, als wir über die glasierten Felsen aufstiegen, nie der Gedanke, dass wir im Laufe dieses Sommers nie wieder richtig warm werden würden. Im Westen türmten sich die Wolken von Tag zu Tag höher, das Wetter sah dauernd sehr bedrohlich aus. Hätten wir nicht aus der Himalayageschichte die Gewissheit gehabt, dass der Monsun nicht bis in den Karakorum vordringt, so hätten wir angenommen, dass die regenschweren Wolken, die den Ebenen von Indien und Pakistan das Leben spendende Wasser bringen, für uns Schnee und Gefahr bedeuteten. Wie wir später erfuhren, waren diese Wolken aber tatsächlich Vorboten des Monsuns, der in diesem Jahre ungewöhnlich schwer auftrat. Die Wolken, die uns vorläufig nur bedrohten, sollten uns bald Enttäuschung, Niederlage und Tragödie bringen.

Je höher wir stiegen, desto schwieriger wurde das Gelände. Zwar gab es nur selten wirklich grosse technische Schwierigkeiten, doch ist der Berg dauernd unbarmherzig steil, und die ganze Route ist äusserst exponiert. Das Zusammenwirken von Höhe, zunehmender Kälte und Wind machte unsere Arbeit furchtbar anstrengend und zermürend. Da wir der Ansicht sind, dass Bergsteigen ein Sport und nicht ein Spiel auf Tod und Leben ist, gingen wir stets mit äusserster Vorsicht zu Werk. Wir waren alle erfahrene Kletterer, und unsere Lager waren wohl ausgestattet. Auf diese Weise war das Risiko auf ein Minimum reduziert, obwohl öfters – leider viel zu oft – zwischen Lager II und III kleinere und grössere Steine, die sich durch die Sonnenstrahlung in den obersten Steilhängen gelöst hatten, wie Bomben durch die Luft sausten und uns daran erinnerten, dass man nicht alle Gefahren unter Kontrolle halten kann.

Am 14. Juli wurden wir alle, in verschiedenen Lagern verstreut, von einem neuen heftigen Sturm überrascht, so dass wir während der nächsten zwei Tage an Ort und Stelle bleiben mussten. Am 20. hatten wir Lager IV bezogen, während die Hunzas nach einem letzten Lastentransport zum Lager III nach dem Standlager zurückkehrten. Dort sollten sie mit dem Colonel – der sich inzwischen zu einem erfahrenen Bergsteiger entwickelte – bleiben . . . so dachten wir es uns damals. Die weiteren Transporte waren inskünftig nur noch unsere Sache.

Die Steilstufe über Lager IV bietet ein besonderes Problem: In einer Höhe von 6700 m zieht eine Marmorwand quer durch die Abruzzirippe und ist nur an

einer einzigen Stelle angreifbar: in einem schmalen Riss, bekannt unter dem Namen «House's Kamin», nach Bill House, der ihn 1938 zum ersten Male bezwang. Er ist tatsächlich schwierig, aber er ist zu machen, und er ermöglicht den weiteren Aufstieg. Solch einen Riss in einer Höhe von 6700 m ohne Lasten zu erklimmen, ist schon schwer genug, aber mit Gepäck wird es sehr anstrengend und gefährlich. Daher hatte Pete ein Aluminiumgestell in der Form des Buchstabens A konstruiert, das zu Hause bei der Probe ausgezeichnet funktioniert hatte. Mit einer Fixierung an der Basis des Kamins und dem «A-Gestell» am Ausstieg wurden etwa 70 m Nylonseil durch die Rollen an beiden Enden geführt – und wir hatten eine kleine Schwebebahn. In eineinhalb Tagen zogen wir 400 kg (Nahrungsmittel und Ausrüstung) durch den Kamin herauf, was uns sonst fünf Tage eines äusserst schwierigen Transportes gekostet hätte. Am 22. Juni wurde Lager V, ein kurzes Stück oberhalb des Kamins, erstellt, und bald waren alle Lasten zu diesem Lager hinaufgebracht. Am gleichen Nachmittag wurden die Wolken im Westen noch drohender und wieder unterhielten wir uns über das Wetter: einige waren für die Monsuntheorie, andere für ein rein lokales Schlechtwetter. Tony sprach von «wolkenfabrizierenden Berggeistern», was wir aber ablehnten – er war eben Engländer. Während des Nachtessens begann es stark zu schneien, und an den folgenden drei Sturmtagen fand die Monsuntheorie weitere Anhänger. Jeden Morgen und Abend unterhielten wir uns mittels unserer wunderbaren «Walky-Talkies» mit dem Colonel, der nicht etwa ruhig im Standlager sass, sondern zunächst über den Savoigletscher hinaufgewandert war und später sogar bis zum 12 km entfernten «Windy Gap» oder Skyang La (6233 m) vorsties. Dieser Pass war für ihn ganz besonders interessant, da er im Grenzkamm zwischen Pakistan und Turkestan liegt. Für einen Mann, der nie zuvor in seinem Leben einen Gletscher gesehen hatte, war das eine erstaunliche Leistung, und wir waren sehr stolz auf ihn, obwohl ich ihn immer wieder zur Vorsicht mahnte. Seine fröhliche Stimme zweimal täglich war uns sehr wohltuend, vor allem die Gewissheit, dass ein zuverlässiger Mann im Standlager war, die Postboten jede Woche empfing und für uns im besten Sinne des Wortes das darstellte, was jede Expedition dringend braucht – eine solide Basis. Damals konnten wir noch nicht ahnen, wie wertvoll diese Hilfe bald für uns werden sollte!

Am 26. Juli trugen wir acht Lasten zum Lager VI, und Craig, Bell und ich richteten uns in zwei Zelten ein, die höchst ungemütlich auf zwei Felsplattformen klebten, am Rande eines wilden Absturzes hoch über dem zerklüfteten Gletscher in der Tiefe. An den nächsten beiden Tagen erkämpften wir uns bei bitterer Kälte und Wind den Aufstieg bis zu einem Punkt, den wir später «Lager VII Depot» (etwa 7560 m) taufte. Dieses Stück war schwer. Steiler Fels, der selbst unter normalen Verhältnissen nur wenige Griffe und Tritte aufgewiesen hätte, war jetzt eisglasiert oder mit Pulverschnee bedeckt. Der Wind fiel mit einer alles durch-

dringenden Wucht über uns her. Selbst zwei Schichten unserer Spezialunterwäsche, besonders isolierende Hosen und Jacken, Windhosen und doppelte Windjacken, drei Schichten Handschuhe und die im koreanischen Krieg erprobten «vapor-barrier»-Schuhe – all das konnte die Kälte nicht abhalten.

Von Lager VI aus wurden dann die Lasten im Pendelverkehr zum «Lager VII Depot» gebracht, dem immer schlechter werdenden Wetter zum Trotz. Wir konnten gar nicht begreifen, dass es weiter so schlecht blieb. 1938 und 1939 hatte man um diese Zeit des Sommers längere Schönwetterperioden erlebt, und alle Sachverständigen hatten gerade diese Wochen als richtig für einen Gipfelangriff bezeichnet. Doch am 28. Juli überfiel uns erneut schwerer Sturm. Am nächsten Tage war es wieder unmöglich, Lasten zum Depot hinaufzubringen. Am 30. hielten wir es für gut, Schoening und Gilkey zum besten Lagerplatz, den es hier gab, hinaufzuschicken. Es war eine jämmerlich schmale und kleine Plattform, die wir nur wenige hundert Fuss über dem Depot aus dem Eishang gehackt hatten. Sie sollten nach einem Platz für Lager VIII Ausschau halten oder, wenn möglich, den Lagerplatz ausfindig machen, der 1938 und 1939 für Lager VII benützt worden war. In der Zwischenzeit würden wir weitere Lasten hinaufbringen. Ihr jetziger Lagerplatz reichte nur für ein Zelt aus und war auch nicht ganz sicher, falls auf dem steilen Eishang darüber Neuschnee fallen sollte. Am nächsten Tage steckten wir in Lager VI in dicken Wolken; Wind und Kälte machten einen Aufstieg unmöglich. Am Radio berichteten Schoening und Gilkey von etwas besseren Verhältnissen; sie konnten an diesem Tage einen Erkundungsvorstoss machen, zunächst über den berühmten Eishang, der 1938 gequert worden war. Hier hatte sich die Situation durch die Eisbewegung derartig geändert, dass ein Lager gar nicht in Betracht kam. Sie hackten deshalb eine Stufenleiter in dem steilen Eishang direkt über dem Lager, wobei sie für neunzig Höhenmeter zwei Stunden brauchten. Oberhalb dieses Steilhanges wurde es etwas flacher, und der Schnee haftete auf dem Eis. Stufen tretend spurten sie mühsam 150 bis 200 m höher hinauf. Von hier, inmitten von Wolken und treibendem Schnee, gaben sie uns per Radio die gute Meldung herunter, dass sie eine grosse ebene Plattform für Lager VIII gefunden hätten. Sie hatten an diesem Tage grossartige Arbeit geleistet und den Weg nach oben geöffnet.

Der 31. Juli war nicht etwa sonnig und der Wind bitterkalt, doch hielten wir es für richtig, dass vier von uns zum Lager VIII aufsteigen sollten. Nachgerade waren wir davon überzeugt, dass die Schlechtwetterperiode fast zu Ende sein müsse. Darum schien es uns so wichtig, in der richtigen Ausgangsposition für den Gipfelangriff zu sein, sobald gutes Wetter eintreten würde. Wir waren alle tadellos akklimatisiert, wir stiegen gut, und das Depot enthielt genug Proviant für mindestens zwölf Tage. Wir waren der Überzeugung, dass die systematische Fortsetzung des Aufstieges – auch bei schlechtem Wetter – die Vorbedingung für den

endgültigen Gipfelsieg sei. Wir hatten unsere Entscheidung getroffen. Der Aufstieg von Lager VI bis VIII kostete beinahe einen ganzen Tag: 700 Höhenmeter mit viel Gepäck (Schlafsäcke, Proviant, Brennstoff und Reservezelte). Wir stiegen mit grösster Konzentration und sicherten sorgfältig, wobei wir dauernd auf unsere Zehen und Finger aufpassten. So arbeiteten wir uns langsam und gleichmässig hinauf und machten nur selten kurze Rasten. Dabei assen wir nur wenig – es war zu kalt für eine längere Pause. Von Zeit zu Zeit machten wir uns darüber Gedanken, wo wir diese Nacht verbringen würden: in einem jämmerlichen Biwak auf der schmalen Leiste bei Lager VII? Oder würde es uns doch noch gelingen, Lager VIII zu erreichen? Am späten Nachmittag wühlten wir uns durch den tiefen Schnee zu den Zelten hinauf, die Pete und Art bei etwa 7770 m errichtet hatten – Lager VIII gehörte uns!

Am nächsten Tage schien es etwas aufzuhellen. Bates und Streather unten in Lager VI wollten brennend gern zu uns heraufkommen. Wir verabredeten, uns beim Depot zu treffen und dann alle zusammen weitere Lasten heraufzubringen. Aber später verschlechterte sich das Wetter wieder, und gegen Mittag war es so schlimm, dass wir ein Heraufkommen der beiden für unmöglich hielten. Schwere Lasten vom Depot hinaufschleppend, kehrten wir zum Lager VIII zurück und krochen am späten Nachmittag in unsere Schlafsäcke. Kurz bevor es dunkel wurde, hörten wir schwache Rufe: unglaublich – Bob und Tony hatten es mit Hilfe der Markierungsstäbe, die wir alle 15 m ausgesteckt hatten, tatsächlich geschafft, ihr Lager durch den Sturm zu uns heraufzubringen. Als wir ihnen heisse Getränke einflössten, ihr Zelt aufstellten und ihre Luftmatratzen aufpumpten, waren wir alle glücklich. Trotz Müdigkeit und Kälte fühlten wir uns stark und gut akklimatisiert, wir waren alle in der zuversichtlichsten Stimmung. Was konnte uns, bei unserem Mannschaftsgeist, noch aufhalten! In vier, vielleicht sogar in drei Tagen sollten wir es geschafft haben. Zwei von uns, auf den Schultern aller andern stehend, würden den Gipfel erreichen – sobald das Wetter aufklarte.

Aber es sollte nicht sein. Die Sturmwolken, die sich in der vergangenen Woche immer drohender zusammengeballt hatten, entluden sich jetzt über uns mit voller Gewalt. In der Nacht des 1. August, des Schweizer Nationalfeiertages, weckte uns das wilde Knattern der vom Sturm gepeitschten Zelte. Schneewirbel tobten mit blinder Wut um uns, als wir am nächsten Morgen hinausschauten. An ein Weitergehen war an diesem Tage gar nicht zu denken; so blieben wir verhältnismässig bequem liegen, während draussen der Sturm raste. Die wunderbaren Daunenschlafsäcke, die wir dank der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen erhalten hatten, hielten uns schön warm, und es war auch ganz gemütlich, nur schlug das Zelt dauernd gegen unsere Köpfe. Wir dösten hie und da vor uns hin, plauderten von unserer Heimat, von anderen Stürmen, die wir erlebt hatten, und von Büchern. Streather erzählte wieder allerlei Erlebnisse von der pakistanischen

Grenze, Bates las Verse aus der ziemlich mitgenommenen Sammlung englischer Dichtung vor, die mich auf allen früheren Expeditionen begleitet hatte. Mehrmals machten wir den Versuch, etwas Schnee zu schmelzen für Tee oder sonst etwas zu kochen, aber das Flattern der Zeltwände blies jedesmal die Flamme unserer bisher so ausgezeichneten Benzinkocher aus. Am Abend sagte uns der Colonel im Standlager, dass der Sturm nicht nachlassen werde.

So vergingen die nächsten beiden Tage. «Morgen wird der Sturm zu Ende sein», dachte ich. Wir alle fühlten uns so stark, so vollkommen akklimatisiert, dass der Gipfel uns in Reichweite schien. Daher war es an der Zeit, für den Augenblick, wo der Sturm aufhören würde, eine Gipfelseilschaft zu wählen. Ich hatte früher erwartet, dass der Einfluss der Höhe, Gesundheitszustand oder irgendwelche Zwischenfälle zwei oder drei Leute automatisch aus der Kandidatenliste ausscheiden würden und dass die endgültige Wahl also nicht allzu schwierig sein werde. Doch hier waren alle acht in guter Form und anscheinend für einen Gipfelangriff bereit. Also beschlossen wir, die erste und zweite Mannschaft durch Abstimmung auszuwählen, und am 2. August machten wir eine geheime Wahl, sicher die höchste, die es je gegeben hat, dazu noch ohne Wahlkampagne! Bell und Craig wurden erste Mannschaft, Gilkey und Schoening die zweite. Es war seit langem unsere Absicht, bei einem Erfolg die Namen der Gipfelsieger geheimzuhalten, um der Welt in eindrucksvoller Weise den wunderbaren Mannschaftsgeist unseres Unternehmens zu demonstrieren. Wir hofften, später einfach melden zu können, dass «die Expedition» den Gipfel erreicht habe. Leider kam es dann anders.

Die ganze nächste Woche tobte der Sturm um unser Lager. Der Wind stürzte sich auf uns mit einer geradezu bösartigen, rachsüchtigen Wut. Wie wir uns auch verkrochen, um den flatternden Zeltwänden zu entgehen, wir konnten den Schlägen des geplagten Stoffes nicht enttrinnen. In einer kurzen Atempause versuchten wir etwas zu ruhen, die Primuskocher wurden in Betrieb gesetzt, und die Unterhaltung wandte sich wieder dem Gipfel zu. Doch schon kamen neue Böen, die unsere Kocher ausbliesen und unsere Hoffnungen dämpften. Schnee drang durch die Zeltnähte und bedeckte unsere Kleidung und Schlafsäcke mit feinem Staub. Mit Ausnahme unserer Schuhe trugen wir sämtliche Kleidungsstücke, die Schultern dicht ver mummt mit den speziell angefertigten Daunenjacken. Man konnte das Zelt nur verlassen, wenn der Sturm mal ein wenig nachliess, aber auch dann zwangen uns Schnee und durchdringender Wind, schleunigst wieder ins Zelt zurückzukehren. Wenn wir die wild knatternden Zelte betrachteten, konnte man sich kaum vorstellen, dass irgend ein Stoff so etwas auf die Dauer aushalten könne.

Tafel 31: Der K2 und sein in Rippen aufgefächertes Südostgrat. Die Abruzzi-rippe teilt die linke Gratflanke in der Bildmitte und trägt die Lager II bis VII bis an die Unglücksstätte, den Punkt, an dem die beiden parallel vom Beschauer weg hochziehenden Rippen sich mit der Abruzzi-rippe vereinigen. Lager VIII etwas höher auf dem nach rechts aufsteigenden Firnrücken.





In der weissen Hölle rundum konnten wir nur selten weiter als 20 oder 30 m sehen. Wir lebten von jeder Wirklichkeit entfernt, es gab nur Wind und Kälte. Obwohl soviele Schnee und Eis um uns herum lag, litten wir unter furchtbarem Durst. Mit dem Hunger war es nicht so schlimm, wir hatten Früchte, Süßigkeiten, Knäckeibrot, Käse und Dörrfleisch, an dem wir kauten, aber wir waren andauernd durstig. Schnee mit Konfitüre gemischt half nur wenig und durchkühlte uns. Versuchte man die Schneekonfitüre durch die eigene Körperwärme zu schmelzen, so setzte man diese damit nur noch mehr herab. Unsere Haut verlor jegliche Elastizität, und unsere bärtigen Gesichter wurden hager und eingefallen.

Kann man so etwas noch als Sport bezeichnen? Hatten wir wirklich noch «Freude» an diesen zehn Tagen Kälte und Wind, schweren Sorgen und Entbehrungen? Vielleicht nicht in dem Sinne, wie wir «Freude» an Tennis, Segeln oder Bergfahrten haben. Aber es gibt auch eine urwüchsige, grimmige Genugtuung angesichts der nackten Gefahr. Nicht dass wir die uns aufgezwungenen Widerwärtigkeiten masochistisch empfunden hätten. Wir acht, ganz allein hoch über der Welt, trotzten den Naturgewalten in ihrer wildesten Form. Weit entfernt von jeglicher Hilfe, nicht einmal ein kurzer Blick auf die Geborgenheit des Standlagers war uns gegönnt, es schien keinen Himmel über uns zu geben ... so kämpften wir um unser Leben. Alles nicht absolut Notwendige war über Bord geworfen, wichtig waren nur noch: Essen, Trinken, Obdach und Kameradschaft. Aus diesem elementaren Kampf erwachsen Erinnerungsbilder und seelische Kraft weit über «Sport» und «Vergnügen» hinaus.

Unsere einzige Verbindung mit der Aussenwelt waren unsere Radiogespräche mit Ata im Standlager. Zweimal täglich riefen wir ihn mit unseren «Walky-Talkies» an, und schon der Klang seiner Stimme gab uns frischen Mut und neue Willenskraft. Die Wetterprognose, die der Colonel vom Radio Pakistan empfing und an uns weiterleitete, lautete jeden Tag fast gleich: «Anhaltender Sturm», «Starke Winde und Schnee», «Vorübergehendes Aufklaren, danach leichter Schneefall». Im Grunde war es alle Tage das gleiche.

Am 5. August kurz vor Tagesanbruch entdeckten Bell und ich Risse wie Laufmaschen im Nylonstoff unseres Zeltes. Sollte es vor Tagesanbruch vollkommen reißen, so wollten wir lieber in unseren Schlafsäcken bleiben, da wir die kurze Entfernung zu den Nachbarzelten in der Dunkelheit wahrscheinlich nicht überleben würden. Gegen 7 Uhr morgens war das Zelt knapp vor dem Zusammenbrechen. Wir kleideten uns an und waren für den Umzug bereit. Plötzlich knickten die Stangen, und das Zelt fiel in sich zusammen. Mit Mühe und Not konnte jeder einen Schlafsack in ein anderes Zelt schleppen, wo wir von den schon recht eng liegenden Zweiergruppen herzlich begrüßt wurden. Dieser kurze Weg machte

uns die Stärke des Sturmes und den Ernst unserer Lage erneut klar, obwohl wir noch immer für sechs oder sieben Tage Nahrung und Brennstoff besaßen.

Der nächste Morgen brachte eine neue Katastrophe. Schon seit mehreren Tagen hatte Gilkey eine Art Lähmung oder Krampf im linken Bein gespürt, ohne jedoch darüber zu sprechen, weil er es für zu unwichtig hielt. Aber als der Sturm einmal aussetzte, kroch er aus seinem Zelt und versuchte sich aufzurichten. Da wurde er ohnmächtig vor Schmerz und musste ins Zelt zurückgetragen werden. Als ich ihn untersuchte, sah ich nur zu gut, was geschehen war. Eine Phlebitis (Venentzündung) hatte sich in seinem linken Bein entwickelt, ein Blutgerinnsel hatte eine Vene in seiner Wade verstopft. Das ist etwas sehr ungewöhnliches bei einem gesunden jungen Manne, in der Regel kommt es nur bei Verletzungen oder Infektion vor. Meines Wissens ist so etwas noch nie in grossen Höhen geschehen, obwohl man eigentlich erwarten könnte, dass die Austrocknung des Körpers, der Mangel an Bewegung und die Eindickung des Blutes (starke Vermehrung der roten Blutkörperchen als Folge der Akklimatisation) derartige Erscheinungen mit sich bringen könnten. Woran es auch immer lag, die Folgen waren klar: Art konnte unmöglich gehen und musste hinuntergetragen werden.

Dieser Gedanke erfüllte uns mit Schauer. Unter uns lag zunächst ein Steilhang mit grundlosem Pulverschnee; dort, wo der Schnee infolge der Steilheit nicht mehr haftete, kam Blankeis. Dann folgten 600 m Fels, schon bei normalen Verhältnissen schwierige Kletterei, steil, vereist und gefährlich selbst für frische Leute. Gilkey bei dem tiefen Neuschnee und Sturm hier abzutransportieren, schien ganz unmöglich, und doch gab es keinen andern Ausweg.

Gegen Mittag waren Schlafsäcke und Ausrüstung verpackt; Gilkey in seinem Schlafsack wurde in das zerrissene Zelt gehüllt. Unsere Zelte stehenlassend, traten wir den Abstieg an, wobei wir Gilkey durch den tiefen Schnee hinter uns herschleiften. Als es steiler wurde, mussten wir unsere Last zurückhalten. Bereits 100 m vom Lager entfernt wurde uns klar, was wir schon vorher hätten wissen sollen: der ganze Hang war äusserst lawinengefährlich. So mussten wir uns zur Umkehr entschliessen und begannen wieder aufzusteigen. Der Versuch, Art zu tragen oder zu ziehen, war jammervoll und wirklich unmöglich. Nur wenn er sprang, indem er sich mit seinem gesunden Bein abstieß, und mit gleichzeitigem Seilzug von uns konnten wir mit ihm wieder das Lager erreichen. Die hundert Meter hatten mehr als eine Stunde gekostet.

Unsere Lage war tatsächlich grimmig ernst. In normalen Höhen und guter Pflege geht eine akute Venentzündung in ein bis zwei Wochen zurück. Aber unter diesen Verhältnissen hier konnten wir darauf nicht hoffen. Es war nur allzu klar, dass wir Art nicht tragen konnten. Andererseits konnten wir in Lager VIII bei 7770 m nicht viel länger ausharren. Sobald es etwas aufklarte, mussten wir starten; vor allem aber mussten wir eine bessere Abstiegsroute finden. Schoening

und Craig hielten eine steile Felsrippe westlich von unserer ursprünglichen Route für möglich, und nach kurzer Rast unternahmen sie trotz dem Sturme eine Erkundung. Ich erklärte den andern im Lager, wie ernst Gilkeys Zustand sei. Falls Teile des Blutgerinnsels am Bein in die Lunge geschwemmt eine Embolie verursachen würden, wäre das höchstwahrscheinlich das Ende.

Spät am Nachmittag kehrten Schoening und Craig mit guten Nachrichten zurück. Die Wolken seien mitunter aufgerissen und durch den wehenden Schnee seien sie auf der Gratrippe bis in die Sicht von Lager VII abgestiegen. Sie waren überzeugt, dass man auch weiter unten durchkommen werde, obwohl es steil und eisig sei. Das Hinunterlassen von Art sei allerdings überall sehr schwierig.

Das Radio brachte an diesem Tage weitere schlechte Nachrichten, starker Wind und schwerer Schneefall stünden in Aussicht, doch im Standlager sei es erträglich, sagte Ata. Dort waren etwa 30 cm Neuschnee gefallen, und eine Wolkendecke hüllte den Berg von etwa 6700 m an ein. Die Prognose wurde am nächsten Tage durch die Zunahme der Windstärke bestätigt; man konnte nichts unternehmen.

Unsere Lage war verzweifelt. Die Vorräte reichten nur noch für vier Tage, und durch Mangel an Schlaf, Nahrung und Flüssigkeit waren wir bereits sehr geschwächt. An die furchtbare Aufgabe, die vor uns lag, mochte keiner denken. Aber wir hatten nicht viel Auswahl. Endlich entschloss ich mich, sobald das Wetter es ermöglichen würde, eine Gruppe nach Lager VI hinunterzuschicken, wo sie in Reserve bleiben könnte, und damit die Vorräte in Lager VIII auf zehn bis zwölf Tage zu strecken. Als Arzt wollte ich bei Art bleiben, bis er sich entweder genügend erholt hätte, um mit Hilfe der von unten heraufkommenden Rettungsmannschaft abzusteigen . . . oder aber bis zu seinem Tode. Tony wollte mit mir ausharren.

Während dieser ganzen fürchterlichen Zeit blieb unsere Moral überraschend gut. Wenn ich an diese Tage zurückdenke, scheint es mir fast unglaublich, dass wir sogar Scherze machen und unsere grimmige Lage belächeln konnten. Wir lasen Gedichte, schmiedeten Zukunftspläne und sprachen bis zuletzt über die Möglichkeiten eines Vorstosses zum Gipfel. Am 6. August liess der Wind etwas nach und ermöglichte uns eine Geste des Trotzes. Obwohl wir inzwischen alle wussten, dass der Gipfel unerreichbar war, hatte ich das Gefühl, dass es die Stimmung heben würde, wenn wir vor unserem Rückzug noch einen Vorstoss unternähmen. Daher machten sich an diesem Tage Craig und Schoening in ziehenden Nebelschwaden und bei einer Sichtweite von höchstens 30 m an den Aufstieg und erreichten über einen steilen Schneeang einen Punkt etwa 100 m oberhalb von Lager VIII. Sie sahen zwar gar nichts und kehrten halb erfroren zum Lager zurück, aber wenigstens waren sie noch etwas höher gekommen, bevor der Abstieg angetreten wurde.

Am 9. August fing Gilkey plötzlich zu husten an, und eine Untersuchung bestätigte meinen Verdacht: Lungenembolie. Obwohl es ihm sehr schlecht ging, war er immer heiter und beklagte sich nie. An diesem Tage zog ich in sein Zelt. Wir sprachen vom Berg, von unseren Kameraden, von den drei Schönwettertagen, die uns den Gipfel schenken könnten. Ich glaube, dass er sich über seinen Zustand klar war, doch verloren wir darüber kein Wort. Er war einer der tapfersten Männer, die mir je begegnet sind. Am nächsten Tage zögerte er auch nicht einen Augenblick, als der Abstieg beschlossen wurde. Angesichts seiner Lungenembolie war der Abtransport nach unten die einzige Möglichkeit, ihn am Leben zu erhalten. Diese Chance, so klein sie auch war, mussten wir ihm geben.

Am 10. August, um 9 Uhr morgens, begannen wir den Abstieg; Zelte und alles überflüssige Material blieben zurück. Man konnte ungefähr 30 m weit sehen, aber zunächst schneite es nicht, und der Wind hatte etwas nachgelassen. Gilkey in seinem Schlafsack, in das zerrissene Zelt eingewickelt, wurde bis zum Rande des Steilhanges geschleift; dann begann die langwierige, mühsame Arbeit, ihn bis zur Gratrippe hinunterzulassen. Der Schnee wirbelte uns ins Gesicht, an Bärten und Wimpern bildete sich Eis. Für eine kurze Steilstufe brauchten wir mehr als eine Stunde. Spät am Nachmittag waren wir nur noch wenige hundert Meter von Lager VII entfernt, als uns das Unglück traf.

Gilkey war gerade, gesichert von Craig, über eine kleine senkrechte Wand hinuntergelassen worden, da deckte eine kleine Pulverschneelawine beide Männer zu. Irgendwie konnte Craig halten; Streather, dicht über ihm, rief zu Bates und mir, die wir von der Felsrippe aus sicherten, herauf, alles sei in Ordnung. Dann querten Streather und Bell, dem seine erfrorenen Zehen jedes Klettern schmerzhaft und schwierig machten, unter allergrösster Vorsicht den steilen Eishang, während Bates und ich an einem separaten Seil dicht aufgeschlossen folgten. Bell stolperte, fiel und riss Streather aus den Stufen. Die sich überstürzenden Ereignisse der nächsten Sekunden sind auch heute noch nicht recht klar. Anscheinend verwickelte sich das Seil der Partie Streather-Bell mit dem Seil zwischen Gilkey und Schoening. Schoening war durch Eispickelsicherung hinter einem kleinen Felskopf fest verankert und liess das Seil überdies noch über die Schulter laufen. Als das zweite Seil losschnellte, wurden Bates und ich in Bells Seil verwickelt, so dass wir alle fünf in das Seil fielen, das nur noch von Schoening gehalten wurde. Es war ein wahres Wunder von rascher Reaktion und Kraft, dass er tatsächlich uns alle halten konnte. Das Nylonseil dehnte sich wie ein Gummiband, aber dank seiner Elastizität und dank Schoenings Körpersicherung riss es nicht. Als der Sturz endgültig abgefangen war, lagen fünf von uns auf den unteren Felsen in höchst prekärer Situation dicht über der Wandstufe, die den Abschluss der Abruzzirippe bildet. Ich war bewusstlos, Bates hing mit dem Kopf nach unten dicht über mir, Molenaar und Streather, blutend und stark angeschlagen, halfen

Bates, der sich losband und zu mir abstieg. Bell hatte beide Fäustlinge und seine Last verloren; seine Hände waren in dieser kurzen Zeit bereits steif gefroren und weiss, und Bates gab ihm sofort seine Reservefäustlinge. Streather, der Prellungen hatte, aber noch aktionsfähig war, sprach ein paar beruhigende Worte zu Gilkey und verstärkte dessen Sicherung, indem er ein zweites Seil um einen zweiten, tief in den Hang gestossenen Eispickel legte. Schoening – etwas verstört von dem Unfall, bei dem er allein unser aller Leben gerettet hatte, verankerte Gilkey an seinem Eispickel und traversierte zur Kante hinüber.

Gilkey blieb also gut gesichert im Steilhang liegen, während zwei Zelte auf der aus dem Hartschnee herausgehackten Plattform aufgestellt wurden. Die nur leicht verletzten Männer hofften, ihn dann die hundert Meter zum Lager hinüberschleifen zu können, aber zunächst mussten die Zelte errichtet und die Wunden untersucht werden, was ungefähr 45 Minuten in Anspruch nahm. Dann machten sich Streather, Bates und Craig auf den Weg zu Art, um ihn warm einzupacken und ihm Nahrung zu bringen. In dem wehenden Schnee war nichts zu sehen – nichts Lebendes gab es auf dem Hang. Offenbar hatte eine zweite Lawine Art in die Tiefe gerissen. Sogar die Eispickel waren verschwunden.

Mittlerweile war es beinahe dunkel geworden. Falls wir die Nacht überleben wollten, brauchten wir dringend Ruhe, Nahrung und etwas zu trinken. Vier von uns in einem kleinen Zelt konnten unmöglich kochen, aber die drei anderen, die im Biwakzelt zusammengepfertcht waren, brachten es fertig, die ganze Nacht über Tee zu brauen. Keiner fand Schlaf. Wir hatten es verhältnismässig warm, und wie ein Geschenk des Himmels beruhigte sich der Wind kurz nach Einbruch der Dunkelheit. Das graue Morgenlicht fand uns zerschlagen, aber einigermaßen intakt; es ging weiter.

Wie wir damals den Abstieg zum Lager VI geschafft haben, wissen wir heute noch nicht. Der Wind hatte wieder zugenommen und peitschte uns den Schnee ins Gesicht. Die schmalsten Bänder waren mit Eis und Pulverschnee bedeckt, und unsere fixen Seile waren an den Felsen festgefroren. Selbst bei besten Verhältnissen ist dieser Teil der Route, «der dunkle Pfeiler» oder «die schwarze Pyramide», schwierig; zerschlagen, wie wir waren, erschien er uns wie ein Alpdruck. Und doch war unser Kampfgeist so stark, dass jeder von uns sich auf jeden einzelnen Griff und Tritt konzentrieren konnte und auch noch die andern aufmunterte. Wir brauchten acht Stunden bis Lager VI, aber es gelang ohne einen einzigen Fehltritt. Unterwegs wurden Spuren von Gilkeys Absturz sichtbar: ein Fetzen des Zeltes, ein zerbrochener Eispickel und die Seile – bittere Beweise des Unfalles.

Lager VI kam uns wie der Himmel auf Erden vor, wenn auch ein Zelt von Schnee erfüllt und das andere beinahe zugedeckt war. Wir konnten Tee machen und nach Herzenslust trinken. Bates teilte mit mir seinen Schlafsack, Molenaar den seinigen mit Bell, da wir beide unsere eigenen eingebüsst hatten. Obwohl wir

erbärmlich zerschlagen und übermüdet waren, konnten wir etwas schlafen und erwachten am nächsten Morgen hoffnungsvoller. Mit Hilfe des Radios in Lager VI konnten wir uns mit Ata in Verbindung setzen. Seit 36 Stunden hatte er von uns nichts mehr gehört und war vor Sorge fast ausser sich; wir beruhigten ihn über unseren Zustand.

Der nächste Tag war schlimm. Wieder tobte der Sturm mit voller Wucht; wir konnten nichts weiter tun, als in unsern Zelten zu liegen und die langentbehrten Mengen von Flüssigkeit zu uns zu nehmen. Am zeitigen Nachmittag wurde mir klar, dass wir versuchen mussten, nach Lager V abzusteigen. Bells Füsse verschlechterten sich zusehends, Molenaar und Craig hatten angefrorene Fersen. Schoening hatte zeitweise Schmerzen in der Brust gehabt, vielleicht die Folge einer leichten Anfrierung seiner Lungen, so dass er kaum weiterkonnte. Jetzt fühlte er sich etwas besser, und er und Streather gingen voraus, um Lager V für die stark angeschlagene Nachhut vorzubereiten. Nach ihrem Abmarsch packten wir unsere Lasten in der Absicht, ihnen in einer Stunde zu folgen, aber der Sturm nahm immer mehr zu, so dass ich für die Kameraden mit Frostschäden fürchtete; so verschob ich unseren Abmarsch auf den Morgen des 12. August. Obwohl das Wetter kaum besser war, musste ein Versuch gemacht werden. Alles nicht absolut Notwendige zurücklassend, traten wir den Abstieg an, und wieder empfanden wir die Route als furchtbar schwierig. In Lager V, das wir um 15 Uhr erreichten, empfingen uns Streather und Schoening mit heissen Getränken, bevor wir weiter abstiegen. Wie es ihnen am Tage vorher in dem wachsenden Sturm gelungen war, dieses Lager V zu erreichen, kann man sich kaum vorstellen, aber sie hatten es geschafft.

Der «House-Kamin» zwischen Lager V und IV war sehr schwierig. Das «A-Gestell» half uns beim Abseilen der Lasten wenig, da sie die Tendenz hatten, in die Wand herauszuspundeln; wir mussten sie also ruckweise durch den Kamin selbst hinunterlassen – eine mühselige Arbeit. Molenaar, Schoening und Craig gingen voraus, um das Lager herzurichten, aber es war dunkel geworden, bevor wir ndern die Steilstufe erreichten. Bates und ich waren die letzten, die in vollkommener Dunkelheit am oberen Ende des Kamins standen. Als ich ihn durch den Kamin hinunter sicherte – er beeilte sich, so sehr er konnte –, dachte ich im stillen: «Das ist das Ende. Niemals kann ich dieses schwere Stück in der Finsternis und im Sturm absteigen, noch dazu ohne jede Sicherung.» Was die Sache noch schlimmer machte, waren die Reste der fixen Seile von 1938 und 1939, die hie und da festgefroren im Eis hingen; in der Dunkelheit konnte man diese alten morschen Seile kaum von unseren eigenen starken, neuen Seilen unterscheiden.

Kurze Zeit stand ich allein, schrecklich allein, aufrechterhalten nur durch den Gedanken an die Freunde unten. Das gab mir in diesem Augenblick grosser Not Stärke, und ich kletterte durch den Kamin hinunter, so gut wie nur je. Geleitet

von Schoenings fröhlicher Stimme querte ich in seinen Stufen den steilen Eis-
hang in tiefer Nacht. Zusammen erreichten wir Lager IV, wo unsere Freunde mit
Tee und heissem Essen auf uns warteten.

Nach einer weiteren Nacht mit etwas Schlaf waren wir zuversichtlicher und
setzten am 13. August den Abstieg zum Lager III bei ein wenig besserem Wetter
fort. Ein Schneehang direkt über diesem Lager, der für gewöhnlich nur wenige
Minuten in Anspruch nimmt, war jetzt zu Blankeis geworden und kostete uns
fast zwei Stunden. Als wir etwa um 14.30 Uhr reichlich abgekämpft in Lager III
anlangten, zweifelten wir daran, ob wir es noch am selben Tage bis Lager II
schaffen könnten. Noch ein Nachtabstieg schien uns unmöglich. Aber nach kurzer
Beratung waren wir darüber einig, dass es dringend geboten war, weiterzugehen.
Also los! Die Route kam uns leichter vor, als wir erwartet hatten. Obwohl wir
uns sehr beeilten, war es schon fast dunkel, als wir die steile Traverse oberhalb
Lager II erreichten. Hier erwartete uns eine Überraschung.

Die sechs Hunzaträger, welche die letzten Wochen mit Ata im Standlager ver-
bracht hatten, waren vor einer Woche nach Lager II aufgestiegen, um uns zu erwar-
ten. Da der Proviant knapp wurde und da sie weder nach unten noch nach oben
Verbindung hatten, schickten sie zwei Leute nach Lebensmitteln zum Standlager
hinunter. Diese waren erst am Tage zuvor wieder heraufgekommen. Als die sechs
Hunzas unsere Stimmen am Grat oben hörten, kamen sie wie Affen heraufgerannt,
um uns zu begrüßen, wobei sie sehr gut und sicher kletterten. Die Dunkelheit
brach herein, sie umarmten uns unter Tränen, beteten laut und nahmen uns die
Lasten ab. Dann halfen sie uns über die letzten Felsen zum Lager II hinunter. Heisse
Getränke, Massage und wieder ihre Gebete machten uns den Abend unvergesslich.

Am nächsten Tage war das Wetter kristallklar – nur über uns am Berg waren
Wolken. Wir genossen das ungewohnte Sonnenlicht und packten schliesslich
schweren Herzens unser Zeug zusammen, um zum Standlager abzusteigen. Bells
Füsse waren jetzt in einem entsetzlichen Zustande. Wie er die schwere Felsklettere
zwischen Lager II und I bewältigte, wissen wir nicht, aber er brachte es fertig.
Am Nachmittag waren wir auf dem Gletscher, und eine Gruppe von Kulis mit
Tragbahren kam uns entgegen; Ata hatte sie heraufgeschickt. Die Träger waren
vor ein paar Tagen von Askole heraufgekommen, um unser Gepäck zurückzu-
tragen. Gegen Abend waren wir alle wieder im Standlager – alle, ausser unserem
Kameraden Gilkey, der nach so tapferem Kampf am Berge geblieben war. Als
wir Ata unsere Erlebnisse erzählten, schien es uns selbst unglaublich, dass wir
mit dem Leben davongekommen waren. Das verdanken wir nur dem Kamerad-
schaftsgeist und der noblen Gesinnung aller Beteiligten.

In der warmen Sonne des nächsten Tages schienen uns die vergangenen
Wochen wie ein Alpdruck. Wir hielten noch eine kurze Andacht für Gilkey und
deponierten seinen Eispickel und einige seiner persönlichen Sachen in einer Metall-

büchse auf einem grossen Steinmann, den Ata mit seinen Trägern errichtet hatte. Nach dieser ergreifenden Trauerfeier wandten sich unsere Gedanken dem Rückmarsch zu. Bell musste getragen werden. Ein Lagerbett wurde in eine Tragbahre verwandelt, und zwölf Träger wurden dafür eingeteilt; die übrigen Sahibs konnten gehen, wenn auch nicht gerade gut. Am Morgen des 17. August verliessen wir das Standlager, wieder bei Wolken und Schnee. Als wir die langen Moränen gegen Concordia zu hinabwanderten, zeigte uns ein Rückblick auf den K 2 dichtes Gewölk, das da oben, wir wussten es nur allzu gut, unerträglichen Schneesturm bedeutete.

Die nächsten beiden Wochen waren zwar nicht leicht, aber auch nicht unangenehm. Im allgemeinen brachen wir vor Sonnenaufgang auf und blieben fast bis es dunkel wurde auf den Beinen. Wir kamen nur langsam vorwärts. Die zwölf Mann, die Bell trugen, verhielten sich grossartig, er wurde über kaum möglich scheinende Stellen getragen. An den steilsten Hängen trug einer der Männer George auf dem Rücken. Als wir den Baltorogletscher ohne Bedauern verliessen, begrüsstet wir voll Freude das Grün des oberen Braldutales. Askole kam uns wie eine Grossstadt vor. Wir wurden mit frischen Früchten, Gemüse und Eiern königlich empfangen. Die heissen Quellen boten uns jetzt noch mehr Genuss als beim Anmarsch. Schoening, Bates und Ata wollten über den Skoro La gehen, in der Hoffnung, Skardu einige Tage vor uns zu erreichen. Wir andern zogen das Haupttal hinunter und erfreuten uns an frischen Aprikosen, Äpfeln, Birnen und Pfirsichen. Infolge der Erfrierungen kamen wir nur langsam vorwärts, aber schliesslich ging es an Dassu vorbei nach Koshumal. Hier mieteten wir ein Zak (Ziegenbalgfloss) und querten den Fluss, um die Nacht in Yuno zu verbringen. Am folgenden Tage trug uns die Strömung in knapp vier Stunden nach Skardu, während wir beim Hinweg zwei mühselige Tagesmärsche gebraucht hatten. In Skardu war die Expedition wieder vereint, und die Verletzten wurden von Dr. Khan behandelt, dem ausgezeichneten Chefarzt des kleinen, aber erstklassigen Militärspitals in Skardu. Der «Political Agent» nahm uns sehr gastfreundlich auf, es war ein kurzer, aber unvergesslicher Aufenthalt.

Am nächsten Morgen, dem 29. August, fuhren wir blumengeschmückt unter Hochrufen einer grossen Menschenmenge durch den Bazar zum Flugplatz, wo ein Sonderflugzeug uns erwartete, das die «Orient Airways» uns freundlichst zur Verfügung gestellt hatte. Der Rückflug war sogar noch schöner als der Hinflug. Wir umkreisten den Nanga Parbat, der kürzlich erst von der deutsch-österreichischen Expedition erobert worden war. In Rawalpindi verbrachten wir mit unseren alten Freunden einige schöne Tage. Dann kehrten wir nach den Vereinigten Staaten zurück, zwar etwas traurig und schwach, aber nicht entmutigt.

Die Ergebnisse dieser Expedition sind noch nicht voll ausgewertet. Sicher war das Wetter denkbar ungünstig. Es gab enorme Regenfälle über dem ganzen

Subkontinent und einen ausserordentlich schweren und späten Monsun. Für gewöhnlich dringt der Monsun nicht bis zum Karakorum vor, da die regen-schweren Wolken ihre Niederschläge bereits in den vorderen Ketten abladen. Dieses Jahr jedoch bekamen wir die volle Wucht des Monsuns zu spüren. Wir hätten einen Monat früher angreifen sollen, allerdings hätte es dann Hochwasser in den Flüssen und Schnee auf dem Baltoro gegeben. 1953 wären wir auch einen Monat früher furchtbaren Stürmen ausgesetzt gewesen. Überhaupt war 1953 ein Jahr, das für Bergfahrten im Karakorum sehr ungünstig war.

Bei Ausrüstung, Proviant und allen Vorbereitungen war gute Arbeit geleistet worden. Mit wenigen Ausnahmen waren unsere Pläne richtig. Es waren genügend Nahrungsmittel da, unsere Kleidung war gut, nur die Bergschuhe haben uns, wie meist, nicht ganz befriedigt. Künftig werde ich ziemlich genau dieselbe Ausrüstung und die gleichen Nahrungsmittel mitnehmen.

Unsere tiefste und reichste Erfahrung erwuchs aus Kameradschaft, Mut, Stärke und Ausdauer unserer Mannschaft. Andere Bergsteiger haben Ähnliches erlebt. Aber nur sehr wenige mussten so lange auf solcher Höhe ausharren und sicher hat keine andere Mannschaft je das überlebt, was wir durchgestanden haben. Dass wir mit dem Leben davonkamen, verdanken wir der starken inneren Verbundenheit zwischen uns und der Hand Gottes, die uns in den Stunden der Not führte.

DIE KÖNIGLICHEN GIPFEL DES RUWENZORI

Von D. L. Busk

Am 20. April 1888 erblickten Männer aus dem Abendland zum ersten Male die Schneegipfel des Ruwenzori. Parke und Mounteney-Jephson von Stanleys Expedition waren ihrem Leiter vorausgegangen; allerdings behauptete Stanley später, er habe selbst diese Entdeckung gemacht, als auch er am 24. Mai Berge sah, die von den Eingeborenen als «mit Salz bedeckt» beschrieben wurden. Diese ersten Ausblicke bedeuteten nur eine Bestätigung für das Vorhandensein des sagenhaften «Mondgebirges», das zum ersten Male von Aristoteles erwähnt und später mit erstaunlicher Genauigkeit auf den Karten der griechischen und arabischen Geographen verzeichnet wurde.

Es folgten mehrere vergebliche Kundfahrten, aber erst 1906, nach achtzehn Jahren, organisierte der Herzog der Abruzzen, der berühmte Bergsteiger und Forscher, eine Grossexpedition mit der ihm eigenen Gründlichkeit. Sie glich fast einem Feldzug, da ausser der europäischen Mannschaft nicht weniger als 220 Träger aus Entebbe benötigt wurden. Zum ersten Male wurden die Gletscher erforscht und die wichtigsten Gipfel erstiegen, vermessen und photographiert.

Die Ergebnisse waren in der Tat so hervorragend, dass das Interesse am Ruwenzori bis zu einem gewissen Grade erlosch. Man hatte den Eindruck, dass dort nicht mehr viel zu tun übrig sei. Erst zwanzig Jahre später wurde der höchste Gipfel, Punta Margherita (5119 m), wieder besucht, und zwar von Dr. Noel Humphreys. Ähnlich erging es dem viel leichter zugänglichen Mount Kenya (5195 m), der erstmals 1899 von Sir Halford Mackinder bestiegen wurde und erst 1929 zum zweiten Male von Shipton und Wyn Harris. In Ländern mit so rascher Entwicklung strömen alle Kräfte dem materiellen Fortschritt zu; für reine Forschung bleibt keine Energie übrig. Erst zu Beginn der dreissiger Jahre war die Zeit für weitere Exkursionen reif geworden. Shipton und Tilman besuchten den Ruwenzori, und Humphreys leitete eine Anzahl von höchst bemerkenswerten, aber wenig bekanntgewordenen Expeditionen. Es ist schade, dass man davon so wenig weiss; sie hatten ungewöhnlichen Mut und viel Ausdauer erfordert. Obwohl viele Männer die Tapferkeit und Hartnäckigkeit aufgebracht hätten wie Humphreys, der beim Sturz in eine Spalte einen Arm brach, ihn selbst schiente und, statt die Besteigung aufzugeben, seinen gänzlich unerfahrenen Gefährten

im Stufenschlagen unterrichtete und über einen Eishang den Gipfel erreichte! Im gleichen Jahre (1932) kam es zu der ersten grösseren Expedition von Westen; Leiter war Graf Xavier de Grunne. Zu den grossen Gipfeln der Stanley-Gruppe wurden neue Routen erschlossen; dabei gewann man wichtige Einblicke in die komplizierten unteren Partien auf der Kongoseite. Nachgerade durfte man annehmen, dass die Karten der Ruwenzorigruppe einen hinlänglichen Grad der Genauigkeit erreicht hätten und dass alle wichtigen Gipfel und auch viele kleinere bestiegen worden seien.

Vor dem Zweiten Weltkrieg wurde es dort ziemlich ruhig, aber danach beschloss der «Mountain Club» von Uganda, mit finanzieller und praktischer Unterstützung durch die Regierung des Protektorates, diese Kette leichter zugänglich zu machen. Die ersten Forscher hatten es mit steilen, pfadlosen Hängen zu tun gehabt, mit stinkenden Morasten, in denen man bei jedem Schritt bis zum Knie einsinken konnte, und mit langen Regen- und Nebelperioden, die jegliches Vorwärtskommen verhinderten und das Verbleiben in durchnässten Zelten oder unter Felsen bei starkem Wind unerträglich machten. Am Wetter konnte man nichts ändern, aber es sollten Pfade ausgehauen und vorgefabrizierte Hütten errichtet werden, um die Unbequemlichkeiten eines Gebietes zu verringern, von dem ein früherer Besucher bemerkt hatte, dass es 365 Tage im Jahre regne, 366 Tage in Schaltjahren. Auf sechs Expeditionen hatte Humphreys nur einen Tag ohne Regen.

Es war eine enorme Arbeit, und jeder, der jetzt den Ruwenzori besucht, wird den Klubmitgliedern von Herzen dankbar sein. Während der wohlverdienten Ferien und ohne jede Vergütung eine bewundernswürdige Leistung: rund 40 km Urwaldpfad wurden ausgehauen, der Bau von drei bequemen Hütten beaufsichtigt; sie liegen an gut erreichbaren Punkten im Bujukotal, das die kürzeste Anmarschroute zu den Bergen der Stanley- und Speke-Gruppe darstellt. Eine weitere Hütte wurde in der Nähe der Kitandaraseen errichtet, in guter Lage für Mount Baker und die Luigi-di-Savoia-Gruppe, ausserdem noch eine kleine Biwakhütte am Elenagletscher in einer Höhe von über 4530 m. Alle diese Hütten bestehen aus Aluminiumwellblech, dessen Glanz dem müden und wahrscheinlich durchnässten Wanderer am Tagesende höchst willkommen sein wird. Seit dem Bau dieser Hütten spielt das schlechte Wetter des Ruwenzori keine so grosse Rolle mehr. Es ist eben schon ein Unterschied, ob man im nässenden Nebel ein Zelt aufstellen muss oder eine wasserdichte Hütte mit einem Ofen vorfindet, wo man sein Zeug trocknen kann. Eine weitere Hütte wurde bei Bigo erstellt, etwa halbwegs zwischen Nyamleju und Bujukusee. Sie dient als Basis für die beiden nördlichen Berggruppen, Emin und Gessi.

1952 herrschte hier eifrige Tätigkeit: eine Grossexpedition befasste sich mit der Geologie und Gletscherkunde, und ihre Teilnehmer verbrachten viele Wochen

in grosser Höhe. Markierungszeichen, die von künftigen Bergsteigern nicht entfernt werden sollten, wurden auf den Gletschern angebracht, Regenmesser in der Nähe der Hütten aufgestellt mit dem weniger überflüssigen Hinweis, Träger davon abzuhalten, den Inhalt zu trinken. Diese wichtigen Arbeiten werden sicher mit der Zeit interessante Ergebnisse liefern; die Romantik des Mondgebirges bleibt davon unberührt. Nach genauem Studium aller Karten und Photos schien eine unwissenschaftliche Exkursion zum Ruwenzori durchaus gerechtfertigt. Dabei wurden verschiedene krasse Fehler entdeckt. Photographische Aufnahmen können zwar nicht lügen, aber irreführen, und Karten sind oft ausgesprochen ungenau. Das klingt beinahe wie Ketzerei, nachdem solche Fachmänner, wie der Herzog mit seinen Topographen und Humphreys, vorausgegangen waren, aber ihre Photos widersprachen gelegentlich ihrer Kartographie.

Im Gegensatz zu den Bildern von 1906 und 1932 zeichnen die Karten der gleichen Jahre den Savoia-gletscher bis zum Savoia Peak am Süden der Stanley-Gruppe. Dort schien eine ausgesprochene Lücke zu sein mit einem Hängegletscher und überhöht von mindestens zwei Spitzen. Diese mussten über 4880 m hoch sein, aber von dem benachbarten Savoia Peak (5005 m) überragt, den der Herzog 1906 erstiegen hatte.

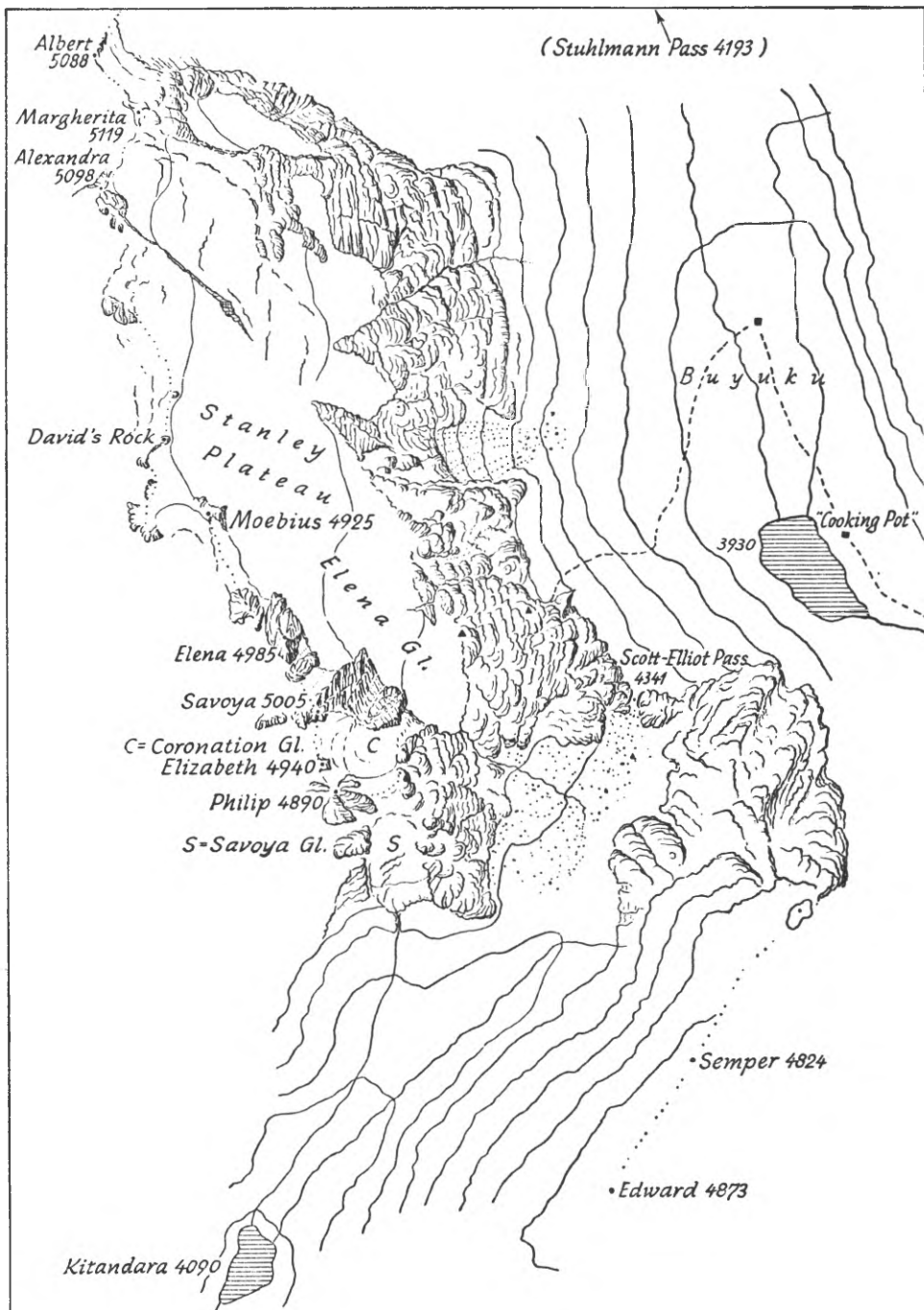
Darauf liess sich ein Schlachtplan bauen, und monatelang wurde mit dem «Mountain Club» und mit den künftigen Kameraden korrespondiert. Da die Unterkunftsmöglichkeiten beschränkt sind, müssen die Hütten im voraus bestellt werden. Als relativ günstige Zeit wurde die zweite Hälfte Januar 1953 gewählt. Arthur Firmin, einer der erfahrensten Bergsteiger von Nairobi, erklärte sich zur Mitarbeit bereit. Nun galt es noch, die reichlich 3000 km von Addis Abeba bis Fort Portal am Fuss unserer Berge im Auto zu fahren und dort zu einem sechs Monate vorher bestimmten Termin anzukommen. Noch schwieriger war es, alles Notwendige mitzunehmen, nicht nur für eine gewöhnliche Safari nach dem Süden und für das Gesellschaftsleben in Nairobi und Entebbe, sondern auch die gesamte Bergausrüstung und Proviant für vierzehn Tage im Hochgebirge. Insgesamt brauchten wir sechzehn anstrengende Tage für die Fahrt, für verschiedene Angelegenheiten unterwegs und für die allerletzten Vorbereitungen mit dem «Mountain Club», dessen Sekretär sich die grösste Mühe gab, alles für einen unerfahrenen Besuch vorzubereiten. Am 16. Januar abends war alles in Fort Portal in Ordnung. Ich wusste, dass Firmin und sein Begleiter, Pat Neylan, mich auf der höchsten Bujukuhütte erwarten würden, wohin sie vor einigen Tagen vorausgegangen waren. Der Trägerproviant war verpackt; ich hatte die Namen verlässlicher Obmänner erhalten. Das war wichtig, da ich kein Wort der Landessprache verstand. Zu meiner Freude stellte ich in Ruboni, wo die Strasse endet, fest, dass der erste Mann auf meiner Liste, Kuli Kisuke, frei war. Zusammen wählten wir acht stämmige Träger, und am 17. Januar mittags waren wir unterwegs, nachdem wir, wie

üblich, jedem Mann eine Decke und einen Pullover gegeben hatten. Diese waren vom Klub geliefert worden, und ich stellte mit Erstaunen fest, dass sie schwarz-weiss gestreifte «Schöpfungen» aus Baumwolle waren. Die Träger waren ebenfalls überrascht, als sie sich mit ihren massigen Oberkörpern hineinzuzwängen suchten; die Sweater stammten offenbar von einem Knaben-Hockeyklub. Einer der Herren, mir als «Nackter Wilder» bekannt, der meist nur mit einem Lendenschurz aus Sackleinwand und einem kleinen Stück Affenfell um den Hals bekleidet war, sah in dem viel zu engen Sweater, der ihm nur halbwegs über die Rippen reichte, besonders malerisch aus. Er trug ihn ständig, ausser wenn es in der Nacht wirklich kalt wurde; dann hängte er ihn mit liebevoller Sorgfalt über einen passenden Ast.

Die Träger machten sich sofort daran, aus der Rinde von Bananenbäumen Schlingen herzustellen, und trugen ihre Bürde mit einem Stirnband, wie schwere Lasten fast überall in der Welt getragen werden. Kurz nach unserem Aufbruch drohte ein Streik, offenbar wegen des Gewichtes der Lasten, das die gesetzlich festgelegte Grenze von rund 20 kg sicher etwas überstieg. Diesmal war meine mangelnde Sprachkenntnis ein Vorteil. Die Träger konnten ihre Beschwerden mir gegenüber nicht anbringen, ich lief einfach weiter und überliess es Kuli Kisuke, sich mit den Leuten auseinanderzusetzen. Nach vielem Hin und Her gelang ihm dies, und ich hatte keine weiteren Schwierigkeiten. Nur bei der ersten Hütte, wo es kein Wasser gab, hatte ich Mühe, einen Träger zu bewegen, den langen Abstieg zum Fluss zu machen.

Dreizehn Tage Autofahren ist kein gutes Training für ernsthaftes Bergsteigen auf solchen Pfaden wie hier. Der Weg zur ersten Hütte bei Nyinabitaba ist grausam steil und bedeutet einen Aufstieg von etwa 1100 m. Das Wetter war prachtvoll, immerhin etwas, aber ich war sehr froh, als die Hütte endlich in Sicht kam. Abends gab es eine wunderbare Aussicht auf die Portal Peaks auf der gegenüberliegenden Talseite, 1800 m über uns. Diese prächtigen Felsgipfel verdecken die höheren Schneeberge und tragen also ihre Namen mit Recht, aber in Wirklichkeit wurden sie nach zwei Brüdern benannt, die sich einst grosse Verdienste um die Erschliessung der Westprovinz von Uganda erwarben.

Die nächsten beiden Tage zur zweiten und dritten Hütte waren abwechslungsreicher. Die phantastische Vegetation des Ruwenzori, über die schon so viel geschrieben wurde, trat in Erscheinung. Alles wächst in ungewöhnlichen Ausmassen. Wir hatten bereits Hänge mit Farnen von 2 bis 3 m Höhe angetroffen, dann folgten Bambus und die ersten Heidebäume, manche 10 bis 15 m hoch. Stellenweise waren die sehr dicht stehenden Bäume mit braunem Moos behangen. Es war wie in einem Märchenwald, und jeden Augenblick könnten die sieben Zwerge singend den Weg herabkommen. Weiter oben begegneten wir hohen Lobelien und riesigem Kreuzkraut. Dabei musste ich immer an Kanarienvögel



denken, aber hier stiess ich zu meiner freudigen Überraschung auf eine 5 m hohe Art, die besser zu Straussen gepasst hätte. Helichrysum, eine Art Immortelle, wuchs überall und hinderte uns sogar auf dem Pfad. Die unangenehmste Pflanze war eine besonders scheussliche Brennessel, im Vergleich zu der eine europäische Brennessel wie ein Engelskuss wirkt.

Bei dem schönen Wetter waren die Flüsse Mobuku und Bujuku leicht zu durchwaten, und der Pfad war verhältnismässig trocken. Trotzdem gab es zwischen der zweiten und der dritten Hütte Strecken, die niemand von uns vergessen wird. Das Gelände ist hier flach und morastig und aus dem übelriechenden Schlamm erheben sich Büschel von hartem Schilfgras, etwa zwei Fuss hoch und einen Fuss im Durchmesser. Wenn man einen halben Kilometer lang von einem dieser wackeligen Stützpunkte zum andern gesprungen ist – stets der unangenehmen Folgen eines Fehltrittes eingedenk, begrüsst man sogar eine Strecke mit jenen Immortellen begeistert. Es war ein Vergnügen, die Trittsicherheit der Bakonjoträger unter ihren schweren Lasten zu sehen. Sie gingen barfuss mit dem leichten rhythmischen Schritt des trainierten Bergsteigers und benützten lange Stöcke hauptsächlich für das Gleichgewicht. Ich war sehr froh über meinen Eispickel; nicht einmal auf Gletschern fand ich ihn so nützlich wie hier.

Von der zweiten Hütte bei Nyamleju an (3200 m) bekamen wir die ersten Ausblicke auf die Schneeberge, die sich herrlich gegen einen wolkenlosen Himmel abhoben. Am Bujukusee zeigte sich das ganze grosse Amphitheater der Baker-, Stanley- und Speke-Gruppen über den dunklen Wassern. Eine halbe Stunde weiter gegen den Stuhlmann-Pass zu liegt die obere Hütte bei etwa 3960 m. Eine südafrikanisch-belgische Gesellschaft hatte sich dort eingenistet. Es war sehr nett für mich, wieder etwas menschlichen Kontakt zu haben, nachdem ich drei Tage lang mit den Trägern unterwegs kein Wort hatte reden können. Diese zogen sich zu der alten «Kochtopfhöhle» nahe dem Bujukusee zurück. Solche überhängenden Felsen gibt es im Ruwenzorigebiet sehr häufig, sie waren einst in der Pionierzeit der einzige Schutz. Man legte die Hütten absichtlich in ihre Nähe, damit auch die Träger unter Dach sein können. In der Bujukuhütte fand ich eine Botschaft von Firmin, ich solle ihn doch am nächsten Tage im «Gratlager» treffen. Ein Rasttag wäre mir eigentlich sehr lieb gewesen, aber das Wetter war zu schön, um noch lange zu halten. Bereits am vierten Tage nach Verlassen der Strasse stiess ich zu Firmin und Neylan in ihrem Lager und sandte die Träger nach Bujuku zurück.

Wir waren jetzt bei 4530 m am gleichen Lagerplatz wie der Herzog vor 47 Jahren. Zwanzig Minuten weiter, am Rande des Elenagletschers, stand die neue Biwakhütte, und über uns türmten sich die Steilhänge des Elena und Savoia Peak und der Hängegletscher, zu dessen Erkundung ich von so weit her gekommen war. Irgendwo hinter diesem Eiswall befanden sich die beiden «unbekannten» Gipfel, die ich auf den Photographien entdeckt hatte. Es war bereits klar, dass meine An-

nahme richtig war. Der Savoia Gletscher war nicht mit dem Savoia Peak verbunden, wie auf allen Karten angegeben war. Dazwischen lag ein Gletscher, von dem nur das steile Zungenende zu sehen war. Höher oben musste sich eine Art Gletscherbecken befinden mit Gipfeln rundum.

Als der Herzog seine Erstersteigung des Savoia Peak gemacht hatte, ging er über dessen Südostgrat hinunter, über jenem oberen Gletscherbecken, und dann ostwärts durch ein steiles Felscouloir zum Elenagletscher. Da er das mit einem einzigen Satze abtut, hatte ich gehofft, die Route leicht zu finden, aber es lag viel mehr Schnee, als auf den Bildern von 1906 zu sehen war. Anscheinend gab es keinen anderen Weg. Südlich des Couloirs befand sich ein kühner Turm und dann der unbegehbare Hängegletscher, im Norden die Steilflanke des Savoia Peak. Am nächsten Morgen um 8.30 Uhr – die Nacht war ungewöhnlich mild, nur 8° unter Null – verliessen Firmin und ich das Gratlager, während Neylan sich nach den vorangegangenen Anstrengungen zu einem Rasttage entschlossen hatte. Nach einer Stunde waren wir beim Einstieg zum Couloir. Es sah sehr unfreundlich aus, und wir begannen mit einigen Bedenken. Tatsächlich war es noch unangenehmer, als es von unten aussah, da die Felsen schlecht geschichtet und von unzuverlässigem Schnee bedeckt waren. Während dieser ganzen Kletterei gab es kaum einen einzigen anständigen Griff oder Tritt, mit den Knien und Körperkontakt musste man sich «hinaufschwindeln», was allen Bergsteigern verhasst ist. Beruhigend war nur, dass man meistens mit dem Eispickel sichern konnte. Firmin ging dauernd als erster am Seil. Ich spürte die Höhe sehr stark, war nach jeder Seillänge ganz ausser Atem und schnaufte, als hätte ich eine Meile in Rekordzeit gemacht. Durch die vielen kurzen Rasten kamen wir nur langsam vorwärts und brauchten fast drei Stunden, bis wir den letzten Hang hinaufhackten und auf den kleinen Sattel (etwa 4750 m) zwischen dem Turm und dem Savoia Peak ausstiegen. Dieser Turm ist übrigens ein Betrug. Von unten recht imposant, erweist er sich oben als ganz harmlos. Firmin lief in zwei Minuten hinauf, um zu photographieren.

Vor unseren Augen lag nun, wie wir gehofft hatten, das obere Becken des Hängegletschers, und gegenüber standen die zwei «fehlenden» Gipfel. Wir entschieden uns für den nördlichen und höheren der beiden. Nach einer Rast hackten wir eine Stufenreihe über eine steile Schnee- und Eiswand, wobei Spalten und ein Bergschrund uns Mühe machten. So gelangten wir zum Sattel zwischen diesem Gipfel und dem Savoia Peak. Nun wurde es reines Gehgelände. Binnen wenigen Minuten waren wir auf seiner breiten Kuppe, die ungefähr 4940 m hoch sein dürfte, wenn die Vermessung des Savoia Peak richtig ist. Wir konnten keinen Steinmann bauen, da es in der Nähe keine Steine gab.

Der südliche Gipfel ist nur wenig niedriger und sieht viel schwieriger aus, da es sowohl an seinem Nord- als auch am Ostgrat senkrechte Steilstufen gibt, die von Schnee und Eis überzogen sind. Vielleicht könnte die Stufe im Ostgrat süd-

wärts oberhalb des Savoiaigletschers verfolgt werden. Wir stellten nun fest, dass der von uns bestiegene Gipfel zwar von der Ugandaseite her nicht sichtbar ist, dagegen kann der südliche Gipfel oberhalb des Hängegletschers gesehen werden. Es gibt noch einen weiteren Gipfel, der vom Gletscherbecken aus leicht erreichbar ist. Der Hängegletscher trennt ihn von dem Turm. Auch diesen Gipfel kann man vom Gratlager aus sehen.

Wir kehrten zu unserem Sattel zurück. Während Firmin leicht auf den Savoia Peak stieg, umging ich diesen Gipfel auf seiner Westseite und erkundete eine Route den Nordgrat hinunter zu einem grossen noch unbekanntem Zacken und zum Elena Peak, denn bei den derzeitigen Verhältnissen hatten wir wenig Lust, wieder durch das Couloir abzusteigen. Wir hofften, über den Nordgrat des Savoia Peak zu dem Sattel unter dem grossen Zacken gelangen zu können, um dann nach rechts einen ausserordentlich steilen Schnee- und Eishang zum Elenagletscher im Abstieg zu bezwingen.

Einige hundert Fuss weit trafen wir am Grat auf leichten Fels, aber dann wurde er schärfer und schneeig. Nun stellte ich fest, dass vor uns noch zwei senkrechte Stufen und einige Spalten quer durch den Grat zogen, obwohl wir nur noch etwa 15 m über dem Sattel waren. Wahrscheinlich hätten wir weiter unten auf der Kongoseite queren sollen, aber wir wollten nicht zurückgehen. Wir schnallten also unsere Steigeisen an, und ich besah mir den ersten senkrechten Abbruch. Es handelte sich dabei um einen recht unangenehmen Sprung von reichlich 2 m schräg abwärts. Nachdem Firmin aufgeschlossen und die Sache besichtigt hatte, war er dagegen. Er zog sich wieder zu seinem Sicherungsplatz zurück und schlug mir vor, eine andere Möglichkeit zu versuchen. Ich arbeitete mich in einer mit Pulverschnee gefüllten Rinne hinunter, die auf der Ugandaseite mit einer 5 bis 6 m hohen Eiswand endete. Ein normaler Abstieg war hier unmöglich, aber weiter unten könnte man zum oberen Ende eines steilen Schnee- und Eiscouloirs gelangen, das zum Elenagletscher hinunterzog. Darum entschlossen wir uns, einen Eispickel zu opfern und uns abzuseilen. Es war schwierig, einen guten «Ankergrund» für den Pickel zu finden, da auf dem Grat grossenteils lockerer Pulverschnee lag. Dann sicherte mich Firmin am Kletterseil etwa 20 m weit hinter, zum grossen Teil frei durch die Luft, bis ich für mich einen Standplatz im Eis aushacken konnte und einen zweiten unmittelbar darüber für ihn. Dann kam er am Doppelseil rasch herunter, und auch das Seil konnte glatt wieder eingeholt werden. Das Couloir war ausserordentlich steil, und da wir nur noch einen Eispickel hatten, stiegen wir zur Sicherheit mit dem Gesicht hangwärts vorsichtig ab. Vier Seillängen brachten uns in leichtes Gelände, und von dort ging es rasch zu unserem Lager zurück.

Es war eine wirklich vielseitige Bergfahrt von anständigem Format, spannend bis zum letzten Augenblick. Vor allem hatten wir bewiesen, dass die Karte tat-

sächlich falsch war. Wir hatten den «neuen» Gletscher begangen, unseren Gipfel bestiegen und für etwaige Nachfolger interessante Aufgaben ausfindig gemacht. Am Abend war eine vergnügte Gesellschaft im Lager beieinander, wo sich inzwischen noch zwei Mitglieder der anderen Partie – nach einer Ersteigung des Speke – eingefunden hatten. Als es dunkel wurde, stieg der blaue und bronzenfarbene Dunst aus den Ebenen auf; er bildet sich durch zahllose Feuer, wenn die Eingeborenen vor den Regenfällen das Gras anzünden. Bis über die Portal-Berge stieg er auf und wogte durch die tieferen Täler. Nur die höheren Gipfel blieben klar, während die grosse Westwand des Mount Baker uns gegenüber im Abendlicht über dem Scott-Elliott-Pass erglühte. Wir waren glücklich über das schöne Wetter, das am Ruwenzori so selten ist und dem allein wir unseren schönen Erfolg zu verdanken hatten. In dem üblichen Nebel hätten wir unsere Ziele nicht erkennen und erst recht nicht besteigen können.

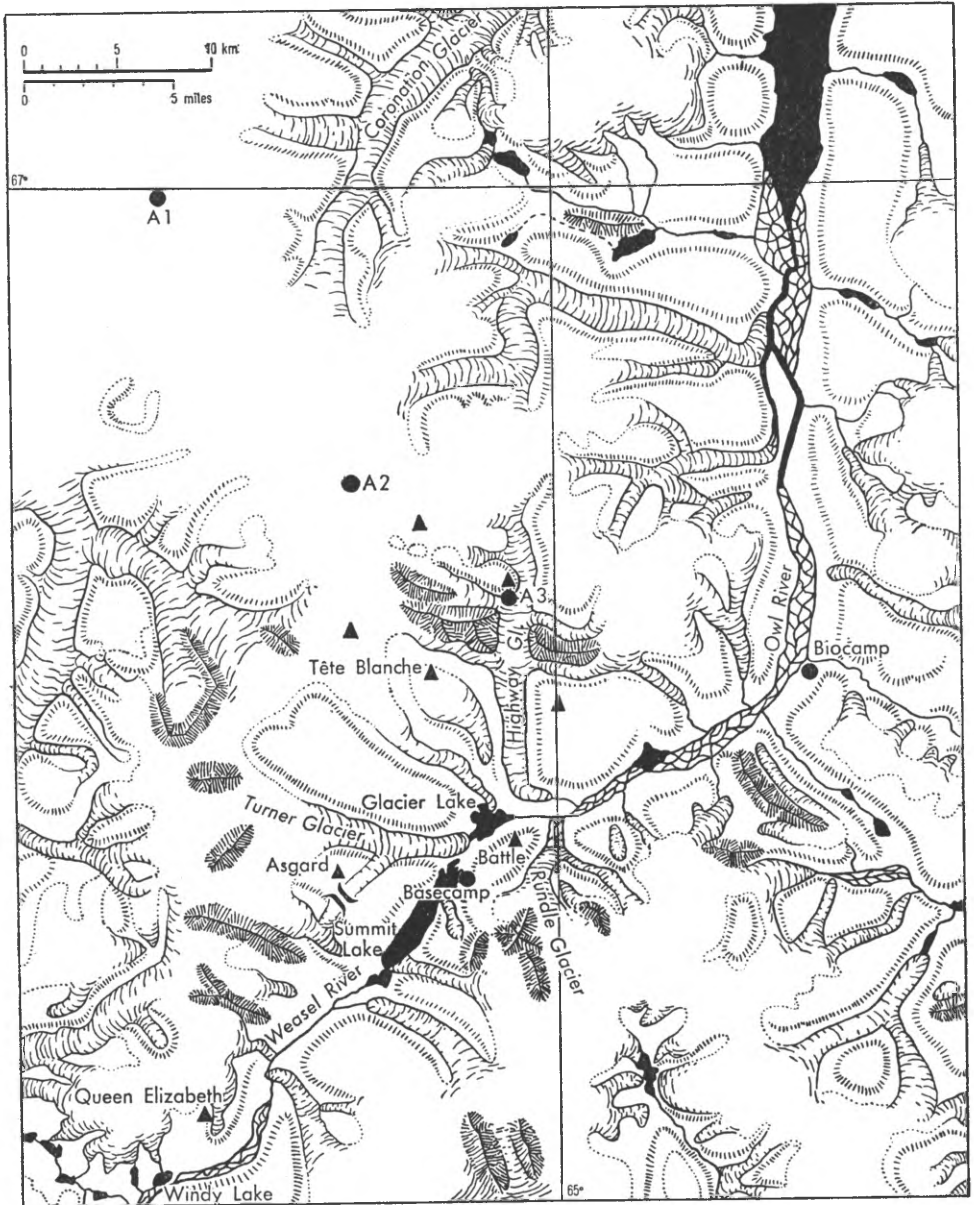
Wie durch ein Wunder war auch am nächsten Tage noch schönes Wetter. Firmin und Neylan mussten schleunigst nach Nairobi zurück, und ich wollte lieber sie begleiten, als mit den anderen oben bleiben. Ich hätte unbedingt noch zwei Tage Akklimatisation nötig gehabt, um irgend etwas Ernsthaftes als erster am Seil anzugehen, und ob das Wetter dann noch schön sein würde? Tatsächlich ballten sich schon die Wolken hinter uns zusammen, als wir gegen die Strasse hin abstiegen. Es ging steil zur Bujukuhütte hinunter und nach dem Lunch weiter nach Nymleju, wo wir um 18.30 Uhr ankamen. Ich muss ehrlich sagen, dass ich nach den Strapazen der letzten Tage ziemlich fertig war. Das Springen von einem Grasbüschel zum andern und das Hinunterstolpern auf dem mühsamen Pfad fiel mir recht sauer. Noch schlimmer war am nächsten Tage der Abstieg von über 1500 m und etwa 16 km Folterqualen mit andauerndem Bergauf und Bergab. Ich glaube, zwischen dem Gratlager und dem Beginn der Strasse gab es höchstens eine halbe Meile ordentlichen Weg und niemals mehr als 20 m hintereinander, wo man nicht ständig auf jeden Tritt aufpassen und jeden Augenblick bereit sein musste, mit Pickel oder Stock sich im Gleichgewicht zu halten. Unsere Träger aber rannten bergab mit kleinen leichten Schritten, ohne auch nur ein einziges Mal fehlzutreten. Für uns müde Männer war es eine rechte Geduldsprobe. Wir brauchten für den Abstieg kaum weniger Zeit als bergauf, obwohl es jetzt natürlich nicht so anstrengend war, und wir seltener rasten mussten. Alle drei hatten wir mehr als genug, als wir endlich das Auto erreichten. Eine Stunde verging noch mit dem Aufladen der Lasten und der Auszahlung der Träger. Bei Einbruch der Dunkelheit waren wir in Fort Portal, wo wir sofort Bier und, was noch nötiger war, Bäder bestellten.

Die Rückreise konnten wir jetzt mit Befriedigung antreten. Wir hatten ein so erstaunliches Wetterglück gehabt, dass unser ganzes Programm wie am Schnürchen in kürzester Zeit abgelaufen war. Die langen Meilen Fahrt vor mir machten mir

nichts mehr aus. Erst später tat es mir fast leid, dass ich gar keinen Regen erlebt hatte. Es war beinahe ein Betrug, diesen Alpdruck von Pfad nicht in seinem widerlichen Normalzustand gegangen zu sein. Und die Bakonjoträger hatten wir niemals in ihrem Element gesehen, wenn sie bei prasselndem Regen unter einem überhängenden Felsen ein Feuer anfachen mit Hilfe eines glühenden Zunders, den sie in dampfende Bananenblätter einwickeln. Jetzt fühle ich mich etwas zu alt für ernsthafte Bergtouren in grossen Höhen, aber vielleicht werde ich eines Tages doch noch einmal wiederkommen, um den Ruwenzori zu erleben, wie er wirklich ist – wenigstens bis zur obersten Hütte.

Als der Herzog 1906 seine grosse Expedition machte, gab es nur vage einheimische Namen für einige Berge, aber die oberen Partien waren unbewohnt und wurden nicht einmal von Jägern aufgesucht, so dass es keine lokale Nomenklatur gab. Der Herzog hatte daher freie Hand und benannte die sechs vergletscherten Gruppen der Ruwenzorikette nach grossen Forschern: Mount Stanley, Mount Speke, Mount Baker, Mount Gessi, Mount Emin und Mount Thomson. Die «Royal Geographical Society» lehnte den letzten Namen ab, weil Thomson nie in dieser Gegend gewesen war, und bestand darauf, dass dafür des Herzogs eigener Name eingesetzt werde; daher wurde diese Gruppe zum Mount Luigi di Savoia.

Als die einzelnen Gipfel jeder Gruppe an die Reihe kamen, wählte der Herzog für die höheren die Namen von Mitgliedern der britischen und italienischen königlichen Familien. Daher heisst der Kulminationspunkt des Ruwenzori in der Stanley-Gruppe Punta Margherita; Alexandra, Elena und Savoia sind nur wenig niedriger. Der höchste Gipfel von Mount Speke heisst Vittorio Emanuele, von Mount Baker Edward, von Mount Gessi Yolanda und von Mount Emin Umberto. Andere Gipfel wurden nach hervorragenden Wissenschaftlern und Forschern benannt. Die belgische Expedition 1932 setzte die königliche Tradition fort. Als sie die Erstersteigung des nördlichsten Gipfels der Stanley-Gruppe machte, benannte man ihn nach dem hohen Bergsteiger König Albert. Wir möchten diesen sinnigen Brauch weiterführen und schlagen für den von uns erstiegenen Gipfel den Namen «Elizabeth» vor, mit «Philip» direkt südlich davon. Die Erstbesteigung dieses Berges wird hoffentlich nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen – wahrscheinlich durch Mitglieder des «Mountain Club» von Uganda und über den noch unbetretenen Savoigletscher von der Kitandarahütte aus. Wir haben diese Gipfel und auch den Gletscher nicht etwa entdeckt; seit beinahe fünfzig Jahren waren sie für alle Besucher dieses Gebietes sichtbar – aber auf den Karten waren sie bisher nicht verzeichnet. Wir schlagen in diesem Jahre (1953) für den Gletscher den Namen «Coronation» vor.



DIE BAFFIN-ISLAND-EXPEDITION 1953

Einleitung von P. D. Baird

1952 genehmigte das «Arctic Institute» meine Pläne für eine zweite Expedition nach Baffin Island im nächsten Jahre, und wieder – wie 1950 – hatten wir die Ehre, dass die Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen mit uns zusammenwirkte. Diesmal war die Cumberland-Halbinsel als Arbeitsgebiet ausgewählt worden. Ich hatte das Programm im wesentlichen bereits vorbereitet, als ich 1950 auf der Barnes Ice Cap während einiger Sturmtage festgehalten war.

Die gesamte Cumberland-Halbinsel, ungefähr ebenso gross wie die Schweiz, ist Gebirgsland, mit kühngeformten Felsgipfeln und Plateaugletschern durchschnittlich 2000 m über Meereshöhe. Dieses Gebiet wurde zum ersten Male schon im Jahre 1585 von John Davis besucht, und manche von ihm benannte Örtlichkeiten finden sich noch auf den heutigen Karten. Erst dreihundert Jahre später drangen weisse Forscher in das Landesinnere vor, während die Küsten den Walfängern wohlbekannt waren, insbesondere Captain Penny, der den Hogarth Sound (Cumberland Sound) wiederentdeckte. Der deutsche Anthropologe Boas verbrachte das Jahr 1883/84 in diesem Gebiet. Er überschritt den Kingnaitpass, machte eine bemerkenswert genaue Karte hauptsächlich auf Grund von Beschreibungen der Eingeborenen und nannte das eisbedeckte Bergland westlich des Pagnirtungspasses «Penny Highland».

Als sich die «Hudson's Bay Company» und die «Royal Canadian Mounted Police» anfangs der zwanziger Jahre in Pagnirtung niederliessen, wurde der Pass von Winterpatrouillen begangen, denen er mit seinen Schwierigkeiten als Schlittenroute einen gehörigen Respekt einflösste. Ebenso erging es dem Biologen J. Dewey Soper 1924, der uns die erste genaue Beschreibung davon gab. Gruppen der «Geological Survey of Canada» unter Leitung von Weeks (1926/27) und Riley (1951) hatten die Küste des Cumberland Sound erforscht, aber das Landesinnere war grossenteils noch wissenschaftlich unbekannt.

Unsere Expedition hatte die Flugaufnahmen von 1948 und 1949 zur Verfügung, aber die Höhen kannten wir nur aus den offiziellen Schätzungen von 2400 bis 2600 m für die Penny Ice Cap und von 2100 m für verschiedene Erhebungen; dazu kam noch Sopers Angabe, dass die Passhöhe 400 m betrage.

1950 umfasste die Expedition des «Arctic Institute» ihre wichtigsten Ergebnisse auf dem Gebiet der Gletscherkunde, die im Forschungsprogramm des Insti-

tuts eine grosse Rolle spielte. Es war also nur folgerichtig, das andere grosse Inlandeis von Baffin Island zu erkunden, das höher war und in einem Gebiet grösserer Niederschläge lag, als die 1950 erforschte Barnes Ice Cap.

Wir wollten feststellen, ob auf der Höhe der Penny Ice Cap ein Firngebiet bestände; hier und an verschiedenen Stellen eines typischen zur Küste abfliessenden Gletschers sollten Studien gemacht werden. Aus praktischen Gründen wurde der Highwaygletscher gewählt, der gegen die Mitte des Pangnirtungspasses führt. An diesem Gletscher sollten Eisdicke und Strömungsgeschwindigkeit gemessen werden. Das ganze Passgebiet sollte geomorphologisch untersucht werden; hier konnten die Ergebnisse der jetzigen sowie der früheren Gletschertätigkeit beobachtet werden. Auch gab es Gelegenheit zu Studien an Bergschründen. Gemäss den Fähigkeiten und besonderen Interessen der Wissenschaftler sollte das Gebiet auch geologisch, botanisch und zoologisch bearbeitet werden.

Dreizehn Tonnen Expeditionsgut waren 1952 per Schiff zur Pangnirtungsiedlung versandt worden. Da das «Norseman»-Flugzeug des Institutes 1951 auf tragische Weise in Verlust geraten war, konnten wir es uns nicht leisten, ein Flugzeug während der ganzen Saison zur Verfügung zu haben. Wir benutzten eine «Norseman», die wir von arktischen Geschwadern in Churchill gechartert hatten, um die Expedition im Arbeitsgebiet abzusetzen, nachdem die Teilnehmer mit 4000 Pfund Material freundlicherweise von der «Royal Canadian Air Force» zur Frobisher Bay geflogen worden waren. Diese war uns auch gegen Ende der Expedition sehr behilflich, als ein «Canso»-Flugzeug der 408. Photo Survey Squadron vier Männer an Bord nahm, die unsere Station an der Ice Cap verlassen hatten und 45 km mit Schlitten bis zum offenen Wasser vorgestossen waren. Es brachte sie zum Standlager und beförderte dann noch viel schwere Ausrüstung zur Siedlung bei Pangnirtung.

Die «Norseman»-Maschine flog ungefähr 65 Stunden für die Expedition, 30 davon hin und zurück von ihrer Basis bei Churchill rund um das Fox Basin, 15 Stunden, um alle Teilnehmer in vier Flügen von Frobisher nach Pangnirtung zu transportieren, und 20 Stunden, um die Lager im Arbeitsgebiet einzurichten und die Mannschaft von Pangnirtung aus zu befördern. Diese lokalen Flüge waren am 26. Mai beendet; das Flugzeug war insgesamt nur drei Wochen von Churchill abwesend. Gunnar Ingebrigtsen, unser Pilot, kannte zwar die nördliche kanadische Tundra gut, war jedoch in steilem Berggelände Neuling; um so mehr verdient seine ausgezeichnete Arbeit hohes Lob. In diesen Wochen waren er und sein Mechaniker Dave Croal vollwertige Mitglieder der Expedition. Ich weiss kaum, wie ich am besten den Teilnehmern unserer Expedition für ihre erfolgreiche Mitarbeit meinen Dank aussprechen soll. Mit ganz besonderer Freude denke ich an die Tage zurück, die ich bei der Schweizergruppe verbracht habe, Tage inmitten der schönsten Berge, die ich je gesehen habe. Davon werden die Schweizer Expeditionskameraden selbst im folgenden berichten.

SEISMISCHE GLETSCHERUNTERSUCHUNG

Von Hans Röthlisberger

Geologen, Bodenforscher, Botaniker und Zoologen weisen mit Recht darauf hin, dass die Arktis nicht eine einzige immense Eiswüste darstellt. Doch spielen Eis und Schnee in der Polarforschung auch heute noch eine grosse Rolle. Es sind die Glaziologen, die sich mit dieser Materie abgeben. Zwar können wichtige Probleme der Glaziologie in den Gebirgen gemässigter Regionen viel einfacher gelöst werden, wo die Gletscher das ganze Jahr über bequem erreicht werden können. Dabei stehen zum Beispiel in der Internationalen Forschungsstation auf dem Jungfraujoch oder im Eidgenössischen Institut für Schnee- und Lawinenforschung Weissfluhjoch komfortable Wohngelegenheiten, Laboratorien und apparative sowie technische Hilfsmittel zur Verfügung. Es gibt aber genügend Probleme, die nur auf Expeditionen angepackt werden können, trotz all den Erschwerungen, die das mit sich bringt. Einmal sind viele Erscheinungsformen von Schnee und Eis vom Klima abhängig. Es ist zum Beispiel wesentlich, ob der Schnee zur Hauptsache im Winter oder im Sommer fällt. Ferner zeigen die Gletscher auffallend verschiedenes Verhalten, je nachdem die Hauptmasse des Eises eine Temperatur um den Gefrierpunkt oder einige Grade darunter zeigt. Den ersten Fall treffen wir in den Alpen (warme Gletscher); den zweiten häufig in der Arktis (kalte Gletscher). Ein weiterer Grund, die arktischen Gletscher zu untersuchen, liegt in den Grössenverhältnissen. Auch die grössten schweizerischen Gletscher sind verschwindend klein gegenüber den Eismassen manchenorts in der Arktis. Das lokale Klima grosser Vergletscherungen und die Art, wie bei verschieden gestaltetem Gelände ein Gebiet von Eis bedeckt ist, sind sicher Fragen, die an Ort und Stelle untersucht werden müssen, genau so gut wie die Bewegung der betreffenden Gletscher. Sind diese Fragen einigermaßen gelöst, so können Vermutungen darüber angestellt werden, wie es zu einer bestimmten Vergletscherung kam und wie sie sich bei einem gewissen Klima weiter entwickeln mag, was viel zum Verständnis der Eiszeit beiträgt. Eine wichtige Grundlage für viele derartige Forschungen ist die Kenntnis des eisbedeckten Geländes. Das könnte durch Bohrungen abgetastet werden, doch ist es einfacher, mit Hilfe der Seismik Angaben darüber zu machen.

Die wichtigste seismische Methode ist mit der Echolotung auf Schiffen zu vergleichen; sie wird als Reflexionsseismik bezeichnet. Durch eine Explosion werden

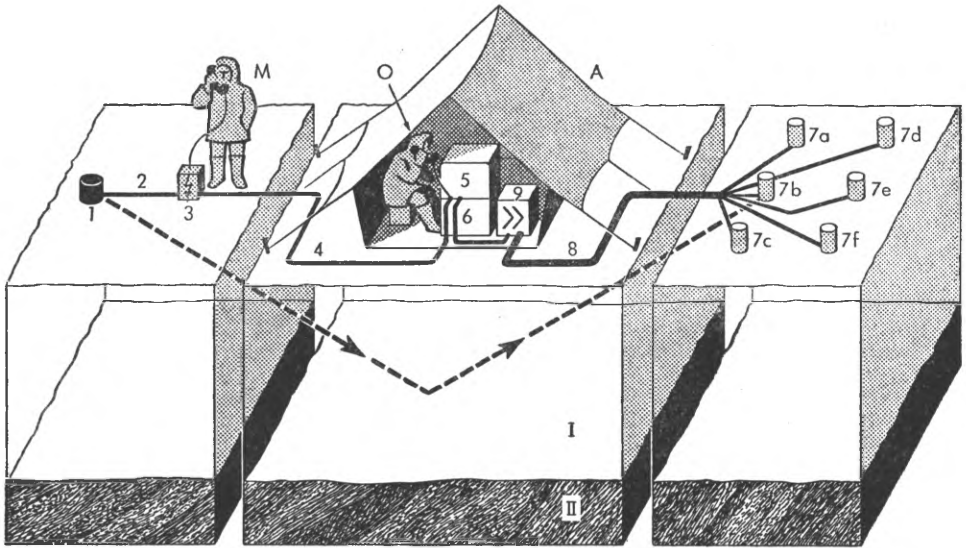


Fig. 1 : 1. Sprengladung mit elektrischem Zünder ; 2. Sprengkabel (80 m) ; 3. Sprengerät, daran angeschlossen ein Telefon ; 4. Telefonkabel (500-1500 m), dient auch zur Übermittlung des Augenblicks der Detonation ; 5. Registriergerät mit 16 Spiegelgalvanometern und Registrierkamera, dazu angeschlossen ein Telefon ; 6. Dunkelkammer zum Entwickeln und Fixieren ; 7. Mikrophone, auf Bodenerschütterungen abgestimmt ; 8. Mikrophonkabel (90-120 m) ; 9. Verstärkeranlage ; A = Apparatzelt ; O = Operateur ; M = Mineur ; I = Eis ; II = Fels.

Erschütterungen (Schallwellen) in den Gletscher geschickt, von denen bei günstigen Verhältnissen ein Echo von der Gletschersohle empfangen wird. Die Verhältnisse sind im Eis etwas komplizierter als im Wasser, weil sich in einem festen Körper mehrere Arten elastischer Wellen ausbreiten, die in einer Flüssigkeit nicht vorkommen. Es war eine der Hauptaufgaben unserer Schweizergruppe, die Dicke eines grossen Gletschers an verschiedenen Stellen zu messen.

Figur 1 zeigt schematisch, was zu der seismischen Apparatur gehörte, die auf der Cumberland-Halbinsel verwendet wurde. Dazu kamen als wesentliche Bestandteile Akkumulatoren und ein zugehöriger Generator mit Benzinmotor zum Laden sowie Vermessungsgeräte. Die Apparatur war von der «Magnolia Petroleum Company» in Texas extra zurechtgemacht und dem «Arctic Institute» geschenkt worden. Obschon es sich zum Teil um ausrangierte Geräte der Erdölprospektion handelte, verursachten sie sozusagen keine Störungen, waren aber mit 500-700 kg bedeutend schwerer, als sie bei Spezialanfertigung hätten sein können. Die Apparatur war so eingerichtet, dass im Prinzip zwei Personen damit arbeiten konnten, indem der «Mineur» das Sprengerät bediente, der «Operateur» im Zelt die Verstärker und das Registriergerät ein- und ausschaltete und die Entwicklung der Registrierfilme besorgte. Angenehmer war es aber, zu dritt oder zu viert

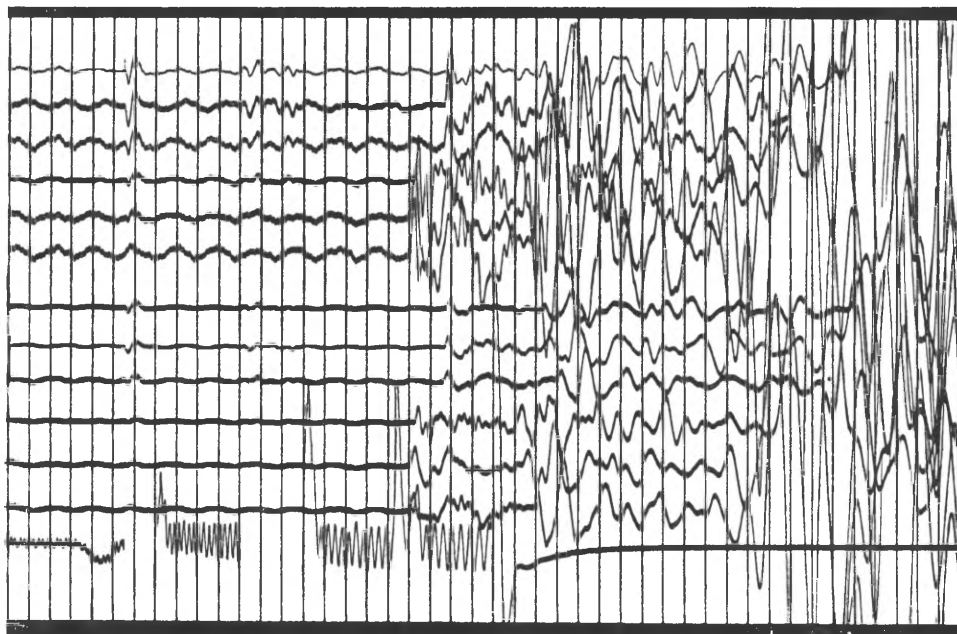


Fig. 2 :

▲
a

▲
b

▲
r

▲
c

zu arbeiten. Die eigentliche Aufnahme von Seismogrammen wickelte sich innert einer Sekunde ab. Nachdem sich die beiden Bedienungspersonen telephonisch verständigt hatten, dass die Ladung angebracht war und im Apparatzelt alles klappte, setzte der Operateur den Kameramotor für eine Sekunde in Gang. Durch Zählen am Telephone gelang es fast immer, dass der Mineur die Explosion wenige Zehntelsekunden nach dem Start des Motores auslöste und dass die Ankunft der Bodenerschütterungen richtig in der Registrierung festgehalten wurde.

Figur 2 zeigt ein typisches Seismogramm, wie es der Operateur aus der Dunkelkammer herausnehmen konnte, nachdem er es in einigen Minuten entwickelt und fixiert hatte. Die oberen zwölf Linien zeichnen von links nach rechts auf, wie die sechs Mikrophone im Verlaufe der Zeit erschüttert wurden; die unterste Linie gibt dort, wo sie abreisst (a), den Zeitpunkt der Explosion an. (Die ersten und die zweiten sechs Linien registrieren die selben sechs Mikrophone mit verschiedener Verstärkung des vertikalen Ausschages.) Das geht alles sehr schnell, zwischen zwei vertikalen Linien verstreicht bloss eine Hundertstelsekunde. Im vorliegenden Fall hat es etwa $13\frac{1}{2}$ hundertstel Sekunden (also nicht ganz $\frac{1}{7}$ Sekunde) gedauert, bis die Erschütterung vom Sprengpunkt über eine Strecke von 500 m bis zu den drei zuunterst registrierten Mikrophenen gelaufen ist (a-b). Das ent-

spricht einer Geschwindigkeit von fast 4 km je Sekunde, während bekanntlich die Schallwellen in Luft nicht viel mehr als 300 m je Sekunde zurücklegen. Wenn der Operateur den Knall der Explosion hört, ist die Registrierung schon abgeschlossen. Die Mikrophone zeichnen die Lufterschütterung zwar auch auf, aber erst viel weiter hinten auf dem Film. Die zweite Reihe von drei Mikrophenen (in Fig. 1, Nr. 7d, e, f) steht 60 m weiter vom Schusspunkt weg und wird andert-halb hundertstel Sekunden später erschüttert. Die erste Erschütterung klingt rasch ab, wird aber bald von weiteren, verschieden starken Bewegungen gefolgt. Die Stellen, «wo etwas Neues passiert», sind in den Seismogrammen mehr oder weniger deutlich zu erkennen, man nennt sie Einsätze. Der erste Einsatz (b) gehört zur Druckwelle, die direkt von der Explosion durch das Eis zu den Mikrophenen läuft, der zweite (r) zur Reflexion (Echo), und der Einsatz der sehr starken Erschütterungen (c) gibt die Ankunft der Scherungswelle und besonderer Wellen, die der Gletscheroberfläche entlanglaufen, bekannt.

Der Einsatz des Echos (Reflexionseinsatz) wird gebraucht, um den Gletscher-untergrund zu ermitteln. Ein einziges Mikrophon könnte dabei genügen, wenn der Gletscher wie in Figur 1 eine überall gleich dicke ebene Platte wäre. Dass mit komplizierteren Verhältnissen zu rechnen ist, beweist das Seismogramm (Fig. 2). Während die direkte Welle gleichzeitig bei den drei in einer Reihe stehenden Mikrophenen (in Fig. 1, Nr. 7a, b, c, bzw. d, e, f) ankommt, trifft die Reflexion verschieden rasch ein. Die Reflexionseinsätze liegen nicht senkrecht, sondern schräg untereinander. Die Mikrophonreihen verlaufen in diesem Fall quer zum Gletscher, während die Profilachse durch die beiden mittleren Mikrophone und den Sprengpunkt längs dazu liegt. Da in beiden Reihen das Echo bei einem der äusseren Mikrophone zuerst anlangt, am andern Ende der Reihe zuletzt, muss es, auf die Profilachse bezogen, von der Seite her eingetroffen sein. Die Reflexion hat also nicht auf dem eigentlichen Talboden, sondern an der (hier nur schwach geneigten) Talwand stattgefunden, mit andern Worten ausgedrückt hat die Apparatur seitlich von der tiefsten Talrinne gestanden. Die Stelle, von der das «Echo» erfolgt, lässt sich ermitteln. Bei sehr grosser Eisdicke kann dicht bei den Mikrophenen gesprengt werden; wenn das Echo ankommt, hat sich die Oberfläche genügend beruhigt, damit sein Einsatz erkannt werden kann. Lässt sich die Eisdicke nicht nach Kilometern messen, so geht das nicht. Die Mikrophone müssen dann so weit von der Sprengung entfernt werden, dass die «langsamen» Scherungs- und Oberflächenwellen erst nach der Reflexion bei ihnen eintreffen. Das bedeutet, dass mindestens anderthalbmal so lange Kabel ausgelegt werden müssen, als der Gletscher dick ist.

Das Prinzip der Reflexionsseismik ist einfach; um aber ein gutes Seismogramm zu erhalten, ist oft sehr viel Geduld nötig. Die Sprengladung muss richtig dosiert sein, was am Anfang längere Zeit des Experimentierens erforderte. Auch später



waren die Aufnahmen gelegentlich unbrauchbar, weil die Explosionen zu schwach oder aber viel zu stark waren. Grössere Ladungen von einigen hundert Gramm Dynamit bis über 1 kg wurden lediglich aufs Eis gelegt, und nur in Spezialfällen wurden Patronen unter 100 g in kurzen Bohrlöchern geladen. Sprengstoff war nämlich reichlich vorhanden, Arbeitszeit zum Löcherbohren hingegen weniger.

Nach der Schneeschmelze störten uns die vielen Schmelzwasserbäche, die über den Gletscher strudelten, oft stark, indem sie weit herum Erschütterungen verursachten. Die Schwierigkeiten solcher Art wirkten aber im Grunde nicht belastend. Einmal begann ein Gletscherbeben, wohl hervorgerufen durch eine in der Nähe aufspringende Gletscherspalte, eine Zehntelsekunde vor unserer Aufnahme die Mikrophone zu schütteln; ein anderes Mal riss in der Schmelzperiode ein durch den Schnee brechender Gletscherbach 300 m Kabel mit sich fort. Doch solche Zwischenfälle liessen sich leicht verschmerzen, brachten Abwechslung. Wirklich auf die Probe wurde unsere Ausdauer durch all das gestellt, was vor und nach dem «Schiessen» seismischer Profile kam, das Kabelrollen und der Transport, das mühsame Bepacken der Schlitten, ihr Ziehen, Schieben und Stossen, das Abladen, Tragen, wieder Bepacken. Mehr als ein Viertel der gesamten Arbeitstage, die wir auf die Seismik verwendeten, galten dem Transport; dabei waren die Transporttage weder die kürzesten noch die bequemsten. Ich bewundere meine Kameraden,

wie sie sich selbst immer wieder in das strenge Tagewerk einspannten, ohne vorher eine persönliche Beziehung zur Seismik besessen zu haben. Wenn sie es heute zu einer solchen gebracht haben, so wird sie mehr auf der Erinnerung an Muskelkater und wundte Rücken beruhen als auf der Bewunderung für die Wissenschaft, die es ermöglicht hat, elegant durch elastische Wellen den Untergrund eines Gletschers abzutasten.

Wir vier Schweizer begannen mit der seismischen Arbeit am 27. Mai in einem flachen Gletscherpass auf 1930 m Höhe, wohin uns der «Norseman» mit einer guten Tonne Material im Verlaufe der vorhergehenden Woche gebracht hatte. Die Stelle erhielt die Bezeichnung A₂, für Teilnehmer einer früheren Baird-Expedition ohne weiteres als zweites Gletscherlager deutbar. Von A₁, dem meteorologisch-glaziologischen Hauptlager, trennten uns «nur» noch 25 km gletscherüberdecktes Hügel- und Tafelland mit zwei flachen Einsattelungen. Wir wussten von ein paar schönen Tagen am Anfang her, dass uns in A₂ stets eine höchst eigenartige Aussicht erwartete: ein unabsehbares Meer von Schneekuppen und verwächten Gräten, darunter schroffe Felsen, die ein reich verzweigtes Netz von tiefen Gletschertälern flankieren (Tafel 40A). Doch im tagelangen Wechsel von Nebel, Schneefall und Schneetreiben ging selbst die Erinnerung an die Aussicht fast verloren. Es schneite nicht sehr viel, aber von angewehem Schnee wurden uns zwei kleine Everestzelte erdrückt, die wir dummerweise etwas versenkt aufgestellt hatten. Gewitzigt schaufelten wir den Schnee rings um die grossen Zelte möglichst weg. Bei solchem Wetter in Temperaturen um -15° C gaben wir uns bis zum 5. Juni so gut es ging mit Seismik ab. Reflexionen konnten wir keine erkennen, weil die Vergletscherung des Passes zu wenig dick ist und die Firnlage auf dem Eis die Wellen stark dämpfte. Mit einer andern seismischen Methode stellten wir immerhin fest, dass die Passhöhe von etwa 200 m Eis und Schnee überdeckt ist.

Unsere Hauptaufgabe bestand in Sondierungen auf einem der grossen Talgletscher, der später den Namen Highwaygletscher erhielt. Er ist von den Ausmassen des Aletschgletschers, aber weniger verschrundet.

Vom 6. bis zum 11. Juni transportierten wir unser Gepäck von gut einer Tonne über einen 10 km langen Hauptarm des Highwaygletschers hinunter, vom Pass aus nach Ost-südosten (im Zentrum von Tafel 40A), um nachher auf dem «Konkordiaplatz» zu arbeiten, der Stelle, wo sich der Gletscher mit zwei weiteren Eisströmen vereinigt und nach Süden abbiegt. Wir schlugen das neue Lager A₃ auf einer sonnigen Moräne oberhalb des «Konkordiaplatzes» auf und wohnten dort fast einen Monat lang. Das Zelt stand am Fusse eines markanten Felsturms, sicher

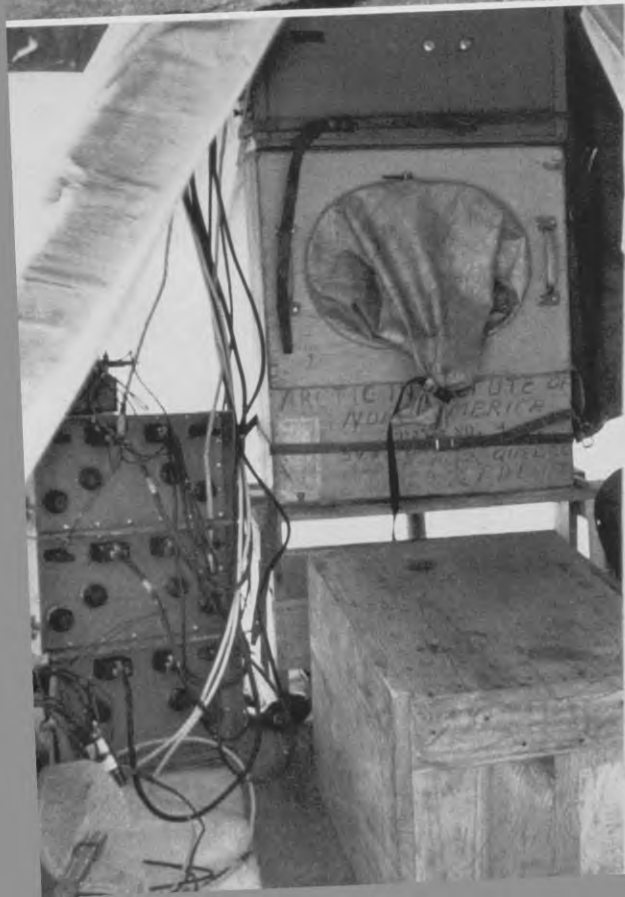
Tafel 33: Colonel Baird prüft die Traglast des für den Landtransport zur Wurst gerollten Schlauchbootes der Expedition.

Tafel 34: Oben: Das Lager A₃ auf dem «Konkordiaplatz» des Highwaygletschers. Unten: Der Mineur löst durch Drehgriff am Kontaktapparat die Sprengung aus.









zwischen der Mündung einer Steinschlagrunse und der Stelle, wo jeden Morgen die Eiszapfen zerschellten, die aus der Wand des Turmes herunterstürzten. Doch war es möglicherweise die malerische Lage von A₃, die alle unsere Gäste und die Passanten vom Basislager nach A₁ noch mehr beeindruckte als die anfängliche Furcht. Als uns die Nachricht vom Blütenmeer des Biologenlagers erreichte, verliess uns Schwarzenbach.

Der Sommeranfang machte sich auf dem «Konkordiaplatz» vor allem durch nasse Füsse bemerkbar oder am Morgen früh durch eingefrorene Kabel. Wir blieben in A₃ bis am 7. Juli und brachten bei schlechten Schneebedingungen die Apparatur ein Stück weit den Hauptgletscher (Highwaygletscher) hinunter. Es war Zeit, die Arbeit zu unterbrechen, um im August auf aperem Eis weiterzufahren. Vom 29. Juli bis 9. August führten wir an verschiedenen Stellen des unteren Highwaygletschers die Sondierungen weiter, und am 13. August konnte die Apparatur auf dem Summitlake in das Flugboot der RCAF verladen werden, nachdem sich alle im Basislager Anwesenden am Endtransport beteiligt hatten. Das Gummiboot in Tafel 33, das leck war, konnte mit Hilfe von drei Luftmatratzen für diesen Transport flottgemacht werden.

Die Resultate erfordern eine langwierige Auswertung. In groben Zügen hat sich aber bald gezeigt, dass der Highwaygletscher am «Konkordiaplatz» 400 m dick ist und gegen die Zunge zu ziemlich gleichmässig abnimmt. Sein Querprofil ist asymmetrisch mit der tiefsten Rinne westlich der Talmitte. Unter dem «Konkordiaplatz» ist *kein* deutliches Bassin zu erkennen, wie das an Vereinigungsstellen grosser aktueller und verschwundener eiszeitlicher Gletscher in den Alpen häufig zu finden ist, so zum Beispiel auch unter dem Konkordiaplatz des Jungfraugebietes. Es scheint ferner, dass die Zunge, die bis ins Tal des Pangnirtungspasses reicht, im Gebiet dieses Tales einer mächtigen Schuttmasse aufliegt, die bis über die Passhöhe hinüber reichen dürfte. Dieses letzte Resultat ist vor allem für den Morphologen wichtig, dessen Aufgabe es war, die Entstehungsgeschichte des Pangnirtungspasses vom Nord- bis zum Süd-Pangnirtung-Fjord zu untersuchen. In der gleich guten internationalen Zusammenarbeit, die während der Expedition geherrscht hat, können die Ergebnisse von den Expeditionsteilnehmern verschiedenster Fachrichtung voll ausgeschöpft werden. Auf dem Highwaygletscher hat der englische Glaziologe W. H. Ward Messungen der Abschmelzung, der Eistemperatur in Bohrlöchern und der Fliessgeschwindigkeit des Gletschers ausgeführt, die, mit der Eisdicke in Beziehung gebracht, Schlüsse zum Beispiel auf die Temperatur an der Gletschersohle und das mechanische Verhalten des Eises erlauben.

Tafel 35: Nach Drehung des Handgriffes stäubt die Sprengwolke auf, die Erschütterung als Ursprung der zu messenden Schallwellen ist ausgelöst.

Tafel 36: Oben: Die Zusammenschaltung der Mikrophonkabel vor dem Zelt. Unten: Rötblisberger prüft ein eben im Zelt entwickeltes Seismogramm.

CUMBERLAND — EIN TRAUMLAND FÜR BERGSTEIGER

Von Jürg Marmet

Am frühen Morgen des 25. Mai 1953 startete Colonel P. D. Baird mit drei Mitgliedern, unter denen auch ich mich befand, in Pangnirtung zu einem Rekonoszierungsflug über das vorgesehene Expeditionsgebiet.

Dichte Nebelbänke hingen von den Bergen herunter und hüllten alles in schweres Grau. Bald lag das Eis des Fjordes zwischen schwarzen Ufern uns zu Füßen. Eines unserer Hochlager, das schon am 16. Mai auf der höchsten Kuppe des Inlandeises errichtet worden war, meldete uns durch das Radio wolkenloses Wetter. Die beiden Piloten hoben ihre Maschinen in die Höhe. Wolken jagten an uns vorbei; kaum noch drang ein Blick frei nach unten.

Auf einmal wurde es hell; über uns wölbte sich ein tiefblauer Himmel, und unter uns erstreckte sich ein unendliches Meer von Wolken. In weiter Ferne, am Horizont, kaum von den schneeweissen Wolken sich abhebend, lag in flachen, langezogenen Formen die Eiskappe.

Bergspitzen tauchten auf; einige von täuschender Ähnlichkeit mit bekannten Gipfeln unserer Alpen, andere von nie gesehener Form und Gestalt. Einige Minuten später befanden wir uns inmitten einer grossartigen Bergwelt. Geblendet vom zurückgestrahlten Licht der vielen Gletscher- und Firnkessel spähten wir durch die kleinen Fenster unserer Maschine in die Tiefe. Wie Gerüste erhoben sich zwischen den weissen Schneeflächen die Berggrate und Spitzen. Sie sind von hohen, meist senkrechten Felswänden flankiert. Zweimal überflogen wir eine etwa 400 m hohe, senkrechte Granitmauer, deren Basis kaum 100 m breit sein dürfte und die zwei riesige Gletscherkessel voneinander trennt. An den beiden Enden dieser Mauer stehen zwei eisbedeckte Pfeiler, die zu den höchsten Gipfeln des Berglandes gehören.

Im Süden erhob sich ein mächtiger, vulkanähnlicher Berg aus dem Wolkenmeer. Majestätisch ragt der Mount Queen Elizabeth hoch über seine umgebenden Satelliten hinaus. Es ist der zweithöchste Berg Baffinlands, übrigens nur 18 m niedriger als sein unscheinbarer Konkurrent.

Dann umkreisten wir einen riesigen Felsturm mit 1000 m hohen, senkrecht abfallenden Wänden. Seit jeher fesselte der Anblick dieses Turmes die vorüberfliegenden Piloten. Uns blieb es schliesslich vorbehalten, ihm einen Namen zu

geben und ihn zu besteigen: Mount Asgard (Thron der Götter). Wie fast alle hohen Berge trägt sein felsiger Gipfel eine mächtige Eiskrone.

Nicht weit vom Asgard ragt eine etwa 700 m hohe Felswand in den Himmel, wovon die obersten 300 bis 400 m in einer Linie überhängen und in einer vorgelegten Spitze enden.

Das Bergland, dessen einen Teil wir an diesem Tag überflogen, zieht sich in nordsüdlicher Richtung durch ganz Baffinland und fällt auf der Cumberland-Halbinsel ins Meer ab. Nach Westen zu verflacht sich das Gebirge und läuft in einer Ebene mit grossen Seen und Sümpfen aus. Die eisfreien Felsen zeigen meist granitähnliches Gestein und haben dieselben Vor- und Nachteile, wie wir sie aus der Schweiz und aus dem Mont-Blanc-Gebiet kennen. Im allgemeinen unterscheidet sich das Bergsteigen in arktischen Bergen nicht von dem der Alpen. Die Technik und die Routenwahl richten sich nach denselben Gesichtspunkten. Zwei grosse Vorteile aber hat die Arktis: Einmal scheint im Sommer die Sonne 24 Stunden im Tag. Was das für Bergsteiger heisst, werden alle verstehen, die auf einer Bergtour in die Nacht geraten sind. Zweitens ist man bei diesen Bergtouren ganz allein. Niemand löst Steine, die auf eine andere Partie fallen; niemand schimpft in den Felswänden herum. Die Gipfel sind frei von Konservenbüchsen und Fruchtschalen, und die Allesbesserwisser und die lauten Berghelden, die nur allzu oft unsere Alpen bevölkern, fehlen.

Im Verlaufe des Sommers wurden acht Gipfel des Expeditionsgebietes bestiegen. Als schweizerischer Bergführer hatte ich dabei Gelegenheit, an allen Grosstouren teilzunehmen.

Der höchste Berg, die Tête Blanche (2156 m), wurde am 29. Juni von Röthlisberger, Weber und mir erstiegen.

Alle vier Schweizer, also auch Schwarzenbach, erkletterten am 13. Juni den Mount Asgard (2011 m), den imposanten Felsturm, der nur mit künstlichen Hilfsmitteln und in sehr schwieriger Kletterei zu ersteigen war.

Zusammen mit Expeditionsleiter Colonel P. D. Baird bestiegen wir den Mount Queen Elizabeth (2138 m), den zweithöchsten und wohl schönsten Berg des Gebietes. Der Aussichtsberg (1348 m), an dessen Fuss unser Basislager stand, wurde wohl von fast allen Expeditionsmitgliedern bestiegen. Zum Gedenken an unseren Kameraden Ben Battle, der am 13. Juli in der Nähe des Basislagers seinen Tod fand und dessen Grab von diesem Berg bewacht wird, nannten wir ihn Mount Battle.

Am 27. Juni erkletterten Röthlisberger, Weber und ich einen hohen Felsturm unmittelbar über dem Lager A 3, der uns ein vollständiges Bild des Highway-gletschers von der Eiskappe bis hinunter an seinen Fuss vermittelte.

Im Alleingang bestieg ich am 5. August einen auffallenden Berg (ca. 2080 m hoch) östlich des Lagers A 3, der den nördlichen Talabschluss des Süd-Pangnirtung-Tales dominiert.

Weitere zwei Berge wurden von uns erstiegen, wobei das Ziel aber nicht in der Besteigung, sondern in der Ausführung einer Arbeit lag. So bestieg Weber einen Schneeberg (ca. 2100 m) östlich von Lager A 2 zum Filmen der Mitternachts-sonne, und ich war auf einer Schneekuppe (ca. 2120 m) südlich A 2 zur Ausführung von Vermessungsarbeiten.

Tête Blanche (2156 m)

Der höchste Berg des Expeditionsgebietes und wohl auch ganz Baffinlands trägt den Namen Tête Blanche. Dieser Name stammt nicht von ungefähr, denn es handelt sich um eine grosse, von der Eiskappe isolierte Kuppe. Auf der Ostseite verjüngt sich die Kuppe zu einem Gletscher, der weit ins Tal hinunterfliesst, und auf der Süd- und Nordseite fallen Felswände etwa 600 m in die Tiefe, die an ihrem Schnittpunkt einen wundervoll geschwungenen Grat bilden. Dieser Grat hatte uns Schweizer von Anfang an angezogen, noch bevor wir überhaupt wussten, dass die Tête Blanche der höchste Berg ist. Lange warteten wir auf gute Wetterverhältnisse. Doch als die Sonne endlich die Wolken zu verdrängen vermochte, fanden wir im Augenblick keine Zeit zu seiner Besteigung.

Erst gegen Ende Juni, als die Schneeschmelze die seismischen Arbeiten unten im Tal erschwerte, fassten wir unseren Plan. Eine Vermessungstour auf einem der Tête Blanche benachbarten Gipfel vermittelte uns klaren Einblick in die geplante Aufstiegsroute. Am 29. Juni 1953 war es endlich soweit.

Frühmorgens, um 2 Uhr, schnallten Röthlisberger, Weber und ich die Sommerskier an, querten den Highwaygletscher und bogen in einen kleinen Seitenarm ein. Zweieinhalb Stunden später standen wir in einem weiten Sattel und traverstierten nun über flache Brücken und Eiskuppen um einen Talkessel herum an den Fuss des Grates, der uns zum Gipfel führen sollte. Weber und Röthlisberger filmten ab und zu, während ich meine defekte Kamera schüttelte und auf ein Wunder hoffte.

Stetig stiegen wir höher, bis uns ein steiler Grataufschwung zum Anhalten zwang. Doch wir hatten Glück: die Schnee- und Eisverhältnisse waren ausserordentlich gut, und es gelang uns, die Steilstufe ohne allzuviel Stufenschlagen zu überwinden. Nun führte der scharfe Grat uns dem Gipfel entgegen. Noch hatten wir einige Felsen zu überklettern, dann betraten wir die grosse Eiskuppe, deren höchsten Punkt wir um 12 Uhr mittags erreichten.

Tafel 37: Im Vordergrund der Granitturm des Mount Asgard (2011 m), im Hintergrund unbekannte Berge östlich des Süd-Pangnirtung-Tales. Blickrichtung aus Nordwesten.

Tafel 38: Teleaufnahme des Mount Asgard vom Fusse des Highwaygletschers aus. Die Besteigung wurde aus dem Taleinschnitt hinter dem Turm angesetzt.

Tafel 39: In der Gipfelwand des Mount Asgard. Weber steigt in den obersten Kamin ein. Tiefblick nach Westen.









Die Luft war klar, die Sicht schien unbegrenzt. Nur im Süden lagen einige Wolkenbänke, und während ich noch mit dem Theodoliten Bergspitzen einmass, flogen diese Wolken heran und überfielen uns mit Nebel und Schnee. Schnell eilten wir den Grat hinunter, tasteten uns vorsichtig im dichtesten Nebel über die Schneekappe zurück in den Sattel. Immer schwerer wurde der Schnee, es regnete, und allzuoft versanken wir mit den Skiern an den Füssen bis über die Knie. Um 19 Uhr erreichten wir endlich wieder unser Lager, müde und abgekämpft, aber zufrieden und glücklich.

Mount Asgard (2011 m)

Röthlisberger schreibt im 48. Jahresbericht des Akademischen Alpenklubs Bern: «Unter den auffallenden Gipfeln stand von Anfang an einer an unbestritten erster Stelle: Asgard. Der isolierte Felsturm mit Schneekrone ist seit jeher von den Piloten bemerkt worden, die das Gebiet beflogen, und ebenso haben die Weissen davon erzählt, die bei guter Sicht mit den Hundeschlitten durch den Pangnirtungpass zogen. Auf drei Seiten steigen glatte Felswände 1000 m unglaublich steil empor und enden in einem 50 bis 100 m breiten Gipfelplateau. Auf der vierten Seite hängt Asgard mit dem Nachbargipfel zusammen, doch fällt er auch hier 150 m in fast senkrechter Wand zur Scharte hinab. Wenn nicht sein Ruf und die Einmaligkeit eines Asgard gewesen wären, wir hätten vielleicht die Besteigung gar nicht versucht. Sie stand von der Zeit der ersten Planung bis kurz vor der Beendigung ständig im Zeichen schwankender Stimmungen: eventuell möglich – unmöglich – möglicherweise möglich. In diesem Aufundab hatten wir vom Flugzeug aus den Berg betrachtet, mit diesem Leitmotiv führten wir die Unterhaltung während des stundenlangen Anmarsches über den Gletscher.»

Am 13. Juli wagten wir nun doch einen Versuch. Morgens, um 2.30 Uhr, verliessen wir unser Basislager und steuerten unentwegt unserem Ziel zu. Grosse Auswahl in Aufstiegsrouten hatten wir nicht. Ein einziger Weg lag im Bereich der Möglichkeit. Entweder ging dieser Aufstieg, oder er ging eben nicht. Über Eisabbrüche, Felsrippen und Schneefelder arbeiteten wir uns unter die Scharte empor, wo eine senkrechte, teilweise leicht überhängende Stufe den direkten Anstieg in die Lücke versperrte und uns zu einem Quergang weit in die Wand hinaus zwang. Überall tropfte Wasser, sammelte sich in Spalten, Flechten und Moos und plätscherte über Felsvorsprünge in die Tiefe. Schliesslich erlaubten Risse und Bänder wieder das Vordringen in der Fallinie bis auf die Gratkante und über diese zurück in die Scharte.

Tafel 40: Oben: Flugbild des Highwaygletschers von Westen. Unten: Blick vom Basislager auf den Turner-Gletscher; diesen Gletscher hinauf führte der Anmarsch zum Mount Asgard.

Im alten *Urner Führer* steht in einer Routenbeschreibung über den Salbitschyn: «Hier beginnt die Kletterei mit vollem Ernst.» Diese lakonische Bemerkung kam uns beim Betrachten der nun folgenden Stufe in den Sinn und verliess uns bis auf den Gipfel nicht mehr. Denn was nun folgte, waren schmale Risse und griffarme Kamine, Überhänge und Platten, wohlgemischt und von rieselndem Wasser bespült. Zum guten Glück ermöglichten horizontale Bänder nach jeder Steilstufe ein Verschnaufen und gute Sicherung. Sonst wären wir wohl kaum mit so wenig Haken ausgekommen. Die grosse, etwas ungewöhnliche Überraschung erwartete uns aber kurz vor dem Gipfelplateau. Ein Bächlein sprang munter sprühend in einem kurzen Kamin von Stufe zu Stufe, von Stein zu Stein, und verlor sich schliesslich in der 800 m lotrechten Westwand. Doch hier mussten wir wohl oder übel durch. Ein mitten im Sprühregen geschlagener Haken mit Trittschlinge half uns rasch in die Höhe, und um 6 Uhr abends standen wir auf der Schneekrone des Gipfels. Voll Freude blickten wir in die Tiefe, hinunter zum Basislager, nicht ahnend, dass zur selben Zeit einem unserer englischen Kameraden die letzte Lebensstunde schlug.

Vor der Nacht brauchten wir uns jetzt nicht zu fürchten. In aller Ruhe seilten wir über die Aufstiegsroute ab zum Einstieg zurück. Wie wir uns 26 Stunden nach unserem Aufbruch, kurz vor der Rückkehr ins Lager, nochmals umwandten, leuchtete unser Berg wieder im warmen Rot des aufsteigenden Lichtes.

Mount Queen Elizabeth (2138 m)

Wenn man Luftaufnahmen vergleichen will und sich nicht gleich zurechtfindet, dann sucht man vorteilhaft nach Anhaltspunkten, die auf allen Aufnahmen leicht zu erkennen und zu finden sind. Dies ist eine alte Regel. Doch ist es lange nicht immer so leicht, einen Merkpunkt zu finden, wie auf den Luftphotographien der Cumberland-Halbinsel, denn immer und immer wieder sieht man einen bestimmten Berg, der alle in seiner Form, Lage und Höhe übertrifft, nämlich den Mount Queen Elizabeth. So ist es nicht erstaunlich, dass der Expeditionsleiter, Colonel Baird, schon Jahre zuvor diesen Berg für eine Besteigung ins Auge gefasst hatte. Auch wir Schweizer beschäftigten uns gleich von Anfang an mit den Besteigungsmöglichkeiten dieses Berges. Und als wir dann zum erstenmal um seinen Gipfel kreisten, da war es eines jeden Wunsch, einmal auf dieser Eiskrone zu stehen; leider ging er nicht allen und den wenigen nur im letzten Augenblick in Erfüllung. Wir hatten uns vorgenommen, unsere Arbeit im Juli für eine Woche zu unterbrechen und diesen Gipfel von einem Hochlager aus anzugehen. Zu Beginn der Expedition wurde in unmittelbarer Nähe ein Lebensmitteldepot in 1430 m Höhe auf ein Gletscherplateau abgesetzt, von wo aus wir einen Angriff über den eindrucksvollen Nordwestgrat planten. Bei schönstem Wetter stiegen Colonel Baird,

Röthlisberger, Weber und ich an einem heissen Julitag zu diesem Depot auf. Über Nacht schlug das Wetter aber um, und während fünf Tagen bestand unsere Aussicht nur aus Nebel, Schnee und Regen. Schliesslich hatten wir das Warten bei den engen Platzverhältnissen satt und stiegen wieder ins Basislager ab.

Wir wollten aber die Besteigung nur verschieben. Doch die wissenschaftliche Arbeit beanspruchte uns alle laufend bis zum letzten Tag, bis zur Aufhebung des Basislagers. Schliesslich sahen wir uns gezwungen, die Besteigung während des Abtransportes des Lagermaterials unterwegs zum Süd-Pangnirtung-Fjord auszuführen und mussten den 24. oder 25. August als Angriffsdatum festlegen. War es dann schön, hatten wir Glück; regnete oder schneite es, mussten wir wohl oder übel verzichten.

Wir hatten Glück. Die Woche zum 24. August regnete und schneite es im Basislager fast ununterbrochen. Doch am Morgen des 24. brach ein wolkenloser Tag an, und mit den Feldstechern stellten wir fest, dass unser hohes Ziel grösstenteils vom Schneefall verschont geblieben war. Mit riesigen Rucksäcken beladen, verliessen Colonel Baird und ich zum letzten Male das Basislager. Nebst unserem persönlichen Material und unserer Bergausrüstung schleppten wir auch einen Teil des Lagermaterials mit. Wir beabsichtigten, unseren Angriff durch ein steiles Couloir auf der Ostseite des Berges zu versuchen. Einmal auf den steilen Firnfeldern unterhalb des Gipfels angelangt, erwarteten wir keine wesentlichen Schwierigkeiten mehr. Doch niemand von uns hatte bis dahin je Gelegenheit gehabt, den Aufstieg bis dorthin näher zu rekognoszieren. Noch bevor wir den Fuss des Couloirs erreichten, drückten uns unsere Rucksäcke buchstäblich in den Boden und das weiche Moos, so dass wir, wollten wir nicht allzusehr ermüden, unser Lager verfrüht aufstellen mussten.

Der folgende Tag erstrahlte im selben Glanz wie der Vortag. Spannungsgeladen, wie es bei einer Erstbegehung immer ist, stiegen, besser gesagt, rannten wir das Couloir hinauf in einen engen Sattel. Ein kurzer Abstieg – eine lange Traverse durch Geröll- und Schuttbänder – und der Weg war frei. Stufenschlagend stiegen wir über die Firnfelder zu den Felsen des Gipfelgrates, der uns in genussreicher Kletterei zur Krone des Berges führte. Bloss sechs Stunden haben wir für die 2000 m Höhendifferenz benötigt.

Die Luft war von ausserordentlicher Klarheit und der Blick über unser jetzt so vertrautes Expeditionsgebiet fast unbegrenzt. Eisberge glänzten in weiter Ferne auf dem silbern leuchtenden Cumberland Sound, und die Eiskronen der Berge grüssten uns ein letztes Mal.

AUS DER ARBEIT EINES BOTANIKERS IN ARKTISCHEN GEBIRGEN

Von F. H. Schwarzenbach

Unsere Kenntnisse der arktischen Pflanzenwelt weisen noch grosse Lücken auf. Zwar kennen wir das Inventar von Moosen und Farnen, von Blumen und Gräsern schon recht leidlich. Wir wissen, dass nördlich des Polarkreises mit etwa 300 Arten von Blütenpflanzen zu rechnen ist; wir wissen, dass diese Zahl nach Norden rasch abnimmt, dass aber Blumen so weit gegen den Pol vordringen, als es auf unserem Planeten eisfreies Land gibt. Aber sobald wir uns etwas eingehender mit botanischen Fragen auseinandersetzen, stossen wir auf Schwierigkeiten. Schon die erste Arbeit, in einem unbekanntem Gebiet einen Katalog der vorkommenden Pflanzen zusammenzustellen, hat ihre Tücken. So einfach es auf den ersten Blick scheinen mag, die 100 Arten kennenzulernen, mit denen man als Polarbotaniker während eines Sommers etwa zu tun hat, so schwierig ist es oft, seine Pflanzen richtig zu benennen. Es ist gar nicht selten, dass in alten Sammlungen auf einem Herbarbogen zwei oder drei verschiedene Namen für die gleiche Pflanze stehen. Das hat seine Gründe. Zu oft hat man in der Vergangenheit, als man erst einige wenige Einzelpflanzen aus den Polargebieten kannte, diese mit Namen alpiner oder skandinavischer Arten oder solcher aus dem amerikanischen Felsengebirge belegt. Je weiter aber die arktische Forschung fortschritt, desto klarer musste man erkennen, dass Polarpflanzen, trotz einer gewissen Ähnlichkeit mit Arten gemässigter Breiten, doch ihre eigenwilligen Züge aufweisen. An isolierten Standorten, oft durch riesige Distanzen vom nächsten Fundort getrennt, haben sich im Verlaufe der Jahrhunderte besondere Formen ausgebildet, die sich nicht so einfach in die Schablone unserer Bestimmungsschlüssel einreihen lassen. Drei, vier Merkmale vielleicht weisen zwar eindeutig auf eine bestimmte Pflanzenart hin, eine Abweichung in der Behaarung oder eine Besonderheit in der Verzweigung des Stengels können aber dagegen sprechen. Hier den richtigen Entscheid zu fällen, ist eine Angelegenheit der Erfahrung. Nur durch Vergleich von Herbarmaterial aus den verschiedensten Teilen der Arktis und durch Feldarbeiten in weit auseinanderliegenden Gebieten rund um den Pol ist ein sicheres Urteil möglich. Es ist eine mühsame Arbeit, die da geleistet werden muss; sei es im Vergleich von Herbarbogen im Museumsstaub arktischer Herbarien oder bei der Arbeit im Feld, die das Sammeln und Pressen von Belegpflanzen, die Beschreibung, die Photo-

graphie und die Skizzierung typischer Merkmale umfasst. Und gar zu oft erschweren kleine Widerwärtigkeiten die Untersuchungen im Feld; der Föhnsturm reisst einem beim Einlegen von Pflanzen die Fliesspapierbogen aus der Presse; die Vollpackung auf mehrtägigen Märschen zwingt zu einer Reduktion von Sperrgut, wie es ein Herbarium nun einmal darstellt; ein unfreiwilliges Bad in einem Schmelzwasserbach lässt die mühsam zusammengetragenen Trockengewächse aus den Flugsanddünen zu Wasserpflanzen werden. Kurze, heftige Stösse eines lokalen Talwindes erschweren Nahaufnahmen von Blüten; die unvorstellbar dichten Schwärme blutdürstiger Stechmücken lenken von der Feinarbeit mit Lupe und Pinzette ab; zwingen zum Zeichnen mit Handschuhen und dadurch zur Beschränkung auf grossformatige Skizzen. Oder ein sommerlicher Schneefall deckt die Vegetation zu und verschafft dem Botaniker unfreiwillige Ferien, wenn er es nicht vorzieht, mit der Lawinenschaukel nach seinen Kräutern zu graben.

Die Sammlung und Bestimmung der Pflanzen stellt jedoch nur einen Teil der botanischen Forschung dar. Zwar bilden diese Arbeiten auch heute noch das Gerippe für alle anderen Untersuchungen, doch geht die botanische Forschung heute auf diesen Ergebnissen aufbauend neue Wege. Zu einem grossen Arbeitsfeld hat sich die Verbreitungsanalyse arktischer Pflanzenarten entwickelt. Alle Fundorte einer Art werden auf Karten eingetragen und diese Verbreitungsbilder miteinander verglichen und diskutiert. Es ist im Anfang eine recht trockene Beschäftigung, die arktischen Pflanzen nach ihrer Verbreitung zu klassieren und etwa festzustellen, dass gewisse Arten im ganzen Polargebiet verbreitet sind, während andere auf die westliche amerikanische Arktis und auf einige wenige abgesprengte Standorte in den Rocky Mountains beschränkt sind. Diese Kartierung jedoch liefert den Schlüssel zum weit interessanteren Gebiet der Pflanzengeschichte. Die Verbreitung einer Pflanzenart ist nicht zufällig. Aus einem Kerngebiet beschränkter Ausdehnung hat die Pflanzenart einstmals in der Vergangenheit ihre Auswanderung angetreten und ihr heutiges Areal erobert. In den Verbreitungskarten liest der Botaniker diese Geschichte der Ausbreitung, die mit ihrem Auf und Ab Veränderungen in der Landschaft, Umstellungen im Klima spiegelt. So werden Pflanzen, wie die Silberwurz (*Dryas octopetala*), in den Alpen und in der europäischen Arktis gefunden, fehlen aber in den Zwischengebieten. Der Botaniker nimmt an, dass diese Pflanzenart in der letzten Eiszeit die unvergletscherten Gebiete zwischen dem skandinavischen Eisschild und den Zungen der grossen alpinen Eisströme besiedelt hat. Mit dem Eintritt eines mildereren Klimas zog sich das nordeuropäische Inlandeis gegen den Polarkreis zurück und die Alpengletscher schmolzen stark ab. Die Silberwurz folgte dem Eisrückzug in beiden Richtungen, wurde aber in den wärmeren Tieflandgebieten durch Konkurrenzpflanzen verdrängt, so dass heute die Verbreitungskarte eine riesige Lücke zwischen den Alpen und dem Norden zeigt.

Auf Grund solcher Verbreitungsanalysen liess sich auch nachweisen, dass eine Reihe arktischer Gebiete vor nicht allzulanger Zeit eine lange Periode günstiger Klimabedingungen aufwiesen. Damals wanderten eine Anzahl wärmeliebender Pflanzen nach Norden; die nachfolgende Kältezeit löschte jedoch die meisten Standorte dieser Arten aus, und nur an wenigen Stellen mit bevorzugten klimatischen Bedingungen blieben noch Reste erhalten, die Zeugnis von jener Wärmeperiode ablegen.

Hinter dem Fremdwort «Oekologie» verbirgt sich ein anderes weites Feld botanischer Forschung. Dazu gehören Untersuchungen über die Reaktion der Pflanzen auf die extremen Klimabedingungen der Arktis. Der Polarsommer ist ausserordentlich kurz; nur während einiger weniger Wochen steigt die mittlere Tagestemperatur über den Gefrierpunkt und ermöglicht es den Pflanzen, zu wachsen und zu blühen. Eine einzige Art bloss bringt es fertig, in dieser kurzen Periode ihren ganzen Lebenszyklus zu durchlaufen, aus dem Samen auszukeimen und selber wieder Samen hervorzubringen. *Koenigia islandica* ist es, ein Pflänzchen von wenigen Millimetern Länge, mit einem Paar niedlicher Blättchen und einer einzigen Blüte, die nicht einmal Blumenblätter aufweist und oft nur aus einem einzelnen Staubblatt oder einem einzigen Fruchtknoten besteht. Samen einiger anderer Arten, wie des arktischen Augentrostes (*Euphrasia latifolia*), keimen im Herbst, überwintern als kleine Keimpflänzchen und blühen im nächsten Sommer. Gleich verhält sich ein seltener Zwergenzian (*Gentiana tenella*), der kaum die Höhe eines Streichholzes erreicht und wegen seiner unauffälligen blassblauen Blüte leicht übersehen wird. Die meisten Arten blühen erst nach mehreren Sommern zum erstenmal; viele der kleinen Rosettenpflanzen, wie die Hungerblumen (*Draba*), brauchen vier bis fünf Vegetationsperioden, ehe sie genügend erstarkt sind, um ihre weissen oder gelben Blumensträusschen zu treiben. Und fängt man erst an, das Alter von Zwergsträuchern oder der kriechenden Spalierweiden zu bestimmen, so kommt man auf überraschend hohe Werte. Daumendicke Stämmchen der Polarweide sind oft gegen fünfzig Jahre alt; eng nebeneinander liegen die Jahrringe, und nur beim Betrachten mit einer starken Lupe verraten die Querschnitte ihre Geheimnisse, lassen sich gute Sommer an starkem Holzzuwachs, ungünstige Jahre an schmalen Ringen erkennen.

Unter arktischen Bedingungen wirken sich minime Unterschiede in der Zusammensetzung des Bodens, in der Schneebedeckung, im Windschutz oder in der Exposition ausserordentlich stark aus. Die Pflanzen vegetieren unter dem Druck der extremen Verhältnisse hart an der Grenze ihrer Existenzmöglichkeiten; eine kleine Veränderung der Bedingungen genügt, um jedes pflanzliche Leben auszulöschen. Diese Abhängigkeit von den Mikrofaktoren, von all den kleinen Besonderheiten in Klima und Boden, die sich im Umkreis von 20 cm um die Pflanze vorfinden, gehört zu den auffälligsten Erscheinungen in der arktischen Pflanzen-

welt. Von zwei Mohnpflanzen (*Papaver radicatum*), die nur 25 cm voneinander entfernt wuchsen, blühte die eine zwei Wochen später als die andere – ein kopfgrosser Stein warf seinen Schatten jeden Tag während zweier bis dreier Stunden auf die zweite Pflanze. *Silene acaulis*, das stengellose Leimkraut, wächst oft auf alten, kiesigen Terrassen. Diese Pflanze bildet kleinere und grössere halbkugelige Polster bis zu etwa 30 cm Durchmesser, die während der Blütezeit dicht mit violetten Sternchen übersät sind. Zuerst öffnen sich die Blüten auf der Südseite des Polsters, nach einer Woche greift die Blüte auf die Mitte und nach weiteren zehn Tagen auf die Schattenseite des Polsters über. Wenn die letzten Blüten auf der nordexponierten Seite der Halbkugel sich entfalten, reifen auf der anderen Seite bereits die Samen. Wie nach einem Kompass kann sich deshalb der Polarforscher nach den Blüten der *Silene acaulis* richten.

Günstige Mikrobedingungen sind es auch, die es einem einzelnen Steinbrech (*Saxifraga cernua*) erlaubten, auf dem Gipfelgrat der Elisabethstinde in Ostgrönland auf 2200 m Höhe Wurzel zu schlagen. Hunderte von Metern liegt dieser Standort über den Firnfeldern des hinteren Skjoldungebrae. Flugsand in einer Ritze; warme Felsen, welche die Sonnenstrahlen auffangen und wie ein Kachelofen die Wärme speichern; etwas Wasser, das von einem Schneefetzen heruntertropft, ermöglichten es einer verirrt Brutknospe, auszukeimen und zu einer stattlichen Pflanze auszuwachsen.

In mannigfaltiger Art und Weise sichern die arktischen Pflanzen ihre Fortpflanzung. Bestäubende Insekten sind selten; die Blütezeit ist so kurz, dass eine einzige Schlechtwetterperiode ausreicht, um eine Befruchtung zu verunmöglichen. So findet sich denn auch eine ganze Musterkarte von Ausweichmöglichkeiten. Ein Steinbrech (*Saxifraga flagellaris*), der nur im höchsten Norden vorkommt, treibt Ausläufer wie unsere Erdbeeren; ein anderer (*Saxifraga cernua*) trägt in den Achseln seiner Blätter kleine, rote Knospen, die abfallen und zu neuen Pflanzen auswachsen. Meist bildet diese Art noch eine einzige, weisse Blüte aus, die aber unfruchtbar bleibt. Verschiedene Gräser vermehren sich durch kleine Ableger, die an Stelle der Blüten ausgebildet werden und sich nach einiger Zeit von der Mutterpflanze loslösen. Eine weitere Gruppe von Pflanzen sichert den Samenansatz durch Selbstbestäubung; andere Arten sind imstande, Samen überhaupt ohne Befruchtung zu entwickeln.

Besondere Auswirkungen auf die Pflanzen hat das ununterbrochene Tageslicht während des Polarsommers. Je weiter wir gegen Norden reisen, desto länger bleibt die Mitternachtssonne über dem Horizont; in den nördlichsten Zöpfeln Grönlands dauert der Tag mehr als vier Monate. Dieses Dauerlicht in der Arktis bedingt bei einem Rispengras (*Poa alpina vivipara*) eine eigenartige Vermehrung durch Ableger; an Stelle der Blüten sitzen kleine Graspflänzchen, die zu Boden fallen und Wurzel schlagen. Verpflanzt man dieses Gras in die Alpen, so bildet

im Frühling und Herbst die Pflanze Blüten und Samen aus, und nur zur Zeit der kürzesten Nächte vermehrt sich das Rispengras auf gleiche Art wie im Norden.

Die Oekologie gibt dem Botaniker das Werkzeug in die Hand zu Beiträgen an benachbarte Wissensgebiete. Feldbeobachtungen ermöglichen es, jeder Pflanzenart einen Steckbrief anzuhängen, der Aufschluss über die Eigenschaften ihrer Standorte gibt. Ein solcher Steckbrief mag vielleicht folgendermassen lauten:

«Rundblättrige Glockenblume (*Campanula rotundifolia*). Bevorzugt saure Böden. Charakteristisch für südexponierte, trockene Abhänge mit geringer Schneebedeckung. Nicht selten in Felsritzen und an steinigen Standorten. Weist gegenüber stark humusbildenden Arten geringe Konkurrenzfähigkeit auf. Obere Grenze in Baffinland 900 m unter der Vegetationsgrenze. Häufige Begleitarten: Arnika (*Arnica alpina*), Katzenpfötchen (*Antennaria*-Arten) und Schwingel (*Festuca brachyphylla*).»

Solche Kurzbeschreibungen bilden die Grundlage für angewandte Untersuchungen. Ein Blumenstrauss, an irgendeiner Stelle in der Arktis gepflückt, gibt Aufschluss über soundso viele Eigenschaften des betreffenden Standortes. Es ist möglich, den Grad winterlicher Schneebedeckung abzuschätzen oder Aussagen über die Gesteinsunterlage zu machen; man kann ziemlich zuverlässig angeben, in welcher Tiefe auch im Sommer der Boden dauernd gefroren ist. Kennt der Botaniker die Exposition des Standortes, so ist es ein leichtes, an Hand der vorgefundenen Arten die Lage der Vegetationsgrenze auch für die andere Talseite anzugeben. Lässt sich aus Luftaufnahmen die Höhe der Firngrenze über Meer bestimmen, und ist die Geologie der Gegend bekannt, so ist es möglich, vorauszusagen, welche Pflanzenarten im Gebiet zu erwarten sind, oder wie viele Arten auf Meereshöhe noch zu gedeihen vermögen.

Pflanzen schliessen sich zu Gesellschaften zusammen, die in der Arktis wie in jedem anderen Gebiet der Erde ihr eigenes Gesicht aufweisen. Je nach Standort wechselt die Zusammensetzung; ein Sumpf unterscheidet sich von einer feuchten Heide; eine Schneetälchengesellschaft ist ganz anders als eine Pflanzengemeinschaft an südexponierten Hängen. Da sich aber an ähnlichen Stellen stets ähnliche Pflanzengemeinschaften ausbilden, können aus Pflanzengesellschaften Schlüsse auf Bodenfaktoren und klimatische Bedingungen des Standortes gezogen werden.

Die Entwicklung einer Pflanzengesellschaft verläuft über eine Reihe von Zwischenstufen, die einander ablösen, bis schliesslich ein endgültiger Gleichgewichtszustand erreicht wird. Wie beim Altern des Menschen sich bestimmte Lebensabschnitte folgen, so gibt es auch bei Pflanzengemeinschaften Kindheits- und Jugendstadien. Jede dieser Zwischenstufen hat ihre bestimmte Dauer; der

Tafel 41: Arktische Glockenblumen (Campanula rotundifolia) blühen im Hochsommer an sonnigen Südhängen.

Doppeltafel 42/43: Pionierpflanzen der arktischen Gebirge.





Salix arctica



Epilobium latifolium



Dryas octopetala



Cassiope tetragona



Melandrium affine



Papaver radicum



Pedicularis flammea



Epilobium latifolium



Pyrola grandiflora



Cochlearia officinalis



Salix arctica



Polygonum viviparum



Entwicklungsvorgang verläuft so gesetzmässig, dass er als natürlicher Kalender zur Datierung von Moränen, von Strandterrassen oder Rutschungen herangezogen werden kann. Ist zum Beispiel ein Talabschnitt durch den Rückzug eines Gletschers eisfrei geworden, so wird dieses Neuland von Pflanzen erobert. Aus der Zusammensetzung der Pflanzengemeinschaften, die an solchen Stellen gefunden werden, kann auf die Entwicklungsstufe und damit auf das Alter der Vegetation geschlossen werden. Die Schätzungen, die auf diese Art gewonnen werden, sind recht zuverlässig, reichen zu unserem Leidwesen aber nur einige Jahrhunderte zurück. Da jedoch in arktischen Gebieten vor allem junge Vorgänge das Gesicht der Landschaft prägen, kommt diesen Methoden in der Regel dennoch eine gewisse Bedeutung zu. Die gleiche Technik eignet sich auch dazu, das Alter von Eskimoruinen zu bestimmen. Dadurch kann der Botaniker auch dem Archäologen einen Dienst leisten.

Gelegentlich hat der Botaniker auch Detektivarbeit zu tun. Der Zoologe erwartet von ihm die Bestimmung von Pflanzenteilen im Kropf- und Mageninhalt von Vögeln und die Identifizierung von Nistmaterial, oder er hätte gern Aufschluss über die bevorzugte Futterpflanze des Lemmings. Pflanzenarten nach Samen, Blattresten oder Stengelteilen zu bestimmen, ist ein ausgesprochenes Puzzlespiel. Meist muss das Mikroskop herangezogen werden, da sehr oft Kleinigkeiten entscheiden. Unterschiede im Abstand von Blättchen, Differenzen in der Anzahl von Blattrippen, Besonderheiten in bezug auf die Anheftungsstelle von Samen oder Eigentümlichkeiten im Bau von Haaren können den Schlüssel liefern. Einwandfrei ist jedoch eine Bestimmung nur dann, wenn unter hundert Arten die richtige zum Vergleich herausgelesen wird. Oft hilft dabei erst ein glücklicher Zufall auf die richtige Spur.

Ein Schneeammermännchen (*Plectrophenax nivalis*) zum Beispiel hatte folgende Pflanzenteile in seinem Magen: ein Blättchen der Sumpfbeere (*Vaccinium uliginosum*), mehrere Blattstücke von 2 bis 3 mm Durchmesser der gleichen Pflanzenart, Blättchen eines Laubmooses, eine Blattspitze der amerikanischen Silberwurz (*Dryas integrifolia*), ein Fragment einer Blatflechte.

Überraschend sind die Ergebnisse der Futteranalysen am Lemming. Diese kleinen arktischen Wühlmäuse, die in Aussehen und Lebensgewohnheiten stark an unsere Murmeltiere erinnern, haben eine Vorliebe für Grasblätter. Diese Blätter werden nahe an der Blattscheide abgebissen und von der Basis gegen die Spitze zu aufgefressen.

Tafel 44: Oben: Am Rande von Schneeflecken treibt eine arktische Zwergnelke (Melandrium apetalum) ihre bauchigen Kelche. Daneben ein Halm von Luzula confusa. Unten: Verborgene Schönheit zeigt sich in den tiefblauen Blüten der Campanula uniflora. Bis 1000 m klettert diese Pflanze an südexponierten Felswänden hinauf.

DREI FORSCHUNGSREISEN IN NORDOSTGRÖNLAND

Einleitung

Die folgenden drei Beiträge stammen von Schweizer Teilnehmern an der wiederum von Dr. Lauge Koch geleiteten Dänischen Ostgrönland-Expedition 1953. Seit 1926 dienen die immer wieder Ostgrönland besuchenden Expeditionen der Geologie, Botanik, Zoologie und Archäologie von Ostgrönland.

Die Aufsätze führen uns in sehr verschiedene Gebiete, in denen jedesmal die Arbeitsmethode den neuen Umständen angepasst werden musste.

Die Touren von Prof. Dr. P. Bearth und Dr. J. Haller wurden in Zentral-Ostgrönland, im Gebiete des grossen Keiser-Franz-Josephs-Fjordes durchgeführt. Die Werner-Berge, ein junges Eruptivmassiv, liegen in jener Fjordregion nahe an der Aussenküste; das benachbarte Meer beeinflusst dort das Wetter in unangenehmer Weise.

Das Shackleton-Bjerg-Unternehmen schildert die Verhältnisse, wie sie weitab von Packeis und Fjorden am Rande des Inlandeises herrschen. Hier ragen als letzte Vorposten die höchsten Spitzen des kaledonischen Gebirgszuges aus der endlosen Eisfläche.

Die Durchquerung von Nord-Peary-Land aber führt uns ganze 1100 km weiter nach Norden. Sie galt den ersten wissenschaftlichen Daten, die aus jenem bis anhin unbekanntem Gebirge heimzubringen waren. Dank der grosszügigen Unterstützung durch den Expeditionsleiter, Dr. L. Koch, gelang es, alle drei Unternehmen erfolgreich durchzuführen.

E. F.

EINDRÜCKE AUS DEN WERNER-BERGEN

Von Peter Bearth (Basel)

Für die geologische Untersuchung der Werner-Berge wurden zwei Arbeitsgruppen (Prof. Wenk, Prof. Bearth) eingesetzt, Zermatter Gebirgst Träger sorgten im Pendelverkehr für die Hochlager im Landesinnern.

Unsere Gruppe hatte den Auftrag, das stark vergletscherte kleine Massiv der Werner-Berge südlich vom Kong-Oscars-Fjord geologisch zu untersuchen. Dieser Gebirgsstock erhebt sich über einem kreisrunden Sockel von etwa 10 km Radius bis zu einer Höhe von 2000 m. Vor den benachbarten Staunings-Alpen wirken die Werner-Berge ziemlich bescheiden.

Am späten Abend des 23. Juli 1953, nach kurzem Flug den eisbedeckten Kong-Oscars-Fjord hinunter, wurden wir in der seichten Bucht von Mestersvig abgesetzt. Der Empfang entsprach nicht ganz unseren hochgespannten Erwartungen. Das Wetter war trüb und kalt, die Werner-Berge irgendwo im Nebel verborgen und die spiegelglatte Bucht bleigrau und teilnahmslos. Selbst die Eisberge vermochten nicht wärmere Gefühle zu wecken.

Unsere beiden erfahrenen Grönländer, Prof. Wenk und Dr. Buess, verteilten sogleich das Notwendigste auf vier Traglasten. Von der ganzen melancholischen Stimmung am öden Strande von Mestersvig schienen sie nichts zu spüren. Wir zwei Neulinge aber lernten seufzend sehr bald das Los des Lastenschleppens kennen, das Stolpern über endlose Moränen, das Waten durch kalte Gletscherbäche und schliesslich auch das Schlafen auf einer Unterlage von Steinplatten. . .

Eine Woche nach unserer Landung blickten wir zum erstenmal in das obere Firnbecken des Østregletschers hinein, das nun für einige Wochen mein Arbeitsgebiet werden sollte. Der Østregletscher ist ein breiter Eisstrom, der uns an den oberen Teil des Grossen Aletschgletschers erinnerte.

Im Hintergrund ragten zwei stark vereiste Felspyramiden heraus, deren Anblick unser Herz höher schlagen liess. Es sollten aber noch acht Tage vergehen, ehe ich mit Biner und meinem Neffen Theodor die südlichste der beiden (von uns Eulenspitze genannt) besteigen konnte. Inzwischen hatte ich mein Zelt auf dem oberen Østregletscher aufgeschlagen, meine vier Träger waren nach einigen Irrwegen zu mir gestossen, ein Pendelverkehr mit unserem Depot an der Bucht von Mestersvig ward in Gang gesetzt, und wir hatten auch einige (aber nicht alle) Illusionen begraben müssen.

Vierzehn Tage nach der Besteigung der Eulenspitze gelang uns (mit Graven und Theodor) an einem unwahrscheinlich schönen Tage auch die Überschreitung

des zweiten Berges, der Möwenburg. Dieser Tag schenkte uns nicht nur ungewohnt herrliches Wetter, sondern auch soliden Fels und eine herzerquickende, zweistündige Kletterei in der Südwand der Möwenburg. Auch der Abstieg über die steile Nordflanke wurde dank dem hartgefrorenen Neuschnee ein Vergnügen. Diese Besteigung bildete den Höhepunkt unseres Grönlandaufenthaltes, der im übrigen fast jeden Tag eine Erstbegehung brachte, doch meistens von der Art, dass es sich nicht lohnen würde, davon zu reden.

Oft drängte sich ein Vergleich auf mit uns vertrauten Teilen der Walliser oder Bündner Alpen. Ein leises Heimweh packte uns, wenn wir an die soliden Grate, Türme und Wände des Bergells dachten. Sie scheinen für die Ewigkeit gemacht. Die Werner-Berge hingegen predigen mit seltener Eindringlichkeit die Vergänglichkeit alles Irdischen. Die waghalsigsten Türme und die wildesten Wände scheinen nur darauf zu warten, umzufallen und herunterzukrachen. Kein Griff, der nicht auf Druck und Zug geprüft zu werden verlangt, keine Kante, die nicht zuerst vom Schutt gereinigt werden muss! Wie oft mussten wir uns mit einigen Sprüngen aus Steinlawinen retten, die unser eigener Tritt ausgelöst hatte! Die Berge haben unvertraute, ruinenhafte Formen, und die Schutthalden beanspruchen ungebührlich viel Platz. Die Schuttmassen breiten sich als mächtige Fächer in den Tälern aus, ihre Querung bedeutet eine grosse Geduldsprobe und bringt viel Pein, denn die Scherben sind scharfkantig und immer bereit zu kippen.

Doch war alle Mühe und Enttäuschung vergessen, wenn wir die Höhe erreichten und hinter den grauen Vorbergen das tiefblaue Band des Fjordes mit seinen dahinsiegelnden Eisbergen oder das unendliche Meer erblickten. Die Luft ist an schönen Tagen so kristallklar und durchsichtig wie nie bei uns. Oft haben wir auch die zweckmässigste Einrichtung Grönlands, die Mitternachtssonne, gepriesen, die uns von jedem Zwang der Zeit befreite. Nie werden wir das traumhafte Licht vergessen, das über dem Fjord schwebte, als wir um Mitternacht auf dem Gipfel der Eulenspitze sassen und in die unermesslich weite Öde aus Stein, Wasser und Eis schauten, die man Grönland nennt.

Tafel 45 : Werner-Berge : Im Vordergrund der stark zerrissene Østregletscher mit vielen Schmelzpfannen. Links oben die Eulenspitze (ca. 2000 m) mit dem zur Bildmitte abfallenden Aufstiegsgrat.





BESTEIGUNG VON SHACKLETONS BJERG (ZENTRAL-OSTGRÖNLAND)

Von John Haller (Basel)

“Petermann Peak moreover is not the only outstanding peak, and has its rivals, notably Gog and Magog to the north-north-west and the Mount Shackleton to the west-south-west. Perhaps some day these will all attract the mountaineer, and if they do he will be well repaid for the difficulties and dangers of reaching his playground.” *J. M. Wordie, Geographical Journal, 1927*

Um uns kalte Polarluft, und unter uns das grönländische Inlandeis in weisser Unendlichkeit. Möge uns die grossartige Urlandschaft verzeihen, dass wir mit dem singenden Dröhnen der Dreiblattpropeller eines «Catalina»-Flugbootes in sie einziehen, statt still und demütig wie Pilger. Der Höhenmesser vibriert um die 12 000-Fuss-Marke. Nach einem fünf Stunden dauernden Kartierungsflug über dem Nunatakgebiet zwischen 74 und 72 Grad Nord kreisen wir um die südlichen Ausläufer der Petermann-Gebirgskette. Hier liegt unser künftiges Arbeitsgebiet, die Region des 2900 m hohen Shackletons Bjerg. Deshalb beobachten wir nicht nur die geologischen Formationen, sondern ebenso aufmerksam die Spaltensysteme der ausgedehnten Gletscherplateaus. Jetzt überqueren wir das obere Agassiz Dal und spähen aus nach Wolfgang Diehl und seinen drei Begleitern, Biner, Graven und Perren, den Gebirgsträgern aus Zermatt, die zur gleichen Zeit unser Basislager am Rande des Inlandeises errichten. Der weisse Punkt dort auf der Moräne! – Zelt oder Felsblock? – Jedenfalls zieht der Pilot seinen Steuerknüppel zum Fliegergruss. Nun drosseln wir die Motoren, das Flugzeug sinkt zwischen die schroffen Wände des Fjordgebirges und gleitet brummend dicht über blauem Wasser zurück zum Ausgangspunkt Ella ø.

Drei Tage nach unserem Nunatakflug, am 26. Juli 1953, wassern von Gunten und ich mit einem kleinen «Norseman»-Flugzeug im Kjerulfs-Fjord. Diehl gesellt sich zu uns, und die Walliser Träger dislozieren in die Werner-Berge. Mit Proviant und Brennstoff beladen, beginnen wir zu dritt den Aufstieg über die Abhänge des unteren Agassiz Dals, durch Föhngras und Zwerggestrüpp. Heiss brennt die Polarsonne, der Rucksack drückt, und zudringliche Mücken spielen mit unsern Nerven. Nach zweimaligem Biwakieren erreichen wir am dritten Tag den Agassiz-Gletscher. In seinem Einzugsgebiet liegt auf 1200 m Höhe das Depot.

Tafel 46: Oben: Shackletons Bjerg von Westen; Flugbild aus 3000 m. Unten: Ausblick vom Shackletons Bjerg nach Westen auf die südlichsten Nunatakker. Im Hintergrund der Eisscheitel von Zentralgrönland.

Vom Basislager aus verschieben wir in vier Tagesetappen Zelt, Proviant und Brennstoff auf das 2000 m hohe Gletscherplateau des südlichen Goodenoughs-Landes. Ab 1600 m können wir uns entlasten und die Sommerski anschnallen. Eine pulverige Neuschneesicht gibt den kurzen Brettern gute Führung. Weit im Westen weist uns der Gipfelkopf des Shackleton die Richtung. Wohl wärmt die Mitternachtsonne, und doch ist es merklich kälter als in den Niederungen. Am 1. August erreichen wir den Ostsporn von Hamlets Bjerg. Wir kampieren auf einer schmalen Rippe von porphyrischem Granit. Von der Windseite her weht es eisig und unbarmherzig durch Zeltwand, Bodenblachen und Schlafsack.

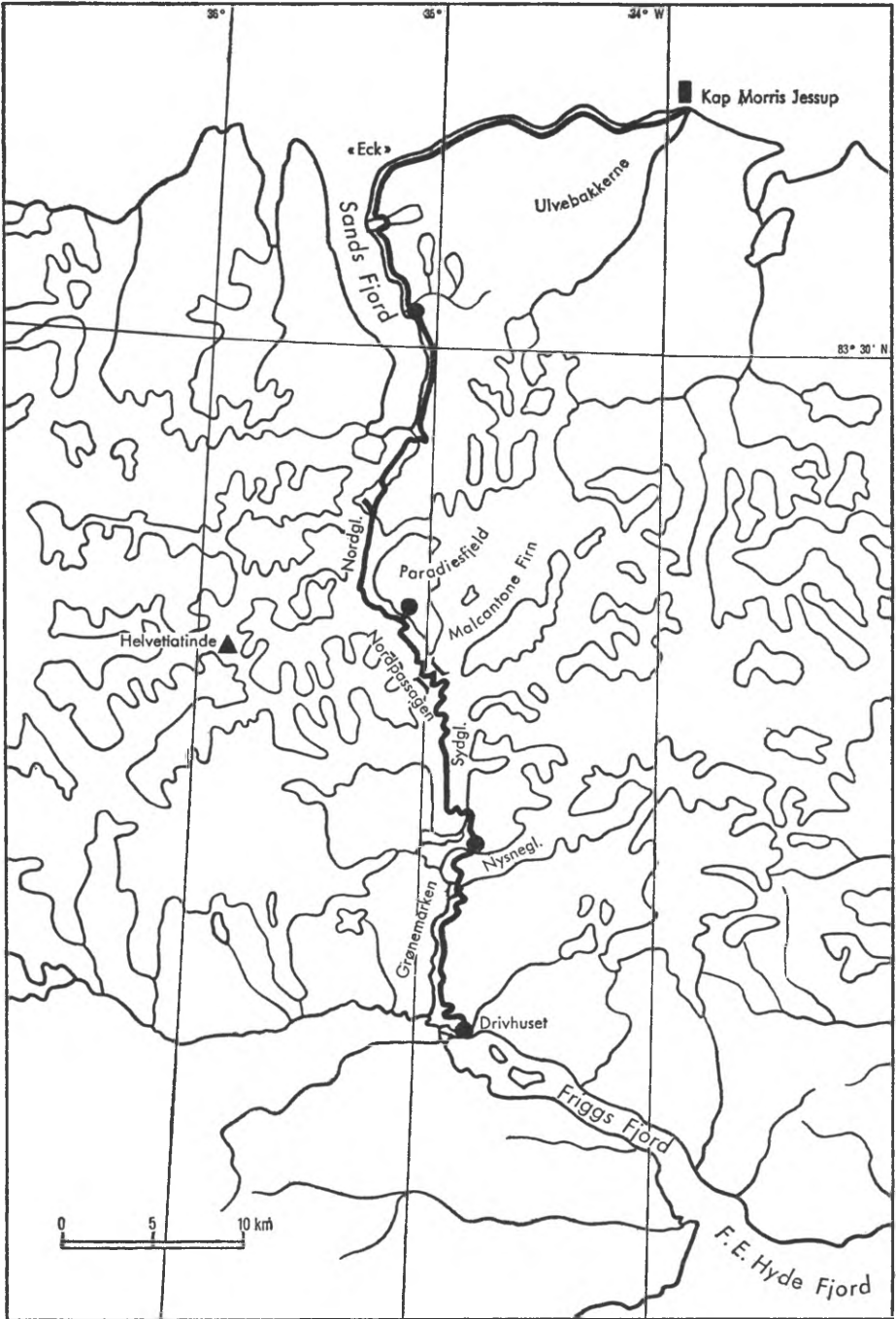
Am Morgen des 2. August nehmen wir den Shackleton in Angriff. Ein kurzer Aufstieg führt uns auf die Passhöhe der Guldtinderne (Goldzinnen). Sie stechen als zierliche und bizarre Granitnadeln aus dem flachwelligen Firnplateau. Nun eine kurze Abfahrt. Geräuschvoll schaben unsere scharfen Kanten den frostharten Schnee. Noch zwei Schwünge, und dahin ist der Genuss. Es folgt ein flacher Anstieg von drei Stunden zum Ostfuss des Shackleton. Ohne Ski wäre jedes Vorwärtkommen aussichtslos, denn die Schneedecke ist vom Winde unregelmässig gepackt und daher brüchig. Am Fuss unseres Berges gibt es eine längere Rast. Ich messe und zeichne die buntfarbigen Gesteinsschichten. Diehl und von Gunten brauen über dem surrenden Benzin-Primus unsern Nescafé. Dazu bilden Speck und Schokolade die Tagesverpflegung.

Jetzt steigen wir zu Fuss über den plattigen Quarzitschutt, hinauf zum 2475 m hohen Südsattel des Berges. Allmählich weitet sich der Blick aufs Inlandeis und in die südlichsten Nunatakker. Der Himmel ist klar. Weit im Westen liegen über dem Eisscheitel einige Zirrenbänke. Nach einer knappen Stunde erreichen wir die 300 m hohe Firnkappe des Gipfelmassives. Schritt für Schritt hacken die Steigeisen in den porösen, glasigen Hartschnee. Raschelnd fahren die losgerissenen Schneebrocken in die Tiefe. Welch ein Glück, dass wir diesen Steilhang fast spielend bewältigen können. Andere Witterungsverhältnisse würden ein stundenlanges Stufenschlagen im Blankeis bedingen. Der Gipfel liegt in greifbarer Nähe. Heftige Windstöße wirbeln uns körnigen Schneestaub ins Gesicht. Um 17 Uhr erreichen wir unser Ziel. Auf der schroffen Ostflanke überhängt eine Schneewächte. Sie bildet den höchsten Punkt. Mein Altimeter zeigt 2880 m, einen Wert, der in Nordostgrönland nur noch von der Petermannspitze übertroffen wird. Böen von Sturmwindstärke zwingen uns in die Felsnischen am nördlichen Gipfelrand. Die Temperatur liegt um sieben Striche unter Null. Die Rundsicht ist von überwältigender Schönheit. Im Süden und Westen die gewaltige Eisdecke des Inlandes, 1000 m unter uns der breite Nordenskjölds-Gletscher mit seinen verschrundeten Seitenarmen aus der südlichsten Nunatakkergruppe. Im Norden erhebt sich die stolze Pyramide des nahezu 3000 m hohen Petermanns Bjerg. Gegen Osten

schweift unser Blick über die breiten Firnkuppen und Eisplateaus der Fjordregion. Weit im Südosten schweben einige Kumuli über den Zacken der Staunings Alpen. Diehl und von Gunten bauen den Gipfelsteinmann und erwärmen dabei ihre steifen Glieder. Ich selber kritzle mit kalten Fingern in ledernen Fäustlingen die wichtigsten geologischen Beobachtungen ins Feldbuch. Ein Versuch, die Feldkarte zu benutzen, scheidert sogleich beim Entfalten des Papiers. Selbst der Rauch der traditionellen Gipfelzigarette zerflattert im Winde.

Nach zweieinhalb Stunden verlassen wir unsern luftigen Posten. Wir gelangen durch das steile Firncouloir in kurzer Zeit zum alten Rastplatz am Fuss des Berges. Die Sonne steht tief. Lange Schatten fallen nach Osten. Mit unverminderter Heftigkeit fegen Windstösse über den harten Firn und beschleunigen unsere tappigen Schritte auf den kurzen Sommerski. Rot leuchtet die Mitternachtsonne. In ihrem märchenhaften Glanz folgen wir windverblasenen Spuren zurück zum Lager am Hamlets Bjerg. Es wird spät bis unser allabendliches Pemmikangericht über der singenden Primusflamme brodelt. Müde und glücklich feiern wir mit heissem Tee, glimmender Pfeife und einer Extrarippe Schokolade die Erstbesteigung des Shackleton.

Bis zur Rückkehr an die milden Ufer des Kjerulfs-Fjordes, am 18. August, haben wir aus den einsamen Nunatakkern westlich des grossen Berges noch manchmal aufgeblickt zur weissen Spitze, die uns ein unvergessliches Erlebnis geschenkt hat.



QUER DURCH DIE BERGE VON NORD-PEARY-LAND

Von Erdbart Fränkel (Basel)

Langjährige Erfahrungen in Grönland haben mir gezeigt, dass es äusserst schwierig ist, in Wort oder Schrift zu Hause von den Erlebnissen zu berichten. Jene Erlebnisse nämlich spielen sich weniger als Abenteuer ab; den Hauptindruck löst vielmehr die subjektive Kontaktnahme mit der arktischen Landschaft aus. Es herrschen drei Elemente vor, deren Einwirkung wir ständig ausgesetzt sind: die Stille der Natur, die Weite der Landschaft und die Strenge der Form. Jeder erlebt diese Faktoren auf seine Art und Weise. Doch dieses Erleben in Worte zu kleiden, fällt dem an einen nüchternen Stil gewöhnten Geologen schwer.

Das Abenteuerliche tritt zurück, weil in der Planung das Hauptgewicht auf die wissenschaftliche Arbeit gelegt wird, so dass automatisch die touristisch leichteren und ungefährlicheren Routen gewählt werden.

Nord-Peary-Land ist eine grosse Halbinsel, welche den nördlichsten Teil Grönlands und zugleich das nördlichste Land der Welt bildet. Im Süden wird es begrenzt durch den F. E. Hyde-Fjord und dessen westliche Verlängerung, ein tiefes Tal, das zum Harder-Fjord führt. Im Norden und Osten umschliesst das Polarmeer Nord-Peary-Land.

Das Landesinnere wird von einem von Osten nach Westen verlaufenden, 60 bis 70 km breiten Gebirgszug eingenommen. Die Bergformen erinnern an die Alpen, sie erreichen Höhen bis 2000 m. Die Täler sind ausnahmslos vergletschert, doch finden sich in den flachen Küstengebieten grosse eisfreie Landstrecken. Auch Kap Morris Jessup, das Nordkap der Welt, springt aus einer sanften, unvergletscherten Hügellandschaft ins Polarmeer vor.

Kap Morris Jessup wurde im Jahre 1900 von R. E. Peary entdeckt, als er versuchte, längs der Küste von Nordgrönland zum Pol vorzustossen. Doch erst im Jahre 1909 sollte er sein Ziel, den Pol, erreichen. Peary kannte die Ostdrift im Eise des Polarmeeres schon gut; er rechnete mit der Möglichkeit, dass ihn die Meeresströmung vom Pol gegen die Nordküste Grönlands treiben könne. Deshalb entsandte er seine Mitarbeiter MacMillan und Borup der Küste entlang mit dem Auftrage, an verschiedenen Orten Proviantdepots auszulegen; das östlichste sollte auf Kap Morris Jessup errichtet werden. MacMillans und Borups Reise verlief sehr günstig. Bemerkenswert ist ihr Jagdglück; sie schossen am Kap 43 Moschusochsen.

Die neue Polarforschergeneration nach Peary, Knud Rasmussen und Mylius-Erichsen, konzentrierte sich auf weiter südlich gelegene Ziele. Doch 1921 flattert

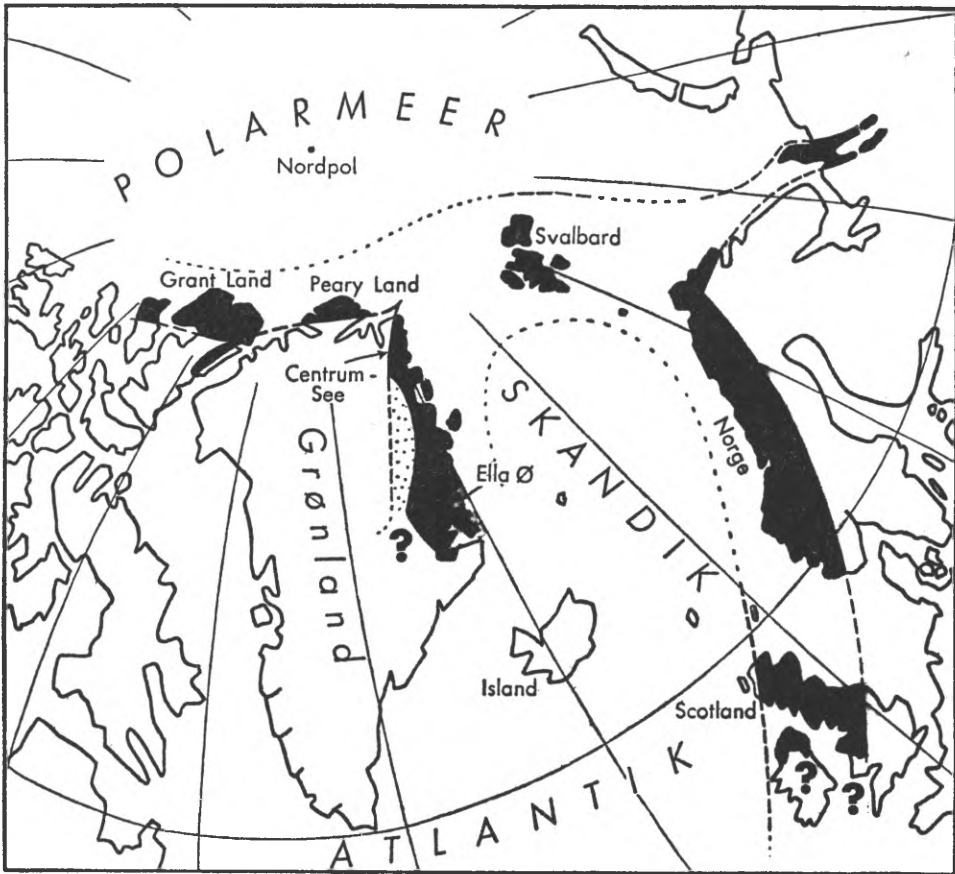
die Danebrog auf Kap Morris Jessup, Lauge Koch führt die dänische Jubiläums-
expedition rund um Nordgrönland. Sorgfältig misst er die geographische Lage
des Kaps ein; sein Resultat ist $83^{\circ} 39'$ N. Das nördlichste Land der Welt liegt nur-
mehr 706 km vom Pol entfernt. Alle drei Expeditionen, Peary, MacMillan und
Koch, folgten mit dem Hundeschlitten der Küste, sie mieden das wilde Gebirge
im Landesinnern.

Für den Geologen ist dieser Gebirgszug von grossem Interesse. Rund um den
Skandik finden sich die alten Faltungszonen der Kaledoniden in Schottland, Nor-
wegen, Spitzbergen, Ostgrönland und eben auch in Nord-Peary-Land. Lauge
Koch hatte bereits die erste Kunde von der nordgrönländischen Faltungszone
mitgebracht; ihre Existenz war bekannt, ihr interner Aufbau jedoch ein weisser
Fleck auf der geologischen Karte.

Dieser weisse Fleck zog mich immer mehr an, nachdem ich in den Jahren 1948
bis 1951 in Zentral-Ostgrönland (72° – 74° N) und im Jahre 1952 in Nordostgrön-
land (80° – 81° N) den Bau des kaledonischen Gebirges untersucht hatte. Der
Wunsch einer Sommerdurchquerung von Nord-Peary-Land erwachte im No-
vember 1952 beim Studium von Luftphotographien, die zu Vermessungszwecken
aufgenommen worden waren. Ich sah auf einem der Bilder an der Südküste des
Landes offenes Wasser in einem kleinen Nebenfjord (Friggs-Fjord) des F. E.
Hyde-Fjordes. Die eisfreie Wasserfläche war durch einen grossen Fluss geschaffen
worden, der in den innersten Friggs-Fjord mündet. Schon Lauge Koch hatte nach
seinem Flug über Peary-Land im Jahre 1938 das Tal im innersten Friggs-Fjord
«Drivhuset» (Treibhaus) genannt. Es war anzunehmen, dass dort dank der ge-
schützten Lage und der Flussmündung allsommerlich offenes Wasser auftreten
würde. Damit war aber auch im Prinzip die Möglichkeit gegeben, mit einem
Wasserflugzeug den Friggs-Fjord zu erreichen.

Es begann damit die Zeit der technischen Probleme und der Enttäuschungen.
Von unserer nördlichsten Arbeitsbasis am Centrumsee (80° N) bis zum Friggs-
Fjord beträgt die Flugdistanz 350–400 km, das heisst wir mussten mit einem Flug
von 700–800 km rechnen. Zur Verfügung stand mir eine einmotorige «Norse-
man»-Maschine, für welche ein solcher Flug gerade an der äussersten Grenze der
Leistungsfähigkeit liegt. Unter den oben genannten Umständen hätten wir neben
der Flugbesatzung (3 Mann) noch 120 kg transportieren können (1 Mann + 40 kg
Ausrüstung). Hingegen wäre es ein leichtes gewesen, mit einer «Catalina» diesen
Flug durchzuführen. Ein Plan, eine «Catalina» für acht Tage im Friggs-Fjord zu
stationieren und mit möglichst vielen Wissenschaftlern die Probleme Nord-Peary-
Lands anzugehen, zerschlug sich wegen der hohen Kosten.

Im Juli 1953, bei meiner Abreise nach Grönland, stand es fest, dass ich am
Centrumsee (80° N) arbeiten sollte. Mein Mitarbeiter würde wieder cand. phil.



Fritz Müller sein, der sich schon im Sommer 1952 mit den arktischen Bodenformen (Strukturböden) befasst hatte.

Trotzdem die Hoffnung gering war, hielten Müller und ich mit elastischer Hartnäckigkeit am Nordplan fest. Nach weiteren Besprechungen mit dem Expeditionsleiter, Dr. Lauge Koch, erklärte sich die Besatzung des «Norseman» «Liten», Pilot Hans Lunding, Mechaniker Poul Nielsen und Funker Egon Nielsen, bereit, mich in meinem Vorhaben zu unterstützen. Es galt, irgendwo nördlicher als 80° N ein Benzindepot zu errichten, damit wir mit wenigstens 220 kg Nutzlast fliegen konnten.

Eine neue Enttäuschung erlebten wir, als es sich erwies, dass ein bis 81° N vorgeschobenes Depot von 200 Liter Benzin ungenügend war. Nun gab es nur noch eine Chance: sie hieß Station Nord. Diese dänisch-amerikanische Basis in

Nordgrönland lag für uns äusserst günstig; von ihr aus hätten wir mit der notwendigen Nutzlast, das heisst mit Müller und mir plus 70–80 kg Ausrüstung, starten können. Doch bedurfte es einer Landebewilligung sowie der Gewissheit, dass offenes Wasser und Flugbenzin vorhanden waren, ehe wir den Flug dorthin wagen konnten.

Am 1. August 1953 gelang es uns, mit Station Nord in Funkverbindung zu treten; der Bescheid lautete: «Ihr seid willkommen, Wasserflugzeug kann landen, Benzin vorhanden», und wir gaben zurück: «Starten ab Centrumsee 21.00 h.»

Dem Befehl «Packen!», den wir uns selber gaben, wurde rasch Folge geleistet. Jetzt waren Fritz Müller und ich froh, dass wir in einer optimistischen Anwendung schon einen leichten Tourenproviant zusammengestellt hatten. Wir rechneten mit acht bis neun Tagen Marsch und nahmen total 15,07 kg Proviant mit, wobei wir auf der Reis-Eierhörnli-Basis aufbauten. Auch eine Art «Bergausrüstung» lag bereit; ihren Inhalt verschweige ich dem berggewohnten Leser – aber dafür war sie leicht! Da wir eine Gewichtslimite von 75 kg für das Gesamtgepäck hatten und noch Arbeitsmaterial, Brennstoff, Gewehr, Schlafsäcke, Luftmatratzen und Zelt mitnehmen sollten, blieb uns nichts anderes übrig, als am Reservematerial, vor allem am Proviant, zu sparen.

Streng musterte die Flugbesatzung unsere Lasten, die wir an Bord brachten, doch entging eine Büchse Pflirsichkompott der Kontrolle. Ich nahm sie mit für den Fall, dass es einen Grund zum Feiern gäbe, und ein solcher findet sich ja immer, vor allem in der Arktis.

Der «Norseman» lag mit ziemlich vollen Tanks bereit, und zur abgemachten Stunde flogen wir los. Nach zwei Zirkeln über dem Centrumsee folgten wir dem breiten Vandredalen nach Norden. Langsam gewannen wir an Höhe; Fritz und ich tauschten einen Blick, und wir nickten uns zu: das Unternehmen rollte.

Herrliche Landschaften glitten an uns vorbei. Die tiefstehende Sonne betonte das Relief, über dem Spiel von Licht und Schatten in den Felswänden wölbten sich, einem Zuckergusse gleich, kleine Hochlandeiskappen.

Beim 81. Breitengrad verliessen wir das Vandredalen und flogen über einen flachen Sattel in die Independence-Fjord-Senke. Nun mussten wir auf eigene Faust Station Nord suchen, da erstens schon Lunding und ich verschiedener Meinung über ihre Position waren und noch eine Lagemeldung der Station selber hinzukam, die aber nach unserer Karte so unwahrscheinlich klang, dass wir ihr nicht trauten. Erst später merkten wir, dass hier unsere Karte gegenüber dem Gradnetz um 40 km verschoben war. Doch hätten wir uns nicht zu sorgen brauchen, schon von weitem sighteten wir die grosszügigen Anlagen dieser jüngsten Wetterstation im Nordpolargebiet.

Plötzlich stieg eine Fontäne roten Rauches am Strande auf, die Besatzung der Station markierte die günstigste Landungsstelle für Wasserflugzeuge. Dies war

nötig, da sich die Nähe grosser, schwimmender Gletscher in Form unzähliger kleiner Eisschollen bemerkbar machte.

Am Strande empfing man uns herzlich; Stationsleiter Kurd Nielsen machte dem Ruf, den die dänische Gastfreundschaft genießt, alle Ehre.

Man zeigte uns die Anlagen dieser jüngsten Basis und Wetterstation. Aber neben allem Raffinement moderner Technik fehlten auch die Schlittenhunde nicht, jene treuen Freunde, die schlussendlich doch das zuverlässigste Transportmittel der Arktis bleiben werden.

Während wir eine ausgezeichnete Mahlzeit genossen, blieben die Wetterfrösche nicht untätig. Sie brauten für uns aus verschiedenen Wettermeldungen und einem in solchen Fällen unerlässlichen Fingerspitzengefühl einen Wetterbericht für Nord-Peary-Land. Der Bericht lautete so günstig, dass wir von unseren eben gewonnenen Freunden Abschied nahmen und nach dem obligaten Ehrensturzflug auf die Abschiedwinkenden einmal mehr nordwärts brummten.

Der riesige Independence-Fjord wies erstaunlich viel offenes Wasser auf; wir empfanden dies als gutes Omen. Nach einer Weile begannen Nebelschwaden die Orientierung zu erschweren. Über 100 km folgten wir einfach einer Bergkante zur Linken. An Hand der Karte versuchten wir unsere Position auszumachen; dieses harmlose Gesellschaftsspiel hätte sicher auch in Europa Anklang gefunden. Erst als wir uns der Mündung des F. H. Hyde-Fjordes näherten, klarte die Sicht auf, dafür tanzten wir etwas in den Böen. Wir drehten nach Westen ab, in mir stieg die Spannung, bald würde am Friggs-Fjord das Schicksal meines Planes entschieden.

Die folgende kurze Schilderung der uns nun umgebenden herrlichen Bergwelt entstammt der Feder Lauge Kochs (*Survey of North Greenland*), der 1938 als erster Peary-Land überflog und die geographischen Rätsel um die unbekanntenen Verbindungen zwischen den bekannten Fjordmündungen löste:

“Some distance further on the fjord issued a branch towards the north. Two islands were situated in this fjord branch, which continued in a broad flat valley, at first in a northerly and subsequently in a westerly direction. The valley was bounded on the north by a mountain range, whose highest peaks were mapped by me in 1921 from the sea ice north of Greenland. Four large glaciers descended the south slope of the range. The valley into which the glaciers descended was protected towards the east, north and west by the mountains, which formed like a circular hot-house, and I therefore called it Drivhuset—the hot-house. Here, just south of the nothernmost point of Greenland, it must be wonderful in the summer. This place must afford an excellent working field to zoologists and botanists. Perhaps they will one day arrive by airplane and remain during the summer to study the plant and animal life here at the end of the world.”

Was 1938 noch Traum war, wurde nun Wirklichkeit. Zwar hatte uns die eisblockierte Friggs-Fjord-Mündung erschreckt, doch im Innern, hinter den zwei

kleinen Inseln, lag eine weite offene Wasserfläche, auf welcher Lunding am 2. August, um 3.15 Uhr, niederging.

Wir luden unser Material aus, ein kurzer Händedruck, eine letzte Bestätigung: am 10. August, um 18 Uhr, und schon verschwand der «Norseman» mit elegantem Bogen im Südosten.

Trotz unserer Müdigkeit rekognoszierten wir die Umgebung. Wir befanden uns an einem öden Sandstrand, der landeinwärts in ebenso öde Schotterterrassen überging. In feuchten Rinnen fanden wir jedoch eine überraschend reiche Vegetation, Weidenröschen, Löwenzahn, eine Margritenart sowie verschiedene Gräser. Am Strande und an Bachkegeln wuchs die sternförmige *Cochlearia*. Im Sande kreuzten sich Spuren von Füchsen und Hasen. Ein Moschusochse hatte ebenfalls einmal das Delta durchquert. Aufgeregt trompetend überflog uns ein Lummennpaar. Nördlich der Schotterterrassen sahen wir, teils im Nebel, eine Gebirgskette, eine tiefe Kerbe in der Horizontlinie markierte unser Ziel, ein grosses, gegen Norden führendes Tal. Doch vorerst stellten wir das Zelt auf und schliefen augenblicklich ein.

Es war 11 Uhr, als wir wieder erwachten; wir packten die Lasten, die uns die folgenden neun Tage drücken sollten. Unsere langjährige Pack- und Basterfahrung kam uns zustatten; jeder prahlte mit der bestgepackten Innenlast und murrte über so unhandliche Dinge, wie Schlafsäcke, Zelt, Gewehr und Benzinflasche, die als Aussenlasten fungierten. Mit einem «Hoh-ruck» luden wir auf und stapften los, ein halb belustigter, halb besorgter Blick streifte das Häufchen Reserveproviant, das unter einer steinbeschwerten Kartonschachtel zurückgelassen wurde.

Spannung und Neugier liessen uns sofort ein rasches Marschtempo einschlagen. Wir stiegen über eine Felstrippe in jenes von uns am «Vorabend» gesichtete Tal ein, und hier erlebten wir eine der grössten Überraschungen: eine dichte Vegetation bedeckt den Talboden. In sattgrünen Sümpfen wachsen Wollgras und Schachtelhalm, Hahnenfuss spriesst aus den Moospolstern der Schneetälchen. Die trockenen Gebiete weisen einen dichten, rotbraunen Heidebewuchs mit *Cassiope tetragona* und *Dryas integrifolia* auf. Ausgetrocknete Fliesserdehalden sind mit kriechenden Polarweiden überwachsen, deren Stämme Durchmesser bis zu 5 cm erreichen.

Der Talboden ist breit und leicht gewellt, auf beiden Seiten steigen zackige Felsgräte steil bis zu einer Höhe von 1700 m auf. So idyllisch der Anblick der Heide mit ihren weissen Glöcklein war, so mühsam war es, auf den Vegetationsbuckeln zu laufen. Wir pflegten das «Marschieren» auf der Buckelheide mit einem Marsch auf den heimatlichen Eisenbahnschwellen zu vergleichen: eine je Schritt ist zu nahe, zwei sind zu weit. Dankbar genossen wir die Pause, die uns zwei Raubmöven verschafften, indem sie vor unseren Augen einen struppigen Polarfuchs angriffen. Er flüchtete, ab und zu in die Luft schnappend.

Von Osten her schiebt sich nun der breite Nysnegletscher (Neuschneegletscher) als Riegel quer über das Tal. Nachdem wir einmal die Flanke überwunden hatten, kamen wir auf der spaltenfreien Zunge rasch vorwärts.

Lange hatte dieser Gletscher die Sicht nach Norden versperrt; als wir aber die Zungenmitte erreichten, sahen wir ein gutes Stück unseres zukünftigen Weges vor uns. Im Tale selber liegt ein mächtiger Gletscher, der allmählich nach Norden ansteigt; seine Zunge erreicht jedoch den Nysnegletscher nicht. Ganz im Norden erkannte man eine Passlücke; dies stimmte mit unserer Karte überein. Wir taufte den neuen Gletscher «Sydglletscher».

Vor der Sydglletscherzunge kampierten wir; eine Pemmikansuppe (böse Zungen vergleichen sie mit Sägemehl) stärkte uns. Bald krochen wir in die Schlafsäcke und lobten beim Rückblick auf den Tag das Wetter, welches ständig bedeckt und für einen Gepäckmarsch ideal kühl gewesen war.

Der 3. August sah uns bei Schneetreiben den Sydglletscher hinaufwandern. Der stark von Querrippen durchsetzte Gletscher ist nur in der Mitte längs grosser Bäche gangbar, dort allerdings kamen wir rasch vorwärts. Ein Moschusschädel auf dem Eise zeigte uns, dass wir einer «offiziellen» Piste folgten. Schneetreiben und Nebel verdichteten sich, jetzt bewährten sich unsere Airexkleider. Wir peilten einen ab und zu im Norden auftauchenden Berg an und gerieten in etwa 560 m Höhe in die Plaine-Morte-Zone. So nennen wir eine Art versumpften Firns, auf welchem man oft einbricht. Beide zahlten wir unseren Tribut in Form nasser Füsse. Auf der Passhöhe (745 m) piff es kräftig von Westen, so dass unsere Rast auf der flachen, von uns Nordpassage genannten Wasserscheide bald abgebrochen wurde.

Der Sturm vertrieb die Nebelschwaden, links vor uns senkte sich ein Gletscher (Nordglletscher) in Windungen nach Norden, rechts stieg ein anderer Gletscher (Malcantonefirn) weiterhin flach nach Nordosten an. Zwischen beiden liegt mit sanftem Westhang der von uns angepeilte Berg. Die übrigen uns umgebenden Berge sind mässig steile Felspyramiden. Nach kurzer Lagebesprechung beschlossen wir, dem linken Gletscher talabwärts zu folgen. Dieser Beschluss wurde hauptsächlich im Hinblick auf die steilen Wände beidseitig des Gletschers gefasst, da sich in ihnen die geologischen Verhältnisse gut abzeichnen.

Nun gerieten wir in ein System grosser Oberflächenbäche. Wir hatten bereits eine ganze Anzahl übersprungen, umgangen oder auf Eisbrücken traversiert, als wir auf den Hauptbach stiessen, der mit unheimlicher Geschwindigkeit durch eine 2–3 m tiefe und 2–5 m breite Eisschlucht braust. Fritz Müller wagte den Sprung auf einen Eissims hart am Wasser. Doch die Last presste ihn gegen den Firn der gegenüberliegenden Wand; arg zerschunden rettete er sich, indem er mit dem Pickel ein Abgleiten verhinderte. Ich beschloss, meine Last stückweise hinüberzuwerfen. Diese Prozedur vertrug unser Gewehr nicht, ein gespaltener Schaft und

ein leicht verbogener Lauf waren das Resultat. Besonders schmerzlich für mich war jedoch der Verlust meines Notizbuches, welches aus der Kartentasche rutschte und vom Bach mitgerissen wurde. Doch fanden wir unsere gute Laune rasch wieder, im Eiltempo strebten wir über Eisrippen «unserem» Berge zu.

Nach einigem Suchen fanden wir einen Abstieg vom Gletscher auf einer mit Moos und Blumen bewachsenen Terrasse. Nahe einem Gletschersee schlugen wir unser erstes Lager nördlich des Gebirges auf. Die idyllische Landschaft der Zeltumgebung bewog uns, den Berg «Paradiesberg» zu taufen.

Wir erwachten am 4. August bei strahlendem Wetter; erst jetzt zeigte sich die Bergwelt der Umgebung in vollem Glanz. Westlich von uns ragte eine Eispyramide auf; diesen, dem Lucendro gleichenden Berg taufte wir «Helvetia Tinde» (Zinne). Er ist mit seinen knapp 2000 m der höchste Berg Nordgrönlands. Weitere unbekannte und unbenannte Spitzen zeigten sich, als wir vom Lager aus etwas höher stiegen. Doch vom Genuss des Rundblickes lenkte uns ein Hermelin ab, der zutraulich und neugierig immer engere Kreise um uns zog, um zuletzt zwischen Fritzens Schuhen zu spielen.

So gerne wir geblieben wären, wir mussten weiter, hatten wir uns doch als Ziel ein Delta am mittleren Sands-Fjord gesteckt. Wiederum glückte es uns, auf dem karstartig ausgewitterten Gletscher eine Strasse zu finden; ein Bach mit ebenen Ufern führte uns schnurgerade auf einen riesigen Moränenwall zu, den der Gletscher am Aussenrand einer grossen Umbiegung aufgeworfen hatte. Hier dreht der Gletscher plötzlich nach Westen ab, was uns nicht gerade passte. Wir bestiegen deshalb eine Felsspitze, um uns über die weitere Marschrouten zu orientieren.

Vom etwa 550 m hohen Turm aus sahen wir, dass der Gletscher mit einer grossen Schlinge mehrere Kilometer nach Westen ausholt, um dann wieder zurückzukehren und direkt in der Fortsetzung seiner bisherigen Richtung nach Norden abzdrehen. In der Ferne sahen wir, wie das Gletschereis plötzlich von einer andern Eisform abgelöst wurde, wir sahen das Eis des Sands-Fjordes. Der Nordgletscher verliert in der Schlinge 400 m Höhe, dies, zusammen mit der Pressung

Tafel 47 : Blick von Westen auf den eisfreien Friggs-Fjord. Abstand der beiden Inseln etwa 1,5 km. Im Vordergrund ist das Delta des grossen Flusses sichtbar ; im Hintergrund sieht man den eisbedeckten F. E. Hyde-Fjord. (Geodetic Institute, Copenhagen : Copyright.)

Tafel 48 : Blick von Westen auf das sanft von rechts nach links ansteigende Tal Grönemarken. In der Mitte der Nysne-Gletscher, links die Zunge des Syd-Gletschers, im Hintergrund der F. E. Hyde-Fjord. Distanz von Bildrand zu Bildrand am Talboden : 6–7 km. (Geodetic Institute, Copenhagen : Copyright.)

Doppeltafel 49/50 : Blick von Westen auf den Nordgletscher mit den grossen Oberflächenbächen. Unten rechts ein Vorgipfel der Helvetia Tinde (2000 m). Mitte rechter Bildrand (Vermessungsmarke 40) : der Pass «Nordpassagen», auf den das oben in der Bildmitte liegende Paradiesfeld abfliesst. Mitte linker Bildrand : der innerste Sands-Fjord. Oben im Hintergrund : links das Polarmeer, rechts der F. E. Hyde-Fjord. Im Bogen des Nordgletschers sieht man die Schlucht, in der das gut sichtbare Spaltensystem umgangen wurde. Luftlinie Nordpassagen-Sands-Fjord : 14 km. (Geodetic Institute, Copenhagen : Copyright.)









in den Windungen, erzeugt ein Spaltengewirr, welches für uns mit den schweren Lasten ein ausserordentliches Hindernis darstellte.

Schon beim Aufstieg hatten wir eine kleine Schlucht entdeckt, welche den Hals der Schlingengerippe durchbricht. Sie schien eigens für uns angelegt worden zu sein, umgingen wir doch so innert einer Stunde das ganze Spaltensystem und stiegen 400 m fast auf das Meeresniveau hinunter. Unten allerdings empfing «man» uns kühl: ein breiter Bach bricht aus einem Gletschertor und zwingt uns zu einem kalten Bad. Wenn auch die Beine etwas steif und gefühllos wurden, so wateten wir doch unter aufmunternden Zurufen durch die verschiedenen Arme.

Wieder auf dem Gletscher, folgten wir einer vom Orientierungsspitzen aus vorgemerkten Piste und kamen rasch in den Bereich der schwimmenden, ab und zu kalbenden Gletscherzunge. Beim Abstieg über die fast senkrechte, 30 m hohe Flanke konnten wir einigen Moränensimsen folgen. Unten gab es nochmals ein Bad im Bach, und dann standen wir nach neun Stunden Marsch auf einer gelbgrünen Sumpfwiese. Ein kurzer, beschleunigter Marsch brachte uns an das Ufer des Sands-Fjordes.

Wir stöberten in allen Gebieten der Wissenschaft herum, Wetter und Flora, Fauna, Geologie und Morphologie kamen zur Sprache. Das Hauptproblem war jedoch: wie kommen wir weiter.

Wir waren bisher, die Bäche ausgenommen, auf guter Piste marschiert. Nun begann der an kleinen Buchten reiche Sands-Fjord, der sich nach Norden ins Polarmeer öffnet. Seinem Ostufer hatten wir zu folgen, und soweit wir sahen, stiegen die Wände steil aus dem Wasser; ein schmaler Streifen von Bergsturzböcken säumt ihren Fuss. Ein mühsames Balancieren begann, fünf Stunden lang krabbelten wir über die Blöcke, nie wussten wir, was unser hinter der nächsten Nase wartete. Besonders unangenehm war eine 250 m lange Strecke: hier fiel der Fels in Plattenschüssen gegen den Fjord ein. Die wenigen, lockern Platten gerieten beim Betreten in Bewegung, was immer wieder ein allgemeines Rutschen des ganzen Hanges auslöste. Wir tasteten uns vorsichtig weiter und nahmen nachher mit Freuden die sicheren Blockhalden in Angriff. Etwa 1 km vor unserem als Ziel gesteckten Delta scheuchte Fritz einen Schneehühnerschwarm auf, und nach langer Jagd mit dem nicht gerade präzisen Gewehr brachte er vier Hühner zur Strecke. Erschöpft und frierend, aber guten Mutes erreichten wir nach weiteren fünf Stunden das Delta und waren froh, bei einem kräftigen Essen unsere Beine strecken und uns wärmen zu können.

Doppeltafel 51/52: Blick von Westen auf den Sands-Fjord, das Polarmeer und Kap Morris Jessup. Mitte rechter Bildrand: Zunge des Nordgletschers. Längs des östlichen Fjordufers (oberhalb Bildmitte) sieht man die Steilwände und kurz vor der Mündung den Hängegletscher. Kap Morris Jessup ist die zweite kleine Nase östlich der Sands-Fjord-Mündung. Länge des Fjords: 15-16 km Luftlinie. (Geodetic Institute, Copenbagen: Copyright.)

Ein kleiner Rundgang um das Lager zeigte, dass vom Delta aus nach Norden, so weit wir sehen konnten (1 km), eine breite Terrasse dem Sands-Fjord-Ufer folgte. Deshalb gaben wir den Plan auf, durch das vom Delta nach Osten führende Tal zum Kap Morris Jessup vorzustossen.

Der ewige Tag des arktischen Sommers hatte allmählich unseren Rhythmus durcheinandergebracht. Es war dann auch 19 Uhr am 5. August, als wir uns für den grossen Tag, den Vorstoss zum Nordkap der Welt, rüsteten. Wir liessen das Lager stehen und gedachten, mit leichter Last 55–60 km zum Kap und zurück innert 16–20 Stunden zu bewältigen.

Wir marschierten los und konstatierten mit Befriedigung, dass wir gut in Form waren. Zwei Funde, ein Rentiergeweih und ein altes Eskimofleischdepot (ringförmiger Steinhafen), zeigten, dass wir uns dem Polarmeerufer, dem alten Ostgrönland-Einfallstor für die kanadischen Pflanzen, Tiere und Menschen, näherten.

Unsere Marschtabelle hielten wir genau bis nach dem ersten Kilometer ein, dann hörte nämlich die Terrasse auf, und die Blockhalden begannen wieder. Die leichteren Lasten, die Übung, die wir bereits erworben hatten und vor allem der Wille vorwärts zu kommen, liessen uns mit bestmöglichem Tempo weiterklettern. Wie wir uns so richtig an das Hüpfen und Balancieren gewöhnt hatten und uns bereits ausserhalb der Fjordmündung wähnten, sperrte uns plötzlich ein fast senkrechter Hängegletscher den Weg. Er war auf der Karte nicht verzeichnet, und deshalb hatten wir die Steigeisen zurückgelassen. Nun standen wir vor dem unerwarteten Hindernis und schauten uns fragend an. Später, zu Hause, entdeckte ich dann allerdings in MacMillans Tagebuch (Koch, *Survey of North Greenland*, S. 134) eine Notiz, die ich nicht hätte übersehen dürfen; er schreibt:

“On the eastern side of Sands Fjord—another fine panorama—a glacier starting at the very summit of the range comes down into the sea ice at times dropping almost vertically with some wicked looking cracks along the edges.”

Uns blieb nichts anderes übrig, als dem Südhang des Gletschers entlangzuklettern, bis wir in etwa 300 m Höhe eine flache Stufe entdeckten, den Gletscher in zehn Minuten querten und am Nordhang wieder hinunterstiegen. Wir labten uns einmal mehr an unserem Leibgetränk, Nescafé und Ovospport, etwas Nestlé-Pulvermilch und viel Zucker in leicht salzigem Fjordwasser aufgelöst, bevor wir die restlichen Blockhalden in Angriff nahmen.

Es war 4 Uhr am 6. August, als plötzlich die Wand zur Rechten zurücksprang und wir von einem Blockwall aus einen für uns beide unvergesslichen Ausblick hatten: Vor uns lag das Packeis des Polarmeeres. Die Schollen waren oft zu Wällen und Rippen aufgespreßt, und kleine Wasserstrecken waren hier und dort sichtbar. Sie spiegelten metallisch die Sonne wider, die im Norden in Strahlenbündeln durch die Wolken brach. Wir schwiegen und tauschten einen Blick des Einverständnisses. Nun stiegen wir durch die letzten Blöcke zum Meer hinunter.

Als Empfangskomitee amtete ein Seehund, der uns neugierig aus dem Landwasserstreifen betrachtete. Und hier am Meeresufer wurden wir für die Mühen der Blockhalden belohnt. Der Eisfuss (von der Strömung aufs flache Ufer geschobenes Eis) lag als breite, ideale Strasse vor uns; wir folgten ihr nun nach Osten. Wir durften nur nicht zu weit links halten, dort schimmerten unter dünner Schnee- und Eisdecke tückische bläuliche Wasserlöcher.

Noch 17 km bis Kap Morris Jessup. Wir zogen los. Das Schneetreiben, das den ganzen «Morgen» geherrscht hatte, hörte auf; ein kalter Rückenwind schob uns beim Marschieren. Auf Sandbänken und flachen Uferterrassen fanden sich Spuren unserer drei Vorgänger, wie Bestandteile von Schlitten, einmal ein kleiner Steinmann, dann wieder eine rostige Büchse. Als wir den Eisfuss verliessen, fanden wir eine geschlossene Moosvegetation. Hier blüht die seltene *Saxifraga flagellaris*, die aus einer grünen Blattsonne mit rötlichen Spitzen eine leuchtend gelbe Blüte treibt.

Die flache Uferpartie, der wir folgten, wird landeinwärts durch eine 50–100 m hohe Felskante begrenzt. Kleine Schluchten gewähren ab und zu einen Einblick in die Hügel südlich der Kante. Wir hatten uns dem Kap auf eineinhalb Marschstunden genähert, als Fritz mich auf ein eigentümliches Tier aufmerksam machte, welches uns auf der Felskante begleitete, sorgsam bedacht, uns immer im Wind zu haben. Es war einer der seltenen, in Grönland fast ausgestorbenen weissen Polarwölfe. Der «Kollege», wie wir ihn nannten, trabte bis in die Nähe des Kaps mit. Ab und zu blieb er sitzen, einmal jaulte er uns zu, doch verschwand er dann in einer der vielen Bachrinnen, welche die Kante durchschneiden.

Wir näherten uns einem grossen Delta. Die Felskante flachte aus und ging in eine sanfte Hügellandschaft über. Unsere Spannung stieg, wussten wir doch, dass unser Ziel ein flaches Delta sein würde. Fritz sichtete auf einem Hügel einen Steinhaufen, der sich beim näheren Betrachten als der Steinmann vom Kap Morris Jessup erwies. Wir hatten es geschafft; am 6. August, um 8.47 Uhr, konnten wir uns mit einem kräftigen Händedruck gratulieren. Ein Teamwork hatte uns dieses Erlebnis ermöglicht.

Der kalte Weststurm liess uns alle verfügbaren Kleidungsstücke anziehen. Dann begann die Suche im Steinmann. Wir förderten eine rostige Büchse und eine Messinghülle zu Tage. Die Büchse enthielt den «Danebrog», die Flagge Dänemarks, die Hülle einen ganzseitigen Rapport von Lauge Koch aus dem Jahre 1921. Der Usus will, dass das Original solcher Funde heimgebracht wird, während man eine Abschrift samt seinen eigenen Mitteilungen zurücklässt. Es war kein Vergnügen, bei -2° C und Sturm einen langen Bericht, der im schützenden Zelt verfasst worden war, abzuschreiben. Ich beschränkte daher unsere Notizen auf einige Worte: Namen, Datum, Anmarsch, geplanter Rückmarsch und Wetter.

Anschliessend trieben wir Geologie und Botanik. Das Kap besteht aus Granatglimmerschiefern, die durch Bewegungen stark zertrümmert wurden. Die reiche

Flora gab allerhand zu sammeln, so den schwefelgelben Polarmohn, verschiedene Hungerblumen, beide *Cerastien*, und einige Gräser. Vor allem interessierte uns die «nördlichste» Pflanze. Um diesen Titel kämpften die sternförmige *Cochlearia* und die rotblühende *Saxifraga oppositifolia*. Letztere ist überhaupt die häufigste Pflanze am Kap.

Gegen 12 Uhr brachen wir zum Rückmarsch auf. Das Umkehren in unbekanntem Gebiet fällt meist schwer, doch diesmal war es anders, da wir wirklich am Ende des möglichen Vorstossweges gewesen waren. Wir zogen mit Tempo los, um auf dem Eisfuss Zeit zu gewinnen, damit die späteren Hindernisse die Marschtabelle nicht allzusehr über den Haufen werfen würden.

Eine plötzliche Wärmewelle von +6° C weichte die Oberfläche unseres Weges auf, so dass wir nicht so schnell vorwärts kamen, wie wir gedacht hatten. Die Blockhalden bis zum Hängegletscher nahmen wir gut, beim Aufstieg zur flachen Stufe machten sich die zwanzig vergangenen Marschstunden bemerkbar. Drüben ging's dann wieder besser, singend hüpfen wir im Takt von Block zu Block. Kurz vor dem Zelt stöberten wir eine Schneehuhnfamilie auf. Fritz erlegte drei Hühner. Die jagdbedingte Rast liess uns plötzlich unsere Müdigkeit fühlen. Mühsam schoben wir uns die letzten 500 m weiter, um nach 26 Stunden wieder in das Zelt zu kriechen. Wir erfrischten uns mit einem kräftigen Schluck Salzwasser, auch waren wir ziemlich hungrig, da unser Proviant nur für zwanzig Stunden berechnet gewesen war.

Ein dreizehnstündiger Schlaf, zusammen mit den vorangegangenen 32 Stunden, zwang uns am nächsten Tage zu einer eingehenden Revision des Kalenders; es war der 7. August, um 23 Uhr, als wir das Camp am Sands-Fjord verliessen und nach Süden marschierten.

Als Depot liessen wir das Gewehr und zehn Schuss, eine Büchse Pemmikan, vier Eis- und Mauerhaken, einen Eispickel, Kamm, Radiergummi und ein Fläschchen Mückenwasser zurück.

Hatte ich auf dem Anmarsch die geologischen Verhältnisse rekognosziert, galt es jetzt auf dem Rückmarsch Details in die grosse Übersicht zu bringen.

Zu unserer Überraschung waren wir ganz ausgezeichnet in Form, und trotz diversen, geologiebedingten Pausen erreichten wir innert elf Stunden unseren Lagerplatz am Paradiesberg. Dies bedeutete einen Gewinn von drei Stunden gegenüber der Anmarschzeit. Im Lager begann unser Benzinprimus zu streiken, so dass wir gezwungen waren, ihn mit Meta zu reizen, was ihm eine Stichflamme entlockte – schade um meine schöne Stirnlocke!

Am nächsten Tage, dem 8. August, um 2 Uhr, gab es einen kurzen inneren Kampf: im Westen lockte die Helvetia Tinde, doch im Süden ballten sich die Wolken in der Nordpassage, und wir hatten noch 64 Stunden Frist bis zum 10. August, um 18 Uhr. Die Vernunft gebot uns weiterzumarschieren.

Unsere Lasten waren zwar um gut 12 kg Proviant sowie um das Gewicht des Depots vom Sands-Fjord leichter geworden, dafür summierte sich das Gewicht der Gesteinsproben, wengleich wir sie auf ein Mindestmass zerkleinert hatten.

Die Nordpassagebäche umgingen wir diesmal, indem wir stark nach Osten gegen den Malcantonefirn ausholten. Auf der Passhöhe empfing uns das Nordpassagewetter mit Nebel und Schneetreiben. Wir gerieten dann auch beim Abstieg prompt in ein Gewirr von Bächen, aus denen wir uns mit viel Mühe und noch mehr Glück herausarbeiteten. Der Nebel verunmöglichte jegliche Arbeit und lockte nicht zum Rasten. Die Zwischenverpflegung, bestehend aus dem Inhalt einer Büchse Sardinen je Mann und stündlich einer Dörripflaume und zehn Weinbeeren, liess sich auch im Laufen geniessen. So erreichten wir in Rekordzeit den Zeltplatz am Nysnegletscher um 10 Uhr, am 8. August.

Manchmal in Regen übergehender nasser Schnee fiel immer dichter; wir lagen im Zelt, sorgsam bedacht, das Dach nicht zu berühren, denn wenn dies geschah, tropfte die gestreifte Stelle. Volle 24 Stunden hielt uns das Wetter im Lager fest, 24 feuchte und kalte Stunden, während derer wir etliche Restensuppenrezepte erfanden.

Am 10. August, um 10 Uhr, klarte die Sicht auf, und es galt den letzten Zug zu tun: um 18 Uhr war unser Treffen am Friggs-Fjord fällig. Der Nysnegletscher hatte diesmal seine Tücken. Die dünne Schneedecke überdeckte auch die grossen, leicht zugefrorenen Wasserlöcher. Wir brachen beide ein und zogen einen Schuh voll Eiswasser heraus; da aber ohnehin schon alles feucht war, störte das uns kaum.

Wir folgten der Aufstiegsroute, verliessen den Gletscher und strebten über die Heidebuckel talwärts. Es blies von Südosten, genau aus jener Richtung, aus welcher Eis in den innersten Friggs-Fjord treiben könnte. Diese Feststellung liess uns das Tempo beschleunigen. Von der Felsrippe über dem Delta sahen wir den Fjord – eisfrei! Die Büchse Pfirsiche unten im Depot bildete den letzten Ansporn, und im Eilmarsch erreichten wir den Fjord um 15 Uhr.

Wir hatten getan, was in unserer Macht lag, hatten innert neun Tagen ein 60 bis 70 km breites, unbekanntes Gebirge zweimal durchquert. Wir hatten Lauge Kochs Rapport vom Kap Morris Jessup geholt, die Fauna und Flora studiert, und – vor allem – wir brachten das erste, geologische Profil durch Nord-Pearyland zurück. Dies musste gefeiert werden! Die drei Stunden von 15 Uhr bis 18 Uhr am 10. August 1953 werden für Fritz und mich immer in schönster Erinnerung bleiben. Wir schwelgten im Reserveproviant, denn wir hatten das Depot mit nur mehr 10 g Zucker und 5 g Pulvermilch erreicht! Es fielen die Büchse Pfirsiche, Schokoladetafeln, Schinken und Nescafé. Einzig der anhaltende Wind

HIMALAYA 1951–1952

Von Marcel Kurz

Sikkim

Seit Tibet von den Kommunisten besetzt ist, empfindet Sikkim die feindliche Nachbarschaft mit starkem Unbehagen: es sind nicht nur die nördlichen und östlichen Grenzen für alle Reisen geschlossen, oft ist es nicht einmal möglich, sich von Darjiling nach Gangtok, seiner Hauptstadt, zu begeben, so streng ist die Polizei geworden.¹

Wirkliche Forschungsreisen werden in Sikkim immer seltener; sie konzentrieren sich jetzt natürlich auf Nepal und Garhwal. Aus diesem Grunde ist in den Jahren 1951/52 in Sikkim auch nur eine Forschungsreise zu verzeichnen, die des Schweizers Georg Frey im Oktober 1951. Zudem wurde sie zum grossen Teil auf nepalisches Gebiet ausgedehnt, da es darum ging, Einzelheiten im Yalungbecken, südwestlich des Kangchendzönga, zu erkunden.

Frey folgte dem Singalilakamm, überschritt den Semo La, ging den Yalunggletscher aufwärts und erforschte speziell seinen westlichen Seitenarm, das Becken des Tsogletschers. Danach überschritt er den Ratong La (5197 m; zweite Überschreitung dieses Passes), machte einen Versuch am Kabru und verunglückte tödlich an einem kleinen Felsberg, dem Punkt 5830, im Südosten des Koptang (*BW*, 1952, S. 145–154).

Offenbar ist das Zemubecken eines der letzten in Sikkim noch offenen Gebiete, denn die Touristen gehen mit Vorliebe in dieses grossartige Amphitheater, allerdings ohne viel Hoffnung, seine schwierigen Gipfel zu bezwingen. Im Oktober 1952 wäre jedoch der Sugarloaf, ein Vorposten des Kantsch, von einer kleinen englisch-amerikanischen Expedition fast erreicht worden.

Der Monsun war gerade am Ende, als man in der Green-Lake-Ebene eintraf und in den alten Mauern der Bayern Quartier bezog. Am ersten schönen Tag

¹ Die Schliessung der Grenze zwischen Sikkim und Tibet fiel etwa mit der Ankunft des Dalai-Lama in Yatung (Chumbi) Ende Dezember 1950 zusammen. Diese historische Flucht wird von Heinrich Harrer in seiner Bildreportage in *Life* (International Edition) vom 7. Mai 1951 behandelt. Siehe auch sein Buch *Sieben Jahre in Tibet – Mein Leben am Hofe des Dalai-Lama*, Ullstein, Wien 1952.

Tafel 53: Macha Puchar (6997 m) von Süden, von etwa 3800 m am Westhang des Seti Khola.





bestiegen Mrs. Monica Jackson (geb. Morris) und der Amerikaner R. H. T. Dodson mit dem Sirdar Lhakpa Tsering eine Schneekuppe auf der Südseite des Hidden-gletschers (wahrscheinlich Punkt 6114 oder eine Nachbarkuppe; diese Gipfel wurden übrigens bereits 1939 von der Expedition Grob erreicht).

Ihr Hauptziel war der Sugarloaf (6455 m), den die Münchener Allwein und Brenner im August 1931 bestiegen hatten. Man ging den Zemugletscher hinauf und lagerte am Fusse des Ostsporns, wo der Gletscher der Twins einmündet. Da ihr Sirdar Lhakpa an Malaria litt, musste er zur Basis zurückgehen. Die beiden Angloamerikaner mit den drei Sherpas Lhakpa Gyelbu, Nyima Tensing und einem Gyalgen bezwangen nicht ohne Mühe den Eisfall des Sugarloafgletschers, um ihr letztes Lager in dem oberen Gletscherbecken bei etwa 5900 m zu errichten.

Von dort erreichten sie in zwei Seilschaften den Südwest-Gipfelgrat des Sugarloaf, dem sie bis zu einem grossen Gendarmen folgten. Um 11 Uhr kehrten Mrs. Jackson und zwei Träger um, während Dodson und Gyalgen den Turm bezwangen und auf dem Gipfelgrat weiter vorstiessen. Doch war der Schnee tief und lawinengefährlich; so entschlossen sie sich bei etwa 6400 m zum Rückzug. Die Expedition kehrte bei herrlichem Herbstwetter nach Gangtok zurück.¹

Nepal

Die nepalische Regierung zeigt sich weiterhin Fremden gegenüber sehr grosszügig und hat den meisten Gesuchen um die Erkundung ihrer Berge ihre Bewilligung erteilt – wohlverstanden unter der Bedingung, dass diese Gesuche ordnungsgemäss auf dem diplomatischen Wege erfolgen und dass nicht derselbe Berg gleichzeitiges Ziel mehrerer Expeditionen ist.

So muss man sich jetzt für bestimmte Gipfel Jahre im voraus einschreiben, so zahlreich sind die Bewerber! Denn Nepal besitzt Schätze jeder Art, nicht zuletzt seine in den Himmel ragenden Bergriesen. Die wirkliche Jagd auf die Achttausender beginnt erst jetzt. Ein neuer Tag bricht über Nepal an...

Während der Jahre 1951/52 gab es grosse und kleine Expeditionen auf seinem Gebiet. Das Ziel der meisten war der Everest. Die zeitlich erste ist beinahe unbemerkt geblieben, denn sie wurde mehr oder weniger heimlich unternommen. Der Däne Klaus Becker-Larsen hat nichts veröffentlicht, aber seine Odyssee wurde unserem Korrespondenten in Darjiling von seinen Sherpas erzählt. Dieser Bericht steht in *Berge der Welt*, 1952, Seiten 277–279; 1953, Seiten 33–34.²

¹ Monica Jackson: «Two climbs in Sikkim» in *Mountain Craft*, Nr. 21, Seiten 6–9; *Amer can Alpine Journal*, 1933 (Nr. 27), Seiten 573–579 (kurzer Bericht Dodsons).

² Zum Verständnis dieses und aller folgenden Everestberichte sei darauf hingewiesen, dass der Name *Lho La* dahin verlegt wurde, wo er hingehört, nämlich zwischen den Lhotse und den Everest. Der ehemalige «Lho La» heisst jetzt *Khumbu La* (6100 m). Das geschah

Nach der Erkundung des Khumbugletschers durch Houston und Tilman im November 1950 hätte man eine grosse amerikanische Expedition für das Frühjahr 1951 erwarten können. Daraus wurde nichts. Dafür gab es um die gleiche Zeit in der Presse ein Echo, das von grossen Vorbereitungen der Sowjets von der tibetischen Seite her berichtete. Diese tendenziösen Nachrichten hatten gleichwohl die gute Wirkung, den britischen Ehrgeiz anzustacheln, der seit 1939 gedämpft war.

Michael Ward nahm sich als erster der Sache wieder an und schlug im Mai 1951 dem Everest-Comité (heute « Joint Himalayan Committee of the R.G.S. and A.C. ») vor, Nepal zu ersuchen, eine Kundfahrt zum Everest im Herbst des gleichen Jahres unternehmen zu dürfen. Dieser Plan wurde von seinen beiden « Alpine Club »-Kameraden Campbell Seard und W. H. Murray sehr energisch unterstützt. Noch vor Eintreffen der Antwort begann Murray, dessen Spuren wir 1950 in Garhwal folgten und der offenbar stark an den Erfolg glaubte, eiligst mit den Vorbereitungen.

Shipton kehrte Mitte Juni von China zurück. Man bot ihm selbstverständlich die Leitung der Expedition an. Die politische Lage war damals in Nepal so gespannt, dass er starke Zweifel hatte, ob die Bewilligung eintreffen würde. Aber sie kam, gegen alle Erwartung. Er entschloss sich also, diese einzigartige Gelegenheit auszunützen, und das sollte er nicht bedauern. Seit langem träumte er davon, einmal die Heimat der Sherpas zu besuchen, mit denen er auf seinen zahlreichen Expeditionen so eng verbunden gewesen war, die Heimat, von der er so viel Wunderbares hatte erzählen hören.⁸

Für einen fast berufsmässigen und derart erfahrenen Forscher wie Shipton musste diese Kundfahrt von 1951 die Verwirklichung eines alten Traumes und die Krönung seiner Laufbahn werden. Galt es doch, den dreissig Jahre zuvor von Mallory eröffneten Angriff wieder aufzunehmen, und zwar von einer neuen, ganz unbekanntem Seite her!

nicht aus Widerspruchsgeist, vielmehr der Symmetrie zuliebe: im Norden des Everest Chang La und Changtse (*Chang* = Norden), im Süden also Lho La und Lhotse (*Lho* = Süden).

Der « Lho La » war 1921 so von Mallory getauft worden, der von Rongbuk kam, also von Norden gegen Süden. Aber für die Tibeter sind alle Pässe in ihrer Südgrenze « Lho La », also ist diese Bezeichnung viel zu unbestimmt. Da der Sattel in der Achse des Khumbugletschers liegt, haben wir ihn Khumbu La getauft. Diese Berichtigung erscheint bereits auf der Karte, die Band VIII unseres Jahrbuches beigelegt ist. Wir hoffen, dass die Engländer damit einverstanden sein werden. Es ist nicht nötig, den Namen « Lho La » der Bezeichnung « Südsattel » vorzuziehen, denn diese ist praktisch. Wichtig ist nur, den ehemaligen « Lho La » (6100 m) tatsächlich durch den besseren Namen *Khumbu La* zu ersetzen.

Auch der Name *Nup La* ist unpassend, da er viel zu weit vom Nuptse (Nup = Westen) entfernt ist. Man wird etwas Besseres finden müssen.

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass es westlich von Namche, auf eine Strecke von 80 km, nicht weniger als drei grosse Flüsse mit dem Namen *Bhote Kosi* (= tibetischer Fluss) gibt. Das ist für die Sherpas und überhaupt in Nepal ganz natürlich, aber geographisch nicht annehmbar. Der *Bhote Kosi*, der südlich von Namche sich mit dem Dudh Kosi vereint, hat sein ganzes Einzugsgebiet in Nepal und verdient also diesen Namen nicht. Dagegen kommen die beiden anderen gleichnamigen Flüsse tatsächlich aus Tibet. In diesem Gebiet ist die Nomenklatur wirklich noch sehr primitiv.

⁸ Shipton hat die Schreibweise *Solo Khumbu* eingeführt, aber wir folgen ihm nicht, bevor sich unsere Tibetologen endgültig dazu geäußert haben. Solo und Khumbu sind zwei Nachbarbezirke von sehr grosser Ausdehnung, die eine völkerkundliche und religiöse Einheit bilden. Die Grenze zwischen beiden verläuft nahe von Ghat. Prof. Krenek in Darjiling tritt für die Schreibweise *Solo Khumbu* ein; er hat etwa hundert Sherpas befragt.

Es handelte sich um nichts weniger als zu beweisen, dass es möglich wäre, durch den Eisfall des Khumbugletschers vorzustossen, das Westbecken (*Western Cwm*) hinaufzusteigen, den Südsattel (jetzt Lho La) zu erreichen und dem Südostgrat bis zum Gipfel zu folgen. Und das im Herbst nach dem Monsun. Niemand glaubte daran.¹

Ausserdem hoffte Shipton, bei dieser Gelegenheit die ganze Umgebung zu erforschen und weiter nach Westen bis zum Gaurisankar vorzustossen.

Bisher hatten nur Mallory 1921 und Shipton 1935 einen Blick durch Nebel in das unbetretene Heiligtum des Cwm werfen können, aber der Zugang zum Südsattel blieb die grosse Unbekannte. Diese Route schien so abschreckend, dass sich darauf keine ernsthafte Hoffnung bauen liess. Seither war Shipton jedoch weniger skeptisch geworden, man könnte fast sagen gezwungenermassen, denn die tibetische Route war ja definitiv geschlossen. Langsam erwuchs aus dem Zweifel eine vage Hoffnung.

Nun wurden die Vorbereitungen fieberhaft in Angriff genommen, aber noch machten die Nachwehen des Krieges manches kompliziert. Das Budget erlaubte keine Equipe, die stark genug gewesen wäre, den Gipfel anzugreifen. Es sollte nichts weiter als eine Kundfahrt sein, mit dem Hintergedanken, im folgenden Frühjahr wieder auszurücken. Den grössten Beitrag lieferte die *Times*, die sich das Exklusivrecht für die Nachrichten sicherte.

Secord, dessen Haus als Depot gedient hatte, musste verzichten; ebenso unser Landsmann Alfred Tissières. Murray und Ward schifften sich am 2. August mit dem gesamten Gepäck nach Bombay ein, wo sie am 18. eintrafen. Shipton und Tom Bourdillon (AC, 1951) begaben sich im Flugzeug direkt nach Delhi, das sie am 19. erreichten.²

Shipton folgte natürlich den Spuren der Expedition Houston vom November 1950, aber er geriet mitten in den Monsun, was ihm schwer zu schaffen machte. In Jogbani fand er einen alten Kameraden vor, mit dem er schon achtmal im Himalaya gewesen war, den berühmten Sirdar Ang Tharke, der seine rechte Hand werden sollte. Dieser hatte zwölf weitere Sherpas bei sich¹, die auf dem Wege nach Solo Khumbu waren und die alle als Träger bis nach Namche Bazar verpflichtet wurden. Von Jogbani begab sich Shipton am 27. August mit einem Lastwagen nach Dharan, wo er mit einiger Mühe 25 Lokalträger engagierte, die er in Dhan-kuta und in Dingla auswechselte, wo er sich vier Tage lang aufhielt. Hier traf er auch mit Hillary und Riddiford zusammen, den Neuseeländern, die wir vom Mukut Parbat her kennen. Von Dingla ab war der Monsun zehn Tage lang besonders schlimm. Nach insgesamt vier Wochen mühseligen Marsches waren alle

¹ Über das Wort *Cwm* und dessen Übersetzungen, siehe die lustige Studie von Félix Germain in *Alpinisme* (GHM), 1953, Seite 302 ff. («Petite parade pour un grand cirque»).

² Shipton war 44 Jahre alt, Murray 38, Hillary 32, Riddiford 32, Bourdillon 27 und Ward 26.

am 22. September in Namche beisammen. Endlich hörte der Monsun auf. Shipton wurde von seinen Sherpafreunden mit königlichen Ehren empfangen, und seine Ankunft in diesem seither berühmt gewordenen Ort wurde ein richtiges Fest.¹

Am 25. September verliess die Expedition Namche mit zehn bergmässig ausgerüsteten Sherpas und fünfzehn weiteren Trägern bis zum Basislager. Nach einem Aufstieg von 600 m durch Wald gelangte sie im Nebel spät am Abend nach Thyangboche, aber am nächsten Tag ging ein zauberhafter Morgen über einem der schönsten Orte der Welt auf. Shipton kann Thyangboche und seine wunderbare Aussicht nicht genug rühmen. Welch ein Gegensatz zu dem «schrecklichen Tal von Rongbuk»!²

Der Abstieg zum Imjya Khola führt ebenfalls durch Wald (Fichten und Birken). Jenseits von Pangboche verlässt man endgültig die Waldzone, es beginnen die Almen. Die Expedition verbringt die Nacht in «Phariche» (vielleicht ist dies die richtige Schreibweise), ein derzeit unbewohntes «Dorf». Shipton gibt an, dass er hier abbog, um im Lobujya (*sic!*) Khola aufzusteigen, und die Karte in der *Times* ist ebenfalls falsch, denn sie zeichnet den Zusammenfluss Chola-Imjya unterhalb des Zusammenflusses Khumbu-Imjya ein.

Shipton mag abgelenkt gewesen sein, da plötzlich die Gipfel der tibetischen Grenze im Hintergrunde des Khumbugletschers auftauchten. Er erkannte sofort den Pumori, den Lingtren, den Changtse usw., während sein Sirdar, Ang Tharke, der seine ganze Jugend in dieser Gegend gelebt und an mehreren Everest-Expeditionen teilgenommen hatte, sich keinerlei Gedanken darüber gemacht hatte. Das beweist, wie wenig Interesse die Eingeborenen an ihren Bergen haben...

Sich auf die Erfahrungen von Houston und Tilman stützend, vermied Shipton den Khumbugletscher und ging die Mulde von Lobuje hinauf, um nahe bei einem kleinen See an seinem rechten westlichen Ufer seine Basis zu erstellen. Auch hier übertreibt sein Höhenmesser erheblich (18 000 ft. = 5500 m).

Am 30. September querten Riddiford, Ward und Bourdillon mit zwei Sherpas den Gletscher, um den unteren Teil des Khumbu-Eisfalles zu erkunden. Am gleichen Tage stiegen Shipton und Hillary auf dem Südgrat des Pumori bis etwa 6100 m hoch, von wo aus sich ihnen ein weiter Blick gegen den Südsattel, den

¹ Shipton gibt für Namche die Höhe von 12 200 ft. (3720 m) an, was sicher zu viel ist. Wir haben für das Dorfzentrum 3350 m eingesetzt, das Mittel aus einem Dutzend barometrischer Ablesungen im Jahre 1952. Übrigens berichtet Shipton eine Tatsache, auf die sonst niemand hingewiesen hat: die Sherpas sind Nomaden wie unsere Leute aus der Val d'Anniviers. Sie haben Hütten und Felder an verschiedenen Orten und in verschiedenen Höhenlagen und wandern je nach der Jahreszeit von einem Dorf in das andere mit ihren Ziegen, Schafen und Yaks, die sie dort weiden lassen. Namche Bazar bleibt der Mittelpunkt, und hier verbringen sie auch den ganzen Winter. Tracht und Religion sind ähnlich wie in Tibet. Die Sherpasprache ist offenbar bloss ein tibetischer Dialekt. Murray berichtet, dass nach dem Regenmesser von Namche die jährlichen Niederschläge nur 76 cm betragen. Das Klima ist also ziemlich trocken zum Unterschied von den Gebieten weiter im Osten. In Namche schloss sich der Expedition G. N. Dutt an, ein indischer Geologe der «Geological Survey of India».

² In Thyangboche gibt es nach Murray vierzig Mönche und ein Dutzend Häuser rund um das Kloster. Jeden Tag gegen 17 Uhr gibt man mit einem Gong den Frauen das Zeichen, sich zu entfernen. Dieser Gong ist offenbar ein Sauerstoffzylinder, den Sherpas über den Nangpa La herübergeholt haben. - Murray berichtet auch, dass 1950, im Alter von 85 Jahren, der berühmte Abt von Rongbuk gestorben ist, der seit 1922 den englischen Expeditionen seinen Segen erteilt hat. Ein halbes Jahrhundert lang war er das Oberhaupt dieses Klosters (vergleiche seinen Nekrolog in *Himalayan Journal*, 1952, Seiten 159-160).

Lhotse, den Everest und anderes mehr bot. So konnte, wahrscheinlich zum erstenmal, ein Mensch das Rätsel des Südsattels erblicken, doch blieb der flache Boden des Cwm verborgen, trotz dem tiefen Einschnitt zwischen den Graten, die vom Everest und vom Nuptse herabziehen.

Shipton sagt in seinem Buch (S. 40): «Wir schätzten den Grund des Cwm (am Fusse des Lhotse) auf etwa 7000 m, also 2000 ft. höher, als wir angenommen hatten. Von dort konnte man in Gedanken eine direkte Route in die Lhotseflanke einzeichnen bis etwa 25 000 ft. (7620 m), von wo aus eine ansteigende Traversierung bis zum Südsattel möglich schien. Dieser lange Quergang wäre aber nur bei guten Schneebedingungen zu wagen, und im Augenblick war dies keineswegs der Fall.»

Mit seinen ausgezeichneten Gläsern erkannte er Riddiford und seinen Sherpa in den Khumbuséracs und sah sie bis zu vier Fünfteln des unteren Eisfalles aufsteigen. Die andern waren weiter rechts hinaufgegangen und hatten wieder absteigen müssen. Ausserdem interessierte es ihn sehr, nach so viel Jahren unter einem neuen Gesichtswinkel alle Einzelheiten der Everest-Nordflanke, um die man sich so abgemüht hatte, wiederzuerkennen: das «gelbe Band», das «schwarze Band», den «Second Step» und das grosse Couloir, alles tief verschneit.

Am nächsten Tag machte Shipton eine weitere Erkundung, wobei er den Eisfall in seiner ganzen Höhe studieren konnte. Dieser Anblick war ein wenig ermüdender als der erste.

Da er und die beiden Neuseeländer die Höhe besser ertrugen als die andern, brachen sie am 2. Oktober mit Bourdillon und drei Sherpas auf, um zu versuchen, ob sie den Eisfall an einem Tag bewältigen könnten. Sie richteten ihre vorgeschobene Basis am Fuss der Séracs ein, nahe dem grossen Bogen des Khumbugletschers. Am 3. schneite es fast den ganzen Tag, aber am 4. wurde es schön und sehr kalt. Um diese Jahreszeit geht die Sonne erst sehr spät auf, und im Schatten bei Neuschnee haben die Füsse ziemlich zu leiden. Dreieinhalb Stunden brauchten sie bis zu dem Punkt, den Riddiford erreicht hatte; hier musste Bourdillon anhalten. Die Luft war ruhig, die Sonne brannte, die Rückstrahlung war fast unerträglich, der Schnee sehr tief, so dass das Tempo beträchtlich verlangsamt wurde.

Am späteren Nachmittag glaubte Shipton auf der Höhe des Eisfalles angelangt zu sein. Es waren nur noch einige grosse Spalten zu queren oder zu umgehen, um ins Cwm zu gelangen. Eine kleine Lawine bestimmte sie, den Rückweg anzutreten; bei einfallender Nacht waren sie alle sehr ermüdet, aber von ihrer Erkundung befriedigt wieder im Lager. Es wurde nun beschlossen, etwa vierzehn Tage abzuwarten, damit der Schnee sich setzen und die Sahibs sich akklimatisieren könnten. (Inzwischen erforschten sie andere Gebiete, wovon wir weiter unten sprechen werden.) Seit ihrer Ankunft hatte der Wind ständig aus Südwesten ge-weht. Das schöne Wetter hielt sich, morgens klar, nachmittags wolkig und nachts mitunter etwas Schnee.

Am 20. Oktober wurden im vorgeschobenen Basislager bequemere Zelte aufgestellt und am 22. der Angriff wieder aufgenommen. Diesmal war der Schnee viel besser, jedoch der Gletscher schwieriger und stärker zerklüftet, sicher eine Folge des guten Wetters. Einige Teile waren nicht wiederzuerkennen, als hätte ein Erdbeben stattgefunden.

Am 28. Oktober gelangten alle miteinander über die letzten Séracs an den Eingang des grossen Gletscherkars (Cwm) und entdeckten endlich den königlichen Weg, der in sanfter Neigung bis zum Fuss des Lhotse aufsteigt, ein Heiligtum aus weissen Schleiern. Immerhin blieben noch einige gewaltige Klüfte, die den Gletscher von einem Ufer zum andern zu spalten schienen. Vielleicht könnte man sie links, am Fusse der Everestschulter, vermeiden, doch waren diese Hänge von Lawinen bestrichen.

Im übrigen war der derzeitige Zustand des Eisfalles zu gefährlich, um einen ständigen Pendelverkehr von Sherpas zu riskieren. Der sehr pessimistische Sirdar Ang Tharke widersetzte sich dem ganz energisch. Man beschloss also, den Angriff auf das nächste Frühjahr zu verschieben, in der Hoffnung, dass dann die Verhältnisse besser sein würden.¹

In der *Times* hat Shipton die Ergebnisse der Expedition kurz zusammengefasst. Die Erkundung hat die Möglichkeit einer Route durch das Cwm, zum Südsattel und Südostgrat bewiesen, sofern die Schneeverhältnisse günstig sind. Für ihn und seine Kameraden war dies eine glückliche Überraschung, denn niemand hatte wirklich daran geglaubt. Diese neue Route zeigt gegenüber der alten verschiedene Vorteile: sie ist besser gegen die Nordwestwinde geschützt – wenigstens bis zum Südsattel –, der Südostgrat scheint leichter als die Nordflanke (man wusste bereits, dass der Fels günstig geschichtet ist). Ein Nachteil ist die lange schräge Querung in der Westflanke des Lhotse. Nach Schneefall dürfte diese Traverse recht gefährlich sein. Shipton sagt nichts über den Felssporn, den die Genfer im folgenden Frühjahr wählten. Es ist wirklich bemerkenswert, dass er sofort und auf eine derartige Entfernung die Route entdecken konnte, die auch wir für die beste halten. Das Itinerar durch den Lhotsegletscher scheint ganz natürlich und entspricht den klassischen Regeln in der Taktik unserer alpinen Vorgänger: Eis- und Firnrouten so hoch wie möglich folgen. Im Himalaya ist es immer besser, Fels zu vermeiden.

Es muss nun noch von den wichtigen Kundfahrten gesprochen werden, die Shipton mit seinen Kameraden in den Nachbargebieten des Everest, im Süden der

¹ Shipton schreibt wörtlich: «Der Drache, der das Westkar bewacht, ist zurzeit sehr lebendig; es ist vernünftiger zu warten, ob er im Frühjahr schläft.» – Murray (*AJ*, Nov. 1952, S. 440) würde den Herbst für einen Angriff auf den Everest bevorzugen. Die Winde seien dann weniger heftig und das Wetter sicherer. Aber er glaubt, dass die Séracs und die grossen Spalten nur im Frühjahr bewältigt werden können, zum mindesten für den Lastentransport. Wie Somervell ist er der Meinung, dass die Gefahr von Erfrierungen mit fortschreitender Akklimatisation zunimmt, eine Folge der allmählichen Eindickung des Blutes wegen des Sauerstoffmangels. Murray spricht am Schlusse seines Artikels von den Vor- und Nachteilen des vorgeschlagenen Itinerars, aber seine Theorien sind bereits durch die Erfahrungen von 1952 überholt und haben nur noch historisches Interesse. Shipton drückt sich viel vorsichtiger aus.

tibetischen Grenze, unternahm. Angesichts der besten vorhandenen Karten¹ konnte man vorausahnen, dass noch viel zu machen blieb und dass diese Erforschungen leidenschaftlich sein würden. Sie wurden durch das beständige schöne Herbstwetter begünstigt.

Schon am 4. Oktober hatten Murray und Ward den grossen westlichen Zufluss des Khumbu entdeckt, einen riesigen Gletscher, der in sanftem Gefälle, parallel zur tibetischen Grenze, herunterkommt und die gewaltigen Grate, senkrecht zu dieser Grenze, ersetzt, die sich die Topographen vorgestellt hatten. . . Die Sherpas waren der Meinung, dass man einen Pass jenseits des Pumori erreichen und zum westlichen Rongbukgletscher hinübergehen könne, wenn man diesen Seitengletscher hinaufstiege. Aber damit ist es offenbar nichts.

Um Zeit zu sparen, teilte sich die Expedition in die Arbeit. Während Shipton und Hillary nach Namche abstiegen, gingen Murray, Ward, Riddiford und Bourdillon mit sechs Sherpas diesen Seitengletscher hinauf, den sie nicht benennen, den wir aber auf unserer Karte (*BW*, 1953, S. 59) Chakri Kang (= Gletscher der Bollwerke) getauft haben. Er wird im Süden durch Felsbollwerke vom Chola Khola getrennt.

Es waren nicht genug Sherpas da, um Lebensmittel für vierzehn Tage und alles übrige Gepäck zu befördern, so dass ein zeitraubender Pendelverkehr eingerichtet werden musste. Am 11. Oktober wurde oben auf diesem neuentdeckten Gletscher ein Lager erstellt, angesichts eines Sattels, den wir Chakri La (ca. 6100 m) nennen wollen. Der Gletscher der Bollwerke (Chakri Kang) bietet keinerlei Schwierigkeit, ebensowenig wie diese Seite des Passes. Von ihm aus entdeckten sie im Westen einen anderen grossen, schuttbedeckten Gletscher, der von der tibetischen Grenze herabströmt, sich westlich wendet und in einen noch grösseren Gletscher einmündet. Von all diesem figuriert nichts auf der Karte. In Wirklichkeit mündet der Chola Khola viel weiter im Süden und ist in seinen Massen viel kleiner.

Der Abstieg vom Sattel war nicht ganz leicht. Die abschüssigen Felsen waren stark verschneit. Man folgte einer Art Rippe, wo man etwa 100 m lang Stufen schlagen musste. Weiter unten war das Gestein stark verwittert. Die Sahibs mussten selbst Lasten tragen, und die Sherpas hatten viel hin und her zu pendeln, bis das nächste Lager auf dem westlichen Gletscher stand.²

Da man nicht wusste, wohin der Gletscher führt, folgte man der Moräne seines rechten Ufers bis zum Zusammenfluss mit dem Hauptgletscher; alles war Neuland. Als sich der Nebel hob, erkannte man schliesslich im Nordwesten einen grossen vertrauteren Berg, den Cho Oyu (8153 m). Der grosse Gletscher nennt

¹ Diese zwei Karten waren: *Everest and Environs*, 1/2 Zoll, «Survey of India» 1930. – Die andere Karte ist im Massstab von etwa 1 : 50 000 aufgenommen worden, und zwar von der «Royal Geographical Society» nach den Flugaufnahmen der Houston-Expedition 1933, aber sie wurde niemals veröffentlicht. Siehe auch die Karte Seite 24.

² Dieser wird in dem *Times*-Ergänzungsheft vom 5. Mai 1953 *Guanaragletscher* genannt, was gar nicht tibetisch klingt. Der Gipfel, dessen Sockel er umfließt, heisst *Kang Cho* (etwas höher als 6100 m).

sich Ngojumba; er ist die Hauptquelle des Dudh Kosi und kommt aus dem riesigen Becken zwischen dem Cho Oyu und dem Gyachungkang (7897 m). Sein östlicher Seitenarm fliesst vom Nup La (5915 m) herab, dem Grenzsattel, der 1924 von der tibetischen Seite her von Hazard und den eingeborenen Topographen erreicht worden war. Auf dieser nepalischen Seite ist alles neu zu kartieren; der Cho Oyu zeigt hier keine gangbare Route.

Während sich die Sherpas am 14. ausruhten, machten Ward und Bourdillon eine Erkundung gegen den Nup La und stellten fest, dass er durch einen gewaltigen Eisfall gesperrt ist. Um an den Fuss der Séracs zu gelangen, brauchte man einen vollen Tag; es ist ein Chaos von Eistrümmern, dabei sehr steil, schlimmer als der Khumbu-Eisfall. Mit Riddiford an der Spitze begann am 16. um 9 Uhr der Angriff. Anfangs ging alles gut, aber weiter oben drängten sich die Séracs so dicht zusammen wie die Bäume eines Waldes, so dass man nicht mehr sehen konnte, wo man sich befand und wohin man ging. Mit schrecklichem Krachen fielen Eisblöcke in bodenlose Tiefen. Trotzdem gelang es, diese grosse Barriere von 400 m Höhe zu durchstossen, aber nur um zu sehen, dass es danach vor dem Sattel noch eine zweite gab. Dafür hatte man nicht genug Zeit und musste den Rückzug antreten. Aus Neugier erforschte man noch einen Sattel im Süden des Guanaragletschers und entdeckte, dass er zum Chola Khola führt. Wenn man noch etwas mehr nach Osten vorstösst, kann man von einem zweiten Sattel jene geheimnisvolle Schlucht sehen, die viel kleiner ist, als die Karte Seite 24 angibt.

Die Gruppe ging den riesigen Ngojumbagletscher, dann am Ufer des Dudh Kosi talabwärts und kam nach Namche in den Zauber der herbstlichen Farben. Am 25. Oktober traf sie mit Shipton und Hillary im Khumbu-Basislager zusammen. Mehr wissen wir nicht über diesen grossen Rundgang, und das ist wirklich nicht viel.

Nun zu Shipton und Hillary und ihrer Erkundung. Shipton scheint hier in seinem Element gewesen zu sein, doch geht er nicht in Einzelheiten. Er wollte gern eine Verbindung zwischen dem Khumbu- und dem 1921 erforschten Kangchunggletscher finden. Die Sherpas behaupteten, einen Pass zu kennen, der vom oberen Imjya Khola zu dem tibetischen Dorfe Kharta führe. Diesen Pass galt es zu finden.

Als Shipton nach Namche abstieg, um Lebensmittel zu bestellen, kam er durch Khumjung (ca. 4000 m), das offenbar doppelt so gross wie Namche und von bedeutenden Anbauflächen umgeben ist. Er stieg dann den ganzen Lauf des Imjya Khola talaufwärts, ohne einen praktischen Ausweg aus diesem Talkessel in Richtung Tibet zu finden, nicht einmal zum Barungletscher hinüber.

Er wandte sich also nach Süden und konnte einen Sattel von etwa 6000 m Höhe in der Wasserscheide zwischen Imjya und Hongu, ein gutes Stück östlich des Ama Dablam, überschreiten. Dieser Sattel ist schwierig und konnte nur mit

reduziertem Gepäck, drei Sherpas und für drei Tage Lebensmittel, bewältigt werden. Shipton stieg so zum Hongugletscher hinunter und erreichte einen Pass (etwa 6200 m) in der Kette, die diesen Gletscher vom Barungletscher trennt. Von diesem Pass aus sieht man 10 km nordöstlich den Makalu in seiner ganzen Pracht. Aus Mangel an Zeit musste er auf Weiteres verzichten.

Auf dem Rückweg stieg er einen westlichen Seitenarm des Hongu hinauf und überschritt am 16. Oktober ein Joch von 6000 m, im Südosten des Ama Dablam. Der Abstieg von diesem Col war schwierig und erforderte vier Stunden Stufenschlagen auf Eis. Spät am Abend konnte die Gruppe aus den Séracs aussteigen und biwakieren. Am folgenden Abend schlief man in Dingboche, wohin die Eingeborenen gerade mit grossem Getöse zum Gerstendreschen gekommen waren.

Am 18. Oktober kehrte er ins Khumbu-Basislager zurück, nachdem er das unterste Ende des grossen Nuptse-Südwestgrates überschritten hatte. Diese Blitzerkundung wird in der *Times* mit wenigen Zeilen zusammengefasst; auch im *Geographical Journal* findet man nicht mehr.

Nachdem man den Khumbu-Eisfall hinter sich gebracht hatte, stieg die ganze Expedition nach Namche ab, wo sie am 31. Oktober zu den grossen Festen eintraf. Mit einiger Mühe konnte man sich den zahlreichen Einladungen und Saufereien entziehen, die Anfang November regelmässig stattfinden, und die Sherpas überreden, auf die Vergnügungen dieses Capua zu verzichten, um mit ihnen aufzubrechen.

Endlich, am 4. November, ging es das Bhote-Kosi-Tal hinauf, wo man sich in drei Gruppen teilte. Während die Neuseeländer mit dem Geologen Dutt den Tesi Lapcha überschritten, stieg die Gruppe Shipton bis zu dem Weiler Chule hinauf. Von dort begaben sich Murray und Bourdillon zum Nangpa La, um den Cho Oyu zu erkunden, während Shipton und Ward nach Nordwesten abbogen, das Pangbuktal aufwärts.

Am 6. bestiegen diese beiden einen Aussichtsberg von etwa 5670 m, um sich zu orientieren. Eine prachtvolle, ganz klare Sicht belohnte sie. Die Hauptgipfel im Osten waren ihnen vertraut, aber im Westen drängte sich ein Heer von unbekanntem Spitzen. Dann musste ein Pass in einer hohen Mauer überschritten werden, um in das Menlungbecken zu gelangen, in dessen Mitte sich ein prachtvoller, isolierter Gipfel erhebt, der, an die Nanda Devi erinnernd, in seinem Heiligtum thront. Der Pass wurde Menlung La (ca. 6100 m) und der Gipfel Menlungtse (23 560 ft. = 7181 m) benannt. Er ist eine herrliche Pyramide aus hellem Granit, höher als der 11 km westlichere Gaurisankar. Ein riesiger Gletscher umkränzt seine Basis, seine Wasser fliessen zum Rongshar, der von Tibet kommt.

Shipton und Ward stiegen den ganzen Gletscher hinunter (hier fanden sie Yetispuren!) und gingen dann im Südwesten bis zu einem Pass (ca. 5945 m), von

wo aus sie 2000 m tief in die Schluchten des Rolwaling blicken konnten. So gelang es, die komplizierte Hydrographie dieses Gebietes bis zum Rongshar aufzuklären. Der Zusammenfluss des Menlung Chu und des Rongshar war bereits 1921 topographiert worden, so dass jetzt die Lücke in unseren geographischen Kenntnissen überbrückt werden konnte.

Murray und Bourdillon waren über den Menlung La zu ihnen gestossen, und alle vier stiegen nun den Rongshar (eine der grössten Schluchten des Himalaya) talab, kamen am 14. November nach Lamobagar und eine Woche später nach Kathmandu.

Murray und Bourdillon waren also mit drei Sherpas und mit Lebensmitteln für vier Tage den Bhote Kosi bis zum Nangpa La (5806 m) hinaufgegangen. Das nepalische Gletscherende dieses Passes kommt offenbar bis auf eine Meile an Chule heran und hat viel Blockgeröll. Die Yakspuren folgen den alten Moränen auf seinem linken (E) Ufer. Neun Stunden ging man genau nach Norden bergauf, was 14 km entspricht, und am nächsten Tag noch eine Stunde weiter, ehe man Eis betrat. Die Yaks hatten hier einen tiefen Graben getreten. Diese Gegend scheint ziemlich trocken zu sein. Seit Wochen hatte es nicht mehr geschneit, und alle Berge ringsum waren vereist. Vier Stunden später erreichten sie den Nangpa La, einen breiten, mit einem Bündel von Gebetsfahnen geschmückten Sattel, der einen guten Übergang nach Tibet bildet. Murray ist der Ansicht, dass er bei gutem Wetter das ganze Jahr über gangbar ist. Die Sherpas tragen kleine Äxte bei sich, um für ihre Yaks Stufen zu schlagen!

Den Cho Oyu sieht man vom Nangpa La nicht. Dafür muss man nordwärts bis zum Zusammenfluss mit einem von Südosten kommenden Gletscher absteigen. Von hier aus verzeichnet Murray mindestens zwei mögliche Routen: eine über den Nordgrat, die andere durch die Nordwestflanke. «Diese Nordwestseite ist die vielversprechendste, die ich je bei einem grossen Himalayagipfel gesehen habe», schreibt er (*AJ*, 1952, S. 450). Offenbar war der Berg in ausgezeichneter Verfassung, doch fehlten Lebensmittel und Zeit, ihn anzupacken.

Nach Chule zurückgekehrt, querten sie den Menlung La, trafen sich mit Ship-ton und Ward und gingen gemeinsam nach Kathmandu.

Die zwei Neuseeländer und der Geologe Dutt hatten ihre Freunde in Thami verlassen, stiegen das Tal gleichen Namens hinauf und überschritten den Tesi Lapcha, einen Pass von etwa 6100 m, den Sherpas vom Sommer her bekannt, aber im November nicht leicht. Am Abend des zweiten Tages lagerten sie am Südfuss des Passes, in einem prächtigen Amphitheater von Riffelfirn. Ein schuttbedeckter Gletscher, dann Séracs und ein sehr steiler Schnee hang führten zum Sattel, auf dem ein schrecklicher Wind blies. Der Abstieg auf der andern Seite ist zunächst

leicht und führt zu einem grossen Gletscher, auf dem sie bei 5800 m lagerten. Es war die kälteste Nacht der ganzen Expedition. Einige Sherpas kannten den Pass von früher und dirigierten die Karawane auf das linke Ufer, aber der Gletscher war eingestürzt und zeigte einen unpassierbaren Abbruch. Man musste wieder hinauf und zum rechten Ufer hinüber. Dort sperrte eine 20 m hohe überhängende Wand den Weg. Schliesslich fanden die Sherpas ein schräges Band zwischen den Séracs, und man konnte den Gletscher vor Einbruch der Nacht verlassen – ein harter Tag!

Am 8. November gelangten sie über Moränen mit lockeren Blöcken in das Tal von Rolwaling (dieser Sherpaname bedeutet Graben) und in das Dorf Beding, das von Lamas bewohnt ist. Acht Tage später waren sie vor den andern in Kathmandu, da Hillary nach Neuseeland zurückkehren musste.

Shipton schliesst seinen Bericht mit folgenden Zeilen, die charakteristisch sind für sein Forscherideal: «Diese Art des Bergsteigens, die Erkundung unbekannter Berge, Gletscher und Täler, das Finden und Überschreiten neuer Pässe, die ein Gebiet mit dem andern verbinden – nichts kann mich mehr begeistern. Die verschiedenen Erfahrungen, der dauernde Szenenwechsel, das schrittweise Erforschen eines geographischen Raumes schafft eine tiefe Befriedigung, ein wirkliches Begreifen, eine Art von eigenem Besitz an dem erforschten Land.»¹

Nach der Rückkehr von dieser glücklichen Kundfahrt schrieb Shipton seinen Bericht und begann sofort mit den Vorbereitungen für eine grosse Everest-Expedition.

Aber die Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen hatte bereits 1951 die Vorarbeiten aufgenommen und die Bewilligung der nepalischen Regierung erhalten, den Everest 1952 anzugreifen. Diese Bewilligung lag also schon eher vor als die den Engländern versprochene. Da unmöglich gleichzeitig zwei Expeditionen zum gleichen Berg gehen konnten, schlug die Stiftung eine gemischte Expedition vor. Doch wer sollte die Führung übernehmen? Ernst Feuz und Dr. Wyss-Dunant gingen nach London; bei einer denkwürdigen Sitzung in der «Royal Geographical Society» erwies sich eine englisch-schweizerische Zusammenarbeit als unmöglich.

Schliesslich verzichteten die Engländer für 1952 auf den Everest und stellten sich auf ihre Expedition zum Cho Oyu (8153 m) um.

Wie bereits gesagt, war dieser 1951 erkundet worden, und Murray glaubte sicher, dass er über die Nordwestflanke gangbar sei. Leider fehlt daran noch viel;

¹ *The Times* (Special Supplement), Dezember 1951, Seiten 1–16. E. E. Shipton: «Everest, The 1951 Reconnaissance of the Southern Route» in *Geographical Journal*, Juni 1952, Seiten 117–141; entspricht dem in französischer, deutscher und italienischer Sprache erschienenen Buch: E. E. Shipton: *The Mount Everest Reconnaissance Expedition, 1951*. 128 Seiten mit 68 Abbildungen. Hodder & Stoughton, London 1952. W. H. Murray: «The Reconnaissance of Mount Everest, 1951» in *Alpine Journal*, November 1952, Seiten 433–452. Idem in *Himalayan Journal*, 1952, Seiten 19–41. E. P. Hillary: «A new Approach to Everest» in *New Zealand Alpine Journal*, 1952, Seiten 194–205. M. P. Ward: «Rolwalinghimal» in *Climbers' Club Journal*, 1952, Seiten 40–43. Ch. S. Houston: «British Everest Expedition, 1951» in *American Alpine Journal*, 1952, Seiten 377–381. W. H. Murray: «Everest 1951» in *Alpinisme*, 1952, Seiten 51–55. Idem in *Mountain Craft*, Nr. 16, Seiten 1 und 12.

der Cho Oyu ist noch heute jungfräulich (1953). Der Bericht über diese Expedition liess lange auf sich warten, und die einzige bisher erschienene Darstellung ist sehr unvollständig. Diese komplizierte Unternehmung hat nur ein Mitglied der grossen und oft geteilten Expedition beschrieben. Man sollte Berichte jeder Gruppe haben, aber sie sind nie erschienen. Unsere einzige Originalquelle ist das *Alpine Journal* vom Mai 1953 (erschienen Ende Juni). – PS: Seither sind auch die Berichte Shiptons und der Neuseeländer erschienen.¹

Ausser der Eroberung des Cho Oyu hatte die Expedition die Aufgabe, die Everestkandidaten zu trainieren und die Ausrüstung, vor allem die neuen Sauerstoffapparate, zu erproben. Natürlich stand sie unter Leitung von Eric Shipton und umschloss ferner: Campbell Secord, A. Gregory, Tom Bourdillon, R. Colledge, R. C. Evans, den Physiologen Griffith Pugh und die drei Neuseeländer Edmund Hillary, George Lowe und Earle Riddiford.

Man brach am 31. März von Jainagar (Bihar) auf und erreichte Namche Bazar in siebzehn Tagen auf der direktesten Route (siehe die Karte in *BW*, 1953, S. 44). Man liess ein Lebensmitteldepot in Namche und stieg dann das lange Tal des Bhote Kosi über Thami und Chule (4875 m) hinauf, wo man sich einen Tag lang etwas Ruhe gönnte. Alles war noch tief verschneit.

Von Lunak (einige Hütten bei 5180 m) aus beauftragte Shipton Gregory und Evans mit der Erkundung des südlichen Zuganges zum Cho Oyu, während Hillary und Lowe die Westflanke prüfen sollten.

Die erste Gruppe erstieg mit vier Sherpas einen Pass von etwa 5800 m in dem grossen Kamm zwischen Bhote Kosi und Ngojumba. Östlich dieses Passes fanden Gregory und Evans am 26. April einen für das Studium der Südflanke günstigen Aussichtspunkt. Sie zeigte sich in ihrer ganzen Breite und erschien ihnen ungangbar. Am nächsten Tag waren sie wieder in Lunak.

Hillary und Lowe kehrten erst am 28. zurück und waren betreffs der Westseite optimistischer. Deshalb erstellten Secord, Gregory und Evans ein Lager in Jamsamba (5485 m), südlich des Nangpa La und erstiegen zwei benachbarte Gipfel (6100 und 6430 m) im Westen dieses Passes (den höheren hatten Hillary und Lowe bereits am 28. April erklommen!). Evans schreibt darüber: «Wir konnten uns eine gute Vorstellung des Gebietes machen und des Problems, das uns erwartete. Der Cho Oyu hat einen langen Anmarsch auf Eis, sehr weit von jeder Versorgung mit Holz und mit der unwillkommenen Aussicht, chinesischem Gebiet sehr nahe zu sein. Tatsächlich scheint unsere Anmarsch- oder Rückzugsroute auf einem Terrain zu liegen, das leicht von einem patrouillierenden chinesischen Soldaten, der vielleicht Wind von unserer Anwesenheit bekommen hat, erreicht werden

¹ R. C. Evans: «The Cho Oyu Expedition, 1952» in *Alpine Journal*, Mai 1953, Seiten 9–18. E. E. Shipton: «The Expedition to Cho Oyu» in *Geographical Journal*, 1953, Seiten 129–137 und 137–139 (Diskussion). Hillary and Lowe: «Exploration and Adventure in the Himalaya, 1952» in *New Zealand Alpine Journal*, 1953, Seiten 4–37. L. G. C. E. Pugh: «Food Consumption and Energy Balance at Various Altitudes» in unserem *Journal*, Nr. 2, Seiten 75–80.

kann.» Aber diese Zeilen hätte man schon in London schreiben können; uns kommt die «gelbe Gefahr» in dieser Höhe etwas eingebildet vor.¹

Am 6. Mai errichteten Secord, Gregory, Bourdillon, Hillary, Lowe und Evans nach Überschreitung des Nangpa La (5806 m) ein Lager in einer Gletschermulde (5950 m), von wo aus die Westseite des Cho Oyu gangbar schien. Am nächsten Tage stiessen sie über Hänge von Schnee, Geröll und Eis trotz dem Sturme bis zu einem Grat 500 m höher vor, wo sie lagerten. Am 9. musste Evans, der an Kehlkopftzündung litt, von Secord nach Jasamba gebracht werden. Am 10. trafen Riddiford und Shipton mit dem Gros wieder zusammen und konnten feststellen, dass eine Eisbarriere 300 m über Camp II jedes Weitergehen sperrte. So wurde der Rückzug nach Lunak ohne irgendeinen weiteren Versuch beschlossen. Ausser Hillary und Lowe litten alle Expeditionsteilnehmer an verschiedenen Übeln.

Am 16. Mai kehrten Hillary und Lowe nach Lunak zurück; zuvor hatten sie zwei tibetische Gipfel im Nordnordwesten des Cho Oyu bestiegen, und zwar den Punkt 22 600 ft. (= 6890 m) der Karte *Everest and Environs* (siehe den ausführlichen Bericht in *NZAJ*, 1953, S. 11–13).

Die Expedition teilte sich nun in drei unabhängige Gruppen:

1. Secord, Pugh, Bourdillon und Colledge kampierten eine Woche lang auf dem Menlung La (ca. 6100 m) und machten Versuche mit und ohne Sauerstoff. Bourdillon und Colledge bestiegen einen schönen Gipfel von 6800 m im Süden dieses Passes und taufte ihn Pangbuk Peak.

2. Hillary und Lowe gingen nach Namche hinunter, ihre Lebensmittel zu ergänzen, und überschritten dann den Nup La (5915 m) trotz dem Eisfall auf der nepalischen Seite (erste tatsächliche Überschreitung). Sie beabsichtigten, den Changtse (7546 m) zu erklimmen, verzichteten jedoch auf Weiteres (keine Einzelheiten!). – PS: Siehe Bericht Lowes in *NZAJ*, 1953, S. 13–23.

3. Gregory, Shipton und Evans versuchten mit fünf Sherpas vergeblich einen Pass westlich von Lunak, um das unbekannte Gebiet im Norden des Menlung La zu erkunden. Sie gingen dann südwärts in das Pangbukbecken, folgten dem Bhote Kosi talabwärts bis zum Zusammenfluss mit dem Langmoche, dessen Schlucht sich als sehr interessant erwies. Durch den Thami Kholā gelangten sie dann zum Tesi Lapcha (6100 m) und versuchten den Gipfel (6250 m), der sich im Süden dieses Passes erhebt. Sie gingen nun nicht wie die Expedition des Vorjahres nach Südwesten hinunter, sondern nach Norden und stiegen den Tolam- (oder Talum-) Bau-Gletscher hinauf. Seine oberen Firnfelder speisen sowohl den Dudh Kosi im Osten als auch den Rolwaling im Westen. Über ihnen liegt im Nordosten ein

¹ Shipton äussert sich darüber etwas ausführlicher. Er fürchtete, dass der chinesische Kommandant in Tingri durch die zahlreichen Karawanen über den Nangpa La alarmiert werden könnte. Deshalb verzichtete er darauf, ein wirkliches Basislager auf der tibetischen Seite zu errichten.

schöner Berg (ca. 6600 m), der ebenfalls bestiegen wurde. Da Shipton krank war, ging die Gruppe Ende Mai über den Tesi Lapcha nach Thami zurück.¹

Nach einem Kriegsrat kehrte nun das Gros über Kathmandu nach England zurück, doch Shipton, Evans, Hillary und Lowe hatten das Glück, die im Vorjahr begonnene Erkundung des Barungebietes fortsetzen zu können. Evans ging am 1. Juni mit Da Tensing (II?) und Annullu von Thami voraus, übernachtete in Khumjung und stieg den Imjya Khola hinauf. Für drei Rupien kaufte er eine Yakkeule und erfuhr erst später, dass der Yak eine Woche vorher krepirt war. Die Vorboten des Monsuns machten das Wetter stürmisch und bedrohlich. Wie Shipton im vergangenen Herbst, querte Evans nicht ohne Schwierigkeiten den Amphu Lapcha (ca. 5975 m), um den Hongusee (ca. 5500 m) zu erreichen, der noch schneebedeckt war. Er ist der grösste der fünf Seen, die dieser Gegend den Namen Panch Pokri gegeben haben, und etwa 1500 m lang. An seinem Südostende bauten die Sherpas Steinmänner – die mit den hinduistischen Symbolen der Hirten, die aus dem Süden aus Mera Kharka kommen, wetteifern. Evans übernachtete hier, depotierte Lebensmittel und trat dann mit schweren Lasten den Weg zum Barunsattel an. Dieser wird von einem eigenartigen Hochplateau gebildet. Zuerst gelangt man durch ein Couloir mit sehr brüchigem Gestein mit einiger Mühe zur West-Einsenkung. Von dort muss man zum Ostsattel hinüberqueren. So erreichten sie am 8. Juni den berühmten Barungletscher und stiegen an seinem Ufer (welchem?) bis etwa 4570 m ab, wo man in einer Mulde, am Südwestfuss des Makalu, Wasser, Wacholder, Yakmist und einen «Sangar» (Windschutzmauer) antraf. Evans verbrachte hier zwei Nächte. Dann stieg er noch weiter ab, fand weitere Sangars und viele Schafspuren, was ihn von einer bedrückenden Ungewissheit befreite und zu seiner Freude bestätigte, dass die Barunsluchten gangbar sind.

Nachdem dies abgeklärt war, ging er wieder zum Barunsattel hinauf und verbrachte eine sehr kalte Nacht in seinem östlichen Col (ca. 6100 m). Am nächsten Tag versuchte er einen Schneegipfel (6650 m) genau im Süden dieses Cols. Am 12. Juni traf man sich am Hongusee. Shipton, Hillary und Lowe kamen vom Imjyatal und brachten neue und befriedigende Nachrichten vom schweizerischen Angriff auf den Everest.

Am 13. gingen alle wieder zum Barunsattel hinauf und erstellten ihr Lager im West-Col (ca. 6250 m), von wo aus sie dann einen Gipfel von 6850 m im Norden des Plateaus bestiegen.² Der Blick auf den Hauptgrat vom Lhotse zum Pethangtse war besonders schön und interessant. Am nächsten Tag konnten sie noch den Schneegipfel (ca. 6650 m) ersteigen, den Evans früher versucht hatte, und dann

¹ Bei dieser Aufzählung wird Riddiford niemals erwähnt, der doch einer der aktivsten bei der ersten neuseeländischen Himalaya-Expedition gewesen war. Er hatte sich nämlich verletzt und musste nach Hause reisen. So konnte er auch nicht mit Hillary an der siegreichen Everest-Expedition 1953 teilnehmen.

² Diese barometrische Höhe ist zweifelhaft. Auf seiner Skizze und in seinem Bericht gibt Lowe (NZAJ, 1933) 22 560 ft. (6876 m) an, aber die Karte 1 : 50 000 der «Royal Geographical Society» trägt 22 820 ft. (6956 m). Dieser Punkt ist ein südlicher Ausläufer des Peak 39 (23 570 ft. = 7184 m), welcher *Baruniso* getauft wurde.

noch einen Gipfel von 6500 m im Norden des Ost-Cols. An diesem Abend lagerten sie auf dem Barungletscher, und am nächsten Tage stiegen sie diesen Gletscher in Nordrichtung aufwärts. So gelangten sie zu dem Sattel, der sich im Westen des Pethangtse (6724 m) einenkt, auf der Wasserscheide zwischen Barun und Kangchung. Der Pethangtse scheint auf dieser Seite zugänglich, aber starker Schneefall (17./18. Juni) machte jeden Versuch unmöglich. Der Makalu scheint auf dieser Seite völlig ungangbar zu sein.

Die Kolonne folgte nun dem Lauf des Barungletschers abwärts. Sie beobachtete zwei Hirten, die gerade einen Sangar reparierten, aber schleunigst davonliefen. Erst später traf man die ersten Herden, die in diesem wilden Tal weiden. Shipton und die Neuseeländer gelangten zum Arun und stiegen dieses Tal hinab, um in der Gegend von Dingla wieder auf die Route des Vorjahres zu treffen, die nach Jobbani führt.

Evans zog vor, sich mit seinen zwei Sherpas nach Darjiling zu begeben. Er verliess am 20. Juni seine Kameraden und ging direkt vom Barun zu dem Dorf Hatia (ca. 2450 m) durch eine stark bewaldete Gegend mitten im Monsun. Dann stieg er zwei Tage lang den Arun aufwärts, querte ihn auf einer Seilbrücke (wahrscheinlich im Osten von Chyamtang), überschritt den Lumba Sumba Himal, erreichte das Dorf Topke Gola und stieg den Mewa Khola ab bis gegenüber von Taplejung. Von dort gelangte er über die Singalilaroute Mitte Juli nach Darjiling.

Der Höhenweg Kathmandu–Namche Bazar–Darjiling ist also eröffnet. Sicher wird es noch manche Variante geben; wie lange wird es wohl noch dauern, bis er klassisch genannt werden kann?

Das Fiasko am Cho-Oyu ist etwas bemühend und bedauerlich, aber es darf nicht den grossen geographischen Wert dieser letzten Shipton-Expedition verdunkeln.

Es wäre auch noch von dem katastrophalen russischen Versuch am Everest im Dezember 1952 und den Suchaktionen im Frühjahr 1953 zu sprechen, doch warten wir lieber einen Originalbericht ab – wenn er jemals erscheint.

Es sei auch daran erinnert, dass im Jahre 1952 die SSAF zwei schweizerische Expeditionen zum Everest schickte. Die erste ist ausführlich in «Berge der Welt», 1953, beschrieben. Wir haben noch nicht Abstand genug, sie in dieser Chronik zu kommentieren, und verschieben diese Aufgabe auf später.

1951 hatte W. H. Murray (AC, 1949; HC, 1950) sehr aktiv an der Kundfahrt von Shipton teilgenommen, von der wir zu Beginn des Nepalkapitels berichteten. Wieder in Schottland, stimmte er ein solches Loblied auf die gesehenen Schönheiten an, dass seine Freunde vom «Scottish Mountaineering Club» (Tom MacKinnon, George Roger, Douglas Scott und Tom Weir) eine neue Expedition zu organisieren beschlossen, in der Art der Garhwalfahrt von 1950. Die Bewilligung

traf erst im Juni ein; man reiste per Schiff im August ab. Gleichzeitig teilte das «Foreign Office» mit, dass die Reisen in Nepal grossen Beschränkungen unterworfen seien – wenigstens zur Zeit, aber sie liessen sich nicht entmutigen.¹

Sie reisten nicht per Flugzeug nach Kathmandu, sondern teils zu Fuss auf dem alten Weg über den Chandragiripass. Von Kathmandu aus ging es über Bhadgaon und Dhulikhel über einen Pass nach Charikot, dann durch das Tal des Bhote Kosi (noch einer!) aufwärts bis zum Zusammenfluss mit dem Rolwaling, der sie besonders interessierte. «Nirgends in der Welt», schreibt Weir, «stösst die arktische Zone so unmittelbar und dramatisch in die tropische.»

Sie verbrachten einige Zeit in dem heiligen Gebiet von Beding (3960 m), wo es zahlreiche Klöster und ein Gewimmel von Lamas gibt. Die Berge im Süden von Beding sind kaum kartiert und waren nie von Weissen aufgesucht worden. Man errichtete ein Lager bei 4900 m, ein zweites bei 5800 m. Von sechs Sherpas waren zwei krank. Mehrere Gipfel wurden bestiegen, darunter eine schöne Firnkuppe von 6700 m von MacKinnon mit zwei Sherpas. Fünf Tage brauchte man dann, um über den Tesi Lapcha (6100 m) nach Namche Bazar zu gelangen. Von dort gingen sie nach Thyangboche hinauf und offenbar bis Phalong Karpo, aber der Erzähler nennt keine Namen. Er scheint den Leser auf sein nächstes, sehnsüchtig erwartetes Buch neugierig machen zu wollen. Zurück ging es über Jubing und auf einem Höhenweg über vier ungenannte Pässe nach Charikot. Hoffentlich gibt es bald einen detaillierten Bericht mit schönen Bildern.

Garhwal

Für alle, die nicht nach der Eroberung eines Achttausenders streben, ist Garhwal ein besonders reizvolles und für kleine Expeditionen günstiges Land. Zwar grenzt es auch an Tibet, aber der Verkehr über die Grenzpässe ist vor allem wirtschaftlicher Natur, viel weniger offiziell und politisch wie in Sikkim. Der Handel ist für beide Grenzländer lebensnotwendig. Hier ist man mehr als anderswo vor politischen Intrigen geschützt. Deshalb ist Garhwal dem Fremdenverkehr offen geblieben, und das haben die Bergsteiger während der letzten zwei Jahre oft ausgenützt. Es sind tatsächlich eine Menge von Expeditionen zu verzeichnen. Ehre, wem Ehre gebührt! Zeitlich gehört den Lyonern von der *Nanda Devi* der erste Platz.²

In unserer letzten Chronik haben wir die französische Annapurna-Expedition ausführlich kommentiert und ihre Organisatoren und ihren Leiter gebührend ge-

¹ Bisher ist kein genauer Bericht über diese Expedition erschienen, nur eine kurze Zusammenfassung von Tom Weir in *Black's Bulletin*, «Coronation issue with Scottish Nepal Expedition Supplement», Glasgow, Frühjahr 1953. Daher können wir den Reiseweg der vier Schotten nur skizzieren.

² Roger Duplat: «Brève étude sur le Garhwal» in *Revue Alpine*, 1951, Seiten 18–21. *Revue Alpine*, 1952, Nr. 371. Das ganze Heft ist der Expedition gewidmet und enthält: Louis Gevril: «Assauts à la Nanda Devi (7816 m), expédition française à l'Himalaya 1951»; Louis Dubost: «A la Nanda Devi orientale (7434 m)»; Jean Guye: «J'avais deux camarades...»; Alain Barbezat: «Animaux et plantes du Garhwal»; L. Révolut: «Le matériel de l'expédition»; Jean Zelweiger: «Roger Duplat et Gilbert Vignes». *Alpinisme*, Oktober 1951,

würdigt. Wir würden gern dasselbe über die Nanda-Devi-Expedition sagen können. Angestachelt durch diesen grossen Erfolg, wollten auch die Lyoner einen Achttausender erobern. Man stellte ein Gesuch für den K₂, danach für den Nanga Parbat. Aber wegen der internationalen Lage kam keine Bewilligung. So musste man sich ein wenig ungerne mit Garhwal begnügen, denn das arme kleine Garhwal hat keinen Achttausender.

Der Expeditionsleiter, Roger Duplat, war eine sehr starke Persönlichkeit, eine Feuerseele, übersprudelnd von Leben, und ein Führer, der seine ganze Mannschaft beherrschte. Er übertrug moderne alpine Technik in den Himalaya und hatte einen grossartigen Plan: er wollte die beiden Gipfel der Nanda Devi überschreiten, im Aufstieg über die Tilman-Route zum Hauptgipfel (7816 m), dann dem Gipfelgrat folgen, der in 3 km zum Ostgipfel (7434 m) führt, und über das Itinerar der Polen zum Longstaff-Col absteigen. Warum nicht? Bereits 1903 überschritten die Münchener die beiden Uschbagipfel, und seither haben die Russen im Kaukasus Traversierungen von zwei bis drei Wochen Dauer durchgeführt. Dies würde eine wunderbare Nachahmung in Himalayamass sein. *So würde zum erstenmal die Überschreitung eines grossen Himalayagipfels verwirklicht werden.* Das war die grosse Idee Roger Duplats. Leider hatte er zuviel gewollt, und er fiel seinem Plan zum Opfer, als er ihn in die Tat umsetzen wollte.³

Das Unternehmen nannte sich «Dritte Französische Himalaya-Expedition». (Die erste war die von 1936 zum Hidden Peak, die zweite die Eroberung der Annapurna 1950.) Sie enthielt wahrscheinlich die besten derzeitigen Lyoner Bergsteiger, obschon man behauptet hat, dass die Mannschaft nicht an ihren Führer heranreichte. Alle scheinen von seiner Idee wie elektrisiert gewesen zu sein. Es waren: Alain Barbezat, Louis Dubost, Paul Gendre, Louis Gevril (Leiterstellvertreter), Jean-Jacques Languépin als Kameramann, Louis Payan als Arzt und Gilbert Vignes. Alles passionierte junge Kletterer, die sich schon seit Jahren bei der Begehung aussergewöhnlicher Routen, vor allem im Dauphiné und in der Mont-Blanc-Kette, ausgezeichnet hatten.

Die Expedition schiffte sich am 24. April 1951 auf der «Athos» der «Messageries Maritimes» in Marseille ein, die sie nach Ceylon brachte. Für Bombay musste man in ein anderes Schiff umsteigen, so dass man erst Ende Mai mit fünf Tonnen Gepäck nach Delhi gelangte. (Diese lange Seereise ist sicher eine gute Entspannung, aber keine günstige Vorbereitung auf die Höhe. Heute kann man

Seiten 286–288 (Bericht) und 289–290 (Nekrolog). *La Montagne*, 1951, Seiten 73–74 (Nekrolog); 1952, Seiten 9–16, Louis Gevril: «L'expédition française à la Nanda Devi». (Dieser Bericht entspricht dem in *Revue Alpine*.) *Himalayan Journal*, 1952, Seiten 60–63 (Zusammenfassung). Alle diese Artikel sind mit schönen Photos von Languépin illustriert. J. J. Languépin: *Nanda Devi. 3^e Expédition française à l'Himalaya*. Arthaud, Paris et Grenoble 1952. XVI, 9 Seiten Text, 72 Bildtafeln. (Enthält auch eine dichterische Darstellung von Dr. Payan.) Über die Eroberung der Nanda Devi durch Tilman und Odell 1936 siehe M. Kurz: *Le Problème himalayen*, Seiten 18–25. *La Montagne*, 1938, Seite 139 ff. Über die Eroberung des Ostgipfels siehe *Berge der Welt*, II (1947), Seiten 178–181.

³ Man muss sich fragen, ob Duplat je die Photographie gesehen hat, die Bujak vom Ostgipfel aus aufgenommen hat und die den Verbindungsgrat zum Hauptgipfel zeigt. Dieses Bild ist auf Tafel 62 reproduziert und es sagt genug über die Schwierigkeiten dieses Überganges.

mit dem Flugzeug den schädlichen Aufenthalt in den niederen Regionen auf ein Minimum reduzieren.)

Am 27. Mai erreichte man Kotdwara, Endpunkt der Eisenbahn, «etwas mitgenommen von der langen Fahrt», und verbrachte zwei Nächte in einer Pilgerherberge, geplagt von Fliegen und Moskitos und dem nahen Zusammenleben mit den schmutzigen, teilweise kranken Eingeborenen. Ein schlechter Anfang.

Die Sherpas waren zur Stelle: Tenzing Bhotia als Sirdar, Ang Dawa IV («Chota»), Ang Tsering III («Pansy»), Da Namgyal II, Da Norbu, Gyalgen VIII, Pa Norbu und Sarki, also acht Sherpas für acht Franzosen. Major N.D. Jayal begleitete die Expedition als Transportoffizier.

Mit drei Lastwagen ging es nach Chamoli hinauf, dem Endpunkt der Fahrstrasse im Alaknandatal, dann mit Kulis und Maultieren nach Lata (2300 m), einem elenden Dorf voller Fliegen, dicht bei der Mündung der Rishischluchten. Es war sehr schwierig, dort Kulis zu finden. Etwa hundert waren nötig, und die besten musste man bis nach Niti hin suchen, was auf dem Wege nach Tibet liegt. Um nicht länger zu warten, setzte man sich am 5. Juni in verschiedenen Staffeln in Marsch. Zwischen Lata Kharak und Dibrugheta sind zwei Pässe von 4240 und 4120 m zu queren; ein erster Blick auf die herrliche, aber einschüchternde Nanda Devi. Auf der Rückseite der Pässe lag noch tiefer Schnee, und einige schlecht oder gar nicht beschuhte Kulis liessen lieber ihren Lohn fahren und gingen heim, was einigen Verdruss verursachte. Vor den schäumenden Wassern des Rishi gab es neuerdings Ärger mit den Kulis, wie bei fast allen früheren Expeditionen. Man musste einen Steg bauen und dann am linken (S) Ufer weitergehen, wo man einige von Tilman herrührende Steindauben aus dem Jahre 1936 fand.

Am 18. Juni wurde das Basislager bei 4900 m, an der gleichen Stelle wie 1936, errichtet. Sofort nach der Ankunft führte jede Staffel die erhaltenen Befehle für den baldigen Angriff aus. Dubost, Gendre und Languépin erstellten rasch zwei Zelte auf dem Longstaff-Col (5910 m), während Gevril und Vignes mit den Hochlagern auf der Tilman-Route begannen: Camp I bei 5720 m, II bei 6100 m, III bei 6450 m. Da das Wetter prachtvoll war, beschloss Duplat den sofortigen Angriff. Mit Vignes stieg er direkt von der Basis bis Lager II auf, wo er die Nacht des 27. Juni schlief. Am nächsten Tage übersprang er Lager III und erstellte mit Ang Dawa und Da Norbu Lager IV bei etwa 7200 m, ein Höhenunterschied von 1100 m! Am 29. schickte er diese beiden Sherpas mit folgender Notiz zurück: «29. Juni. Beabsichtige mittags Gipfel. Biwak unter dem Ostgipfel. Morgen mittag Ostgipfel, Nacht im Longstaff-Col. Von unserm Lager oberhalb des Plattenschusses über Camp III kommen Ang Dawa und Norbu, beide krank, zurück, nehmt Euch ihrer an. Von morgen ab löst die Lager auf, oberhalb Camp I durch die Sherpas, zwischen I und Basis durch Kulis. Nehmt alles mit. Gil und ich haben starke Kopfschmerzen, aber sonst geht alles gut. Lager ca. 7500? Roger.»

An diesem Tage sah Gevril tatsächlich gegen 14 Uhr «oben unter dem Gipfel zwei sich bewegende Silhouetten, die rasch vorwärtskamen. Ihr für diese Höhe ungewöhnliches Verhalten lässt auf eine ausgezeichnete Form schliessen». Dies sollte das letzte Bild sein, denn kurz darauf hüllte Nebel den Gipfel ein. Diese Vision erinnert an die von Odell, als er Mallory und Irvine 1924 am Everest verschwinden sah.¹

Dieser ausserordentlich rasche Aufstieg lässt auf eine leichte und automatische Akklimatisation schliessen, vielleicht dank gewisser Drogen? Kein Wort über Bergkrankheit oder Atemnot bei den beiden Bergsteigern, die zum erstenmal im Himalaya waren und sich keinen Tag Ruhe gegönnt hatten. Nur etwas Kopfschmerzen in Camp IV (7200 m), das klingt ganz undenkbar!

Gevril ist überlegter und nicht so optimistisch, wenn er an den Ausgang dieses Abenteuers denkt. Er hütet sich, Camp III zu räumen, er bleibt vielmehr mit Barbezat oben und schickt die beiden erschöpften Sherpas zur Basis mit dem Befehl, jetzt noch nichts abzubrechen.

Nach Aussage der Sherpas waren Duplat und Vignes beim Abmarsch nicht einmal angeseilt und hatten keine Steigeisen an den Füßen! Duplat trug Halbschuhe mit Krepsohlen, darüber Gamaschen!

Den ganzen 30. Juni über sucht man den Grat zwischen den beiden Gipfeln ab, ohne etwas zu sehen. Im Lauf des Nachmittags kommen Languopin, Jayal und Da Namgyal mit zwei Zelten herauf. Auch am 1. Juli bleibt schönes Wetter mit einem Wolkenmeer bei 6000 m. Gevril ist sehr unruhig und geht mit Da Namgyal 300 m in die Felsbarriere oberhalb des Lagers hinauf, um Ausschau zu halten. Mit seinem Feldstecher sucht er alle Einzelheiten des Gipfelgrates ab, aber vergeblich. Da die Vorräte zu Ende sind, steigt man zur Basis ab, wo man am 3. eintrifft.

Allmählich setzt sich der Gedanke an einen Unfall in der Gruppe fest. Am 6. Juli brechen Gendre, Languopin, Da und Pa Norbu zum Longstaff-Col auf. Am selben Tage erreichte die Gruppe Dubost den Ostgipfel.

Fassen wir diese *zweite Besteigung des Ostgipfels (7434 m)* kurz zusammen. 1939 hatten die Polen ihn erobert (*BW*, 1947, S. 178–181). Am 28. Juni – das Wetter war wechselnd – lagerten Dubost und Payan mit Tenzing, Gyalgen und Sarki am Fusse des tief verschneiten Longstaff-Cols. Wegen der Lawinengefahr brach man sehr früh auf. Nach fünf Stunden war man auf dem Col, wo sich bereits zwei Zelte befanden. Gleich über dem Col erheben sich zwei grosse Gendarmen, die schon den Polen viel Mühe gemacht hatten. Diesmal brauchte man wegen des tiefen Schnees acht Stunden, bis man einen Lagerplatz direkt über den Türmen fand, und noch viel Zeit, ihn herzurichten. Da das Wetter unsicher war, gönnte man

¹ Trotz all dem Unsinn, der in *Match* und *Samedi Soir* veröffentlicht worden ist, gibt es keinen Beweis, dass Duplat und Vignes zum Westgipfel (7816 m) gelangt sind. – Die Zeitungen haben sogar behauptet, sie seien Gefangene irgendwelcher wilden Volksstämme, zu denen sie sich verirrt hätten!

sich einen Tag Ruhe und suchte mit den Gläsern den Gipfelgrat des Berges ab. Nichts war zu sehen, aber noch beunruhigte man sich nicht.

Am 2. Juli gehen Dubost und Tenzing ohne Lasten los, um möglichst weit hinauf eine Trasse zu legen. Sie sehen, dass Camp III stark besetzt ist und fragen sich, ob wohl Duplat und Vignes von ihrem Versuch zurückgekehrt sind. Wieder im Lager, muss Dubost, da Tenzing müde ist, allein zum Longstaff-Col hinunter, um noch ein Zelt heraufzubringen. Er braucht eine Stunde, wofür er beim ersten Male acht Stunden gebraucht hatte. Am 3. Juli ist Ruhe. Zwei Sherpas, die im Basislager Lebensmittel geholt haben, kommen zurück. Am 4. Aufbruch um 7.30 Uhr in zwei Seilschaften. Gewaltige Wächten zwingen zu gefährlichen Quergängen in die Südflanke. Auf der letzten Firnterrasse, am Fusse des felsigen Gipfelgrates, ebnet man Schnee ein und kann leicht zwei Zelte aufstellen. Der 5. Juli ist schön, aber sehr windig. Dubost, Payan und Tenzing steigen das Firnfeld hinauf bis zu der charakteristischen Felsstufe darüber; aber sehr bald müssen sie wegen des schrecklichen Windes anhalten und ihr Zelt aufbauen, ein wenig unter dem Platz des polnischen Camps V. Die Nacht wird sehr schlecht, man klappert vor Kälte. Payans Füße werden gefühllos, so dass er auf den Schlussangriff verzichtet. Er bleibt als Reserve im Zelt, während Dubost und Tenzing den Zugang zum Schlussgrat erzwingen. Vereiste Bänder und Felsen führen zum Fuss des grossen Aufschwunges, der direkt erklettert wird, dann folgen Wächten und eine neue Stufe vor dem Gipfel. Füße und Hände werden immer kälter. Sie zögern, aber der Gipfel scheint so nahe, dass sie trotz dem Risiko weitergehen. Es ist nicht verzeichnet, wann sie auf dem Gipfel angekommen sind, auch gibt es keine Photo als Dokument, denn sie hatten keine Kamera mit! Die Siegesfreude ist ziemlich beeinträchtigt: keine Spur der zwei Verschwundenen; aber noch bleibt die Hoffnung: vielleicht haben sie aufgegeben?

Nach der Rückkehr ins obere Lager gönnt man sich einige Stunden Ruhe und heisse, stärkende Getränke, aber man muss um jeden Preis bis Camp II hinunter. Nach einem Irrgang im Nebel gelangt man endlich dorthin und findet die zwei Sherpas vor. Am nächsten Tag treffen sie Gendre am Longstaff-Col, der ihnen bestätigt, dass die zwei Freunde nicht zurückgekehrt sind.

Am 8. Juli sind alle im Basislager beisammen. Man muss sich darüber klar sein, dass keine Hoffnung mehr besteht, die Kameraden lebend wieder zu finden. Ver-

Tafel 55: Longstaff-Col-Nanda Khat, dahinter Nanda Kot.

Tafel 56: Oben: Ausblick aus der Nähe von Punkt 6468 NNE des Trisul auf Dunagiri (7066 m) links und Purbi Dunagiri (6489 m) rechts. Unten: Jungfräuliche Gipfel in Garhwal: (rechts an das obere Bild anschliessend) Changabang (6864 m) - Kalanka (6931 m) - im Hintergrund im Wolkenstreifen Tirsuli (7074 m) - Hardeol (7151 m) - Punkt 6992.

Doppeltafel 57|58: Blick von einem Punkt 30° 21' N | 80° 31' E, etwa 5500 m, auf der Lassardarma-Wasserscheide, auf die Gipfelgruppe des Panch Chuli mit den selbständigen Gipfeln Telkot (6437 m) - Punkt 6334 - Punkt 6312 - Punkt 6904 - Ngalapbu (6410 m).









antwortungsbewusst beschliesst Gevril, auch noch den Fuss der Nordflanke zu untersuchen, aber der Rishi ist nicht zu überschreiten.

Inzwischen hat Gendre die Namen der beiden verschollenen Freunde in eine Steinplatte gegraben. Am 11. Juli beginnt der endgültige Abmarsch.

Roger Duplat war 32 Jahre alt. Er war ein echter Bergsteiger voll glühender Begeisterung, die Seele einer ganzen Bergsteigerschule und ihr Apostel.

Gilbert Vignes (25 Jahre), sein Lieblingsschüler, war ebenfalls ganz erstklassig. Beide zusammen bildeten eine ideale Seilschaft. Haben sie den höchsten Punkt der Nanda Devi erreicht? Das wird man wohl erst bei der nächsten Besteigung erfahren. Von dem Gedanken dieser Überschreitung waren beide wie besessen, diesem Traumbild haben sie alles geopfert. Dieser Weg «an der Grenze von Leben und Tod» wäre wohl der schönste, den ein Mensch je begehen könnte.

Die Möglichkeit eines Rückzuges war gar nicht vorgesehen, sondern sie hatten alle Brücken hinter sich abgebrochen. Es gab nur die siegreiche Vollendung der Überschreitung oder den Tod. Dass sie dazu ohne Zögern antraten, entbehrt nicht der Grösse. War es Hochmut? Vielleicht. Selbstmord? Nein, das nicht. Beide haben den Tod in Euphorie gefunden, den schönsten Tod, den sie sich wünschen konnten: in die Ewigkeit einzugehen mitten in diesem strahlenden Sanktuarium – ganz ähnlich wie Mallory und Irvine.¹

Schliessen wir mit den Worten, die Abbé Zelweiger vor der Gedenktafel Duplats sprach: «Auf den Höhen der Berge fand er die rechte Antwort auf seine Unruhe, auf seine Sehnsucht nach dem Jenseits, nach dem Überschreiten der Grenze und nach einer übernatürlichen Vollendung.»

Ein eigenartiges Zusammentreffen gab es am *Trisul* (7120 m), der bisher nur zweimal bestiegen worden war (1907 von Longstaff, 1933 von Oliver). Er wurde von zwei Expeditionen, die nichts voneinander wussten, an zwei Tagen nacheinander, am 23. und 24. Juni 1951, besucht.

Die erste wurde von dem Inder Gurdial Singh, Professor an der «Doon School», und dem Lehrer in Dehra Dun, Roy Greenwood, organisiert. Beide sind Mitglieder des «Himalayan Club». (Im Jahre vorher waren beide am Bandar Punch gewesen, aber nur der zweite hatte mit Tenzing Bhotia und dessen Bruder

¹ Als Lachenal, einer der beiden Annapurnasieger, von einem Journalisten befragt wurde, sagte er über Duplat, den er persönlich gut kannte: «... er rechnete immer mit dem Tod, wenn es um einen grossen Sieg ging. Wenn man in grossen Höhen den Sieg in der Hand hat, verliert der Tod seinen Schrecken. Er gehört zu einem Rausch, der alles vergessen lässt. Duplat hat mir gegenüber oft vom Tode gesprochen; er sei leicht nach dem Sieg.» Man muss sich fragen, ob diese besondere Euphorie nicht auf Drogen zurückzuführen ist, wie Pervitin oder Maxilon.

Doppeltafel 59/60 (Fortsetzung von Doppeltafel 57/58 nach rechts): Rajramba (6537 m) – Chaudhara (6510 m) – Ralam-Dhura-Pass (5630 m) – Punkt 6242.

den Gipfel erreicht.) Jetzt waren ausserdem beteiligt: der Fliegerleutnant Nalini Dhar Jayal (HC, 1951), Surendra Lall (HC, 1951) und die drei Sherpas Dawa Thondup, Gyalgen II («Mikchen») und Lhakpa Tsering, also mit einer Ausnahme eine rein eingeborene Mannschaft!

Da man wenig Zeit hatte, verzichtete man auf die idyllische Überschreitung des Kuanripasses und benutzte den heissen und staubigen Pilgerweg, also die Eisenbahn bis Kotdwara, den demokratischen Bus bis Chamoli und Maultiere bis Lata, am Fusse der berühmten Rishischluchten. In Lata waren bereits alle Kulis von den Lyonern engagiert, aber man traf glücklicherweise auf den alten Kesar Singh, der 1931 mit Smythe den Kamet und 1933 mit Oliver den Trisul bestiegen hatte. Er war gern bereit, mitzumachen und etwa fünfzehn Träger in den Nachbardörfern zusammenzuholen.

Das Itinerar über Lata Kharak, Durashi (auf der Karte *Dharansi*) und Dibrugheta ist von einer grossartigen Wildheit und bereits klassisch geworden. In der Nähe einer romantischen Lichtung trafen sie die beiden Lyoner Duplat und Payan und in Deodi einen andern Franzosen, Robert Walter, der ebenfalls zum Trisul wollte und der den guten Gedanken gehabt hatte, eine Brücke zu bauen. Niemals bisher hatte es in den Rishischluchten eine solche Zusammenrottung von Bergsteigern gegeben.

Walter wollte sich lieber ausruhen und liess den Indern den Vortritt. Auf der andern Flussseite sperrte dichtes Rhododendrongestrüpp den Zugang zum Trisul Nala. Man ging über Bethartoli und Deotoli und errichtete die Basis an einem Ort namens Tridang bei 4800 m, auf dem linken Ufer des Trisul Gal; Lager I gegenüber einem Eisfall bei 5425 m und II bei 5580 m. Am 22. Juni mussten die beiden Expeditionsleiter wegen des Nebels bei 5950 m lagern; ihre zwei andern Begleiter waren bergkrank zur Basis abgestiegen. Dieses Lager soll sehr nahe am Nordgrat gestanden haben, aber die Kote scheint zu niedrig.

Der 23. war klar, aber kalt; man brach erst um 8.45 Uhr auf. Ein langsamer, regelmässiger, endloser Aufstieg auf hartem, gutem Schnee, der alte Thondup, seine Kameraden ermutigend, voraus. Kurz unter dem Gipfel gab Gyalgen wegen Kopfschmerzen auf. Um 16.20 Uhr standen Gurdial Singh, Greenwood und Dawa Thondup auf der Gipfelkalotte des Trisul und konnten eine erstaunliche Aussicht bewundern: alle grossen Gipfel ragten wie Inseln aus einem Wolkenmeer, Obergrenze bei etwa 6700 m. Um 7 Uhr abends war die Gruppe wieder in ihrem Lager II.

Gurdial Singh hatte diese Expedition sehr sorgfältig vorbereitet; ihm gebührt die Ehre des Erfolges. Man brauchte und erprobte Material der indischen Armee, und das ganze Unternehmen kostete nicht mehr als 4000 Rupien. Offenbar erreichte hier zum erstenmal ein Inder als Amateur einen Siebentausender. Danach erkundete die Expedition die Zugänge zum Hathi Parbat (6727 m) und bestieg

den Rataban (6166 m), aber in den Berichten über die Besteigung des Trisul findet man nichts darüber.¹

Robert Walter, Arzt in Pondichéry, ist ein praktischer Mensch, der kleine, ganz leichte Expeditionen vorzieht. Er hat das schon im Juli 1949 bei der dritten Besteigung des Pauhunri gezeigt (*BW*, 1952, S. 159–160). Am Trisul hat er es wiederum bewiesen. Diesmal war er allein mit einem Sherpa, Nyima Tensing (Nr. 149).

Am 5. Juni kam er nach Lata mit zwei Maultieren, die seine gesamte Ausrüstung und alle Lebensmittel für anderthalb Monate in vier Säcken trugen. Hier fand er seine Landsleute aus Lyon, hielt sich eine Woche auf, um sich zu akklimatisieren, und liess den andern den Vortritt. Dann folgte er mit fünf Kulis der klassischen Route. Sein Bericht² ist so lebendig, dass man glaubt, dabei zu sein. Er lässt den Weg zum Sanktuarium der Göttin Nanda zur Linken und geht bei Deodi zum Rishi hinunter, wo er einen Tag mit dem Bau einer Brücke aus Baumstämmen zubringt. Hier überholt ihn die indische Expedition, von der wir bereits berichteten, und ihren Spuren folgt er dann.

Nach einem Lager in Bethartoli (3822 m) quert er den gleichnamigen Gletscher oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Trisulgletscher (dies beweist die Ungenauigkeit der Karte, nach welcher der Trisulgletscher bei 4282 m endet, mehr als 2 km vom Bethartoligletscher entfernt). Am 18. abends baut er sein Basislager etwas unterhalb von Tridang auf, schickt die Kulis heim und bleibt allein mit seinem Sherpa, um den Angriff zum Trisul aufzunehmen. Nun geht es sehr langsam weiter, sicher absichtlich, um sich zu akklimatisieren. Er geht die linke (W) Seitenmoräne des Trisul Gal hinauf, die sich nach rechts krümmt und sich schliesslich gegen den Nordgrat des Trisul wendet. Sein letztes Lager (IV) liegt bei etwa 6100 m, aber diese Kote ist wie die von Greenwood zu niedrig, oder stimmt die Karte nicht?

Am 24. Juni bricht er bei herrlichem, aber kaltem Wetter um 7.15 Uhr auf. In langsamem, aber gleichmässigem Aufstieg erreicht er um 15.20 Uhr den Gipfel und bleibt eine Stunde und zwanzig Minuten, um zu photographieren, was sich in den Lücken des Wolkenmeeres zeigt. Der Abstieg erfolgt planmässig auf der gleichen Route. Aber wegen der angeschwollenen Flüsse müssen die jetzt vereinten beiden Expeditionen nacheinander den Trisulbach (dabei verliert Walter unglücklicherweise sein kostbares Gepäck), den Rishi und auch noch den Ramani queren, um auf den Weg nach Dibrugheta zu gelangen.

Die Erfahrungen von Walter sind interessant. Sie beweisen, dass eine ganz kleine Expedition leichte Siebentausender zu bezwingen vermag und dass im

¹ R. D. Greenwood: «Trisul 1951» in *Himalayan Journal*, 1952, Seiten 112–114. Ein populärer Bericht von Surendra Lal ist in *Sunday Statesman* vom 12. August 1951 erschienen. Siehe auch N. D. Jayal: «Trisul, 1951» in *Mountain Craft*, Nr. 20, Seiten 4–6 und 20.

² *Alpinisme* (GHM), 1952, Seiten 56–62. Das Photo auf Seite 61 ist leider seitenverkehrt, aber der Verfasser hat uns freundlicherweise sein Original zur Verfügung gestellt, das wir als Tafel 56 veröffentlichen.

Grunde wenig Unterschiede zwischen der alpinen und der Himalayataktik bestehen. Ebenso wie die indische Gruppe tritt er für eine langsam fortschreitende Akklimatisation ein, im Gegensatz zu der «Rush-Taktik» von Longstaff, der von einem Biwak bei 5300 m in einem Zuge 1800 m aufstieg! (Vgl. den Artikel «Trisul» in der Arbeit über Höhenrekorde, *BW*, 1947, S. 137–140.)

Merkwürdigerweise trat in diesem Jahre (1951) der Monsun in Garhwal später und relativ gnädig auf. Die starken Regen begannen erst Ende Juli, und bis dahin hatten noch einige Gruppen, die in dieser Gegend tätig waren, günstiges Wetter.

Nach dem Bericht über Nanda Devi und Trisul muss hier noch die *Expedition der Neuseeländer ins Kametmassiv* verzeichnet werden. Ihr Leiter, Earle Riddiford, hat uns freundlicherweise einen Erstabdruck für unser Jahrbuch zur Verfügung gestellt, so dass wir dieser ausgezeichneten Darstellung nicht mehr viel hinzuzufügen haben.¹

Die vier jungen Neuseeländer, abgehärtet durch das rauhe Bergsteigerleben in ihrem Lande, sind keine Ferientouristen mehr, sondern echte Forscher. Da der *Abi Gamin* (7355 m) im Vorjahre von Dittert und seinen Kameraden erobert worden war, fiel ihre Wahl natürlich auf den *Mukut Parbat* (7242 m), früher «*Western Ibi Gamin*», den höchsten noch jungfräulichen Gipfel von Garhwal. Die Expedition hatte nicht nur das Glück, diesen gefürchteten Nachbarn des Kamet zu besiegen, sie eroberte auch noch ein halbes Dutzend seiner Satelliten, drei Sechstausender und drei Fünftausender. Immerhin sind diese Satelliten wesentlich leichter als der *Mukut Parbat*, der eine sehr schöne Eroberung bedeutet. Anstatt den grossen Umweg über den *Manapass* und die tibetische Seite zu machen (die offenbar viel harmloser ist), konzentrierte man alle seine Kräfte auf das *Chamraobecken* (östlicher Zufluss des *Saraswati*) und griff, ohne sich entmutigen zu lassen, alle seine Ziele auf dieser Seite an. Der Anmarsch wurde so auf ein Minimum beschränkt, und jedes Vorgehen wurde einfach durch Verlegung der Lager in dem doppelten Gletscherbecken des *Chamrao* in Szene gesetzt, eine ausgezeichnete Strategie.

Im übrigen verweisen wir auf den vorzüglichen Originalbericht von Riddiford; man kann die Expedition auf unseren erwähnten zwei Karten leicht verfolgen.

¹ H. E. Riddiford: «Der *Mukut Parbat* und seine Trabanten. Erste neuseeländische Himalaya-Expedition. Garhwal 1951» in *Berge der Welt*, 1952, Seiten 129–144. Photos Seiten 251–254. Vergleiche auch unsere Karten *Garhwal-Ost* und *Abi Gamin*, die im gleichen Massstab (1 : 150 000) sich längs der tibetischen Grenze ergänzen. – *Mukut* = Krone; *Parbat* = Berg; *Pachmi* = Westen; *Purbi* = Osten; *Dakkhmi* = Süden; *Uttari* = Norden auf Hindi. Die Berichte von Riddiford und seinen Kameraden stehen gleichzeitig in *Himalayan Journal*, 1952, Seiten 42–49, und in *New Zealand Alpine Journal*, 1952, Seiten 170–193. Das Photo gegenüber Seite 81 im *Himalayan Journal* ist nicht von «*Bernie*» aufgenommen worden, sondern von Gabriel Chevalley. Die vollständige Aussicht ist zu finden in *Berge der Welt*, VII, Seiten 252/253. Diese Aufnahme wurde von Camp V im Nordosten des *Abi Gamin* gemacht. Alle Gipfel auf dem Photo Seite 253 sind noch unbestiegen. Dasselbe gilt für den *Mukut Parbat II* (7150 m).

Tafel 61 : *Nanda Devi* (7816 m) von Süden.





Bevor wir dieses Massiv verlassen, noch einige Worte über die *Kamet-Expedition von 1952*. Sie wurde geführt von Generalmajor H. Williams, Chefingenieur der indischen Armee, dessen Ziel es war, indische Offiziere ins Hochgebirge einzuführen.¹ Die Expedition umfasste neben ihrem Leiter die Majore Narendra D. Jayal und Mark Valladares, die Leutnants K. C. Johori, P. P. S. Bhagat und Manohar Lal, ferner fünf Sherpas mit ihrem Sirdar Ang Tsering («Pansy»?). Nalni D. Jayal und Gurdial Singh (die wir vom Trisul her kennen) wurden eingeladen, mitzukommen.

In Joshimath engagierte man Kesar Singh, der damals 51 Jahre alt war. Bis Niti vollzog sich der Transport auf Maultieren, dann mit Kulis, Yaks und Ponies bis zum Basislager. Die Route entsprach genau der von Smythe 1931 durch das Raikanatal und über den Purbi Kamet Gal (= östlicher Kametgletscher).

Der letzte Versuch hatte im Juni 1937 stattgefunden, als Ridley mit drei indischen Unteroffizieren bis 200 Fuss über den Meade Col (7138 m) gekommen war. Wir haben dem eine halbe Spalte in unserer Chronik gewidmet (*Alpinisme*, 1938, Seite 270, wo sich auch auf Seite 269 ein ausgezeichnetes Bild des Kamet von Smythe befindet).

In der Basis gab es plattenbelegte Plätze für die Zelte; man gönnte sich dort einen Tag Ruhe und rüstete die dreizehn Bhotia-Hochträger aus. Am 14. Juni galt es, den langen, schuttbedeckten Gletscher in mühsamem Marsch aufzusteigen, um die folgenden Lager herzurichten. Am 21. Juni mussten zwei Offiziere in Camp III wegen Bergkrankheit aufgeben. In der steilen Felspartie hingen noch einige Seile von 1931, die natürlich durch neue aus Nylon ersetzt wurden. Am 23. durchstieg Gurdial Singh mit drei Offizieren, vier Sherpas und sechs Bhotias diese Felspartie, dann schlugen die Sherpas in den Steilhang darüber Stufen und befestigten ein 40-m-Seil. Camp IV wurde auf einem kleinen Gletscherplateau über den Felsen bei 6700 m erstellt, aber nach Photos und Karte ist diese Kote viel zu hoch.

Am nächsten Tag plagte man sich (mit Ausnahme des kranken Bhagat) den ganzen Tag, den Firnhang und den stark zerklüfteten Gletscher bis zum Meade Col hinaufzukommen, doch ein vorübergehend einsetzender Sturm veranlasste sie, vorzeitig, bei 7000 m, also etwa 140 m unter dem Sattel, zu lagern. Das war ein Fehler. Der Morgen des 25. Juni war schön, aber sehr kalt. Man zögerte mit dem Aufbruch bis 8.30 Uhr, und das war auch ein Fehler. Man liess den Col ziemlich weit rechts und stieg direkt gegen den Gipfel auf. Der Schnee war so tief, dass man vier Stunden für 300 m brauchte. Mittags waren sie bei 7300 m; da

¹ Der Bericht von Gurdial Singh ist erschienen in *Mountain Craft*, Organ der «Mountaineering Association», Nr. 18 (Januar/März 1953).

man Erfrierungen fürchtete, stieg man zu Camp V (7000 m) ab. Derweil waren mehrere Sahibs und Träger zu den unteren Lagern zurückgekehrt. Williams mit seinen 54 Jahren war nach Lager V gekommen und am gleichen Tage wieder abgestiegen.

Nach stürmischen Tagen brachen Gurdial Singh und Leutnant Jayal mit Ang Dawa und Ang Temba am 28. um 7.55 Uhr wieder auf. Das Wetter war klar und kalt, tiefer Pulverschnee. Gegen Mittag hatten sie zwar die Höhe des Abi Gamin (7355 m) beträchtlich überschritten, doch sie waren abgekämpft. Nach einer langen Pause stiessen Gurdial Singh, Pemba Norbu und Kalyan Singh (Bhotia) noch so weit als möglich in Richtung auf eine Felsinsel vor, die an den linken (S) Absturz grenzt. Grösstenteils machte Pemba die Spur in dem tiefen Schnee. Schliesslich ging es über die Kräfte. Um 15.10 Uhr waren sie 200 m unter dem Gipfel, dort, wo der letzte Eishang beginnt. Dieser lag bereits ganz im Schatten, es war zu spät, man musste aufgeben.

Es war ein grosser Fehler dieser mutigen Mannschaft, dass ihr Lager V bei 7000 m zu niedrig lag; man wollte den Gipfel von dort in einem Zuge erreichen. Schon Smythe hatte empfohlen, noch ein letztes Camp zwischen Meade Col und Gipfel anzulegen. Der letzte Hang ist sehr eintönig; er hat alle Bergsteiger vor und nach 1931 entmutigt.¹ Leutnant Jayal hatte bis 7000 m seine Skier mitgenommen und konnte sie zwischen Lager V und IV gebrauchen. Auf dem Rückweg starb am 6. Juli in Bampa Leutnant Bhagat an einer Blutvergiftung.

Wie man sieht, sind die Inder recht unternehmend geworden und haben grosse Fortschritte gemacht: Bandar Punch, Trisul, Kamet...

Von einer anderen Expedition in Garhwal haben wir bereits gesprochen, und zwar von dem Versuch, den Harrer und Thomas am Panch Chuli (6904 m) über die Südwestflanke unternahmen. Charlton-Thomas war zum zweiten Male am Panch Chuli, aber zum ersten Male von dieser Seite her.²

In *Berge der Welt*, VI, Seite 252, und VII, Seite 200, berichteten wir von einem weiteren Versuch am Panch Chuli, den Kenneth Snelson und J. de V. Graaff 1950 diesmal über die entgegengesetzte (E) Seite unternahmen. Der Originalbericht ist inzwischen im *Himalayan Journal*³ erschienen; wir können jetzt einige Punkte in unserem Text berichtigen.

Snelson unterscheidet fünf Gipfel, was dem Namen des Berges entspricht (Panch Chuli = fünf himmlische Fackeln); sie sind auf unserer Karte *Garhwal-Ost*

¹ Smythe brauchte nicht weniger als 7½ Stunden für die letzten 500 m. Siehe *Berge der Welt*, II, Seiten 158–159.

² *Berge der Welt*, VII, Seite 282 (Brief von Krenek) und Seiten 284–286 (Originalbericht von Harrer).

³ Kenneth Snelson: «The Panch Chuli and the Darmaganga» in *Himalayan Journal*, 1952, Seiten 97–100. Dieser Bericht ist sehr kurz, scheint aber genau zu sein. Ihm sind eine sehr klare orographische Skizze und drei Photos beigelegt, darunter ein interessantes Panorama mit der ganzen Panch-Chuli-Kette bis zum Lassar Peak. Alle Gipfel dieser Kette sind noch unbestiegen. Dank den uns von K. Snelson zugeschickten Filmen können wir die linke Hälfte dieses Panoramas vergrössert reproduzieren (siehe Tafeln 57–60).

von Süden nach Norden folgendermassen kotiert: 6437, 6334, 6312, 6904, 6410 m. Er nennt den ersten (6437 m) Telkot. Dieser Name gilt für den Gletscher der Westseite auf Blatt 62 B der $\frac{1}{4}$ -Zoll-Karte; auf der $\frac{1}{2}$ -Zoll-Karte steht er nicht, aber man sollte ihn festhalten, denn Bergnamen sind selten. *Kot* bedeutet äusserstes Ende, was hier vollkommen am Platz ist. Punkt 6410 am anderen Ende der Panch-Chuli-Kette heisst nach Snelson *Ngalaphu* wie der Gletscher an seinem Nordfuss (*Nga* = fünf; *la* = Pass; *phu* = oberer Teil eines Tales).

Die fünf Gipfel des Panch Chuli sind von dem Ort Duku vollkommen sichtbar. Leider liegt er ausserhalb unserer Karte, aber auf Blatt 62 B/SE der $\frac{1}{2}$ -Zoll-Karte ist er zu finden. Duku ist in der Nähe von Sona und dem Zusammenfluss des Darmaganga- und Lassar-Yankti-Tales. Es kann als Ausgangspunkt dienen; man erreicht es in zehn Tagen Marsch von Almora, wohin man in zweistündiger Autofahrt von Ranikhet gelangt. Snelson hatte sein Basislager bei 3780 m, nicht bei 3180 m, wie wir in *Berge der Welt*, VI und VII, angaben.

Bis jetzt sind alle Versuche auf den Panch Chuli vergeblich gewesen. Diese Gipfel sind stärker verteidigt, als man nach unserer Karte (der die englische $\frac{1}{2}$ -Zoll-Karte zugrunde liegt) vermuten kann. Der Autor vergleicht ihn mit dem Siniolchu, dem «schönsten Berg der Welt». Auf seinem Panorama sind alle fünf Gipfel sichtbar, aber es wäre höchste Zeit, dass Flieger Nahaufnahmen machten, damit die Bergsteiger genauere Pläne schmieden könnten. In dieser Ecke von Garhwal gibt es noch Hunderte von herrlichen unbestiegenen Gipfeln.

Es ist erfreulich, dass wir nun auch einige Ergänzungen über den zweiten Teil der Expedition erhalten haben, die in der Folge noch die oberen Lassar- und Darmatäler aufsuchte. In unserer letzten Chronik fragten wir uns, ob die Forscher ihre Karte nicht lesen konnten oder ob diese falsch gewesen sei. Sie hatten damals nur Blatt 62 B zu $\frac{1}{4}$ Zoll, was das Missverständnis erklärt. Diese Karte zeigt tatsächlich auf der Wasserscheide zwischen Lassar und Darma einen Gipfel von 21 217 ft. (= 6467 m), und dieser Gipfel existiert nicht. An dieser Stelle bestiegen Snelson und Graaff eine Kuppe von kaum 5500 m. Dagegen erhebt sich in der folgenden Kette, weiter im Osten, zwischen Darma und Kuthi, ein herrlicher Gipfel von etwa 6400 m (siehe Tafel 63).

Die ausgezeichnete Aufnahme von Snelson erinnert an die schönsten Gipfel des Dauphiné. Auch dieser Berg liegt ausserhalb unserer Karte.

Nach Snelson bedeutet *Chiring We* «Berg des langen Lebens». *We* ist ein Bhotiawort, das wie das englische «way» ausgesprochen wird. Es scheint nur in dieser Gegend gebräuchlich zu sein. *Top* hat nichts mit dem englischen Wort zu tun; es ist ein Hindiwort und bedeutet Kopfbedeckung, Hut oder Kappe, dient aber oft zur Bezeichnung eines Gipfels. Die meisten dieser Namen haben offenbar die Topographen der «Indian Survey» erfunden, um die Gipfel zu unterscheiden und ihre stumme Karte etwas lebendiger zu machen.

Im Frühjahr 1952 wirkten mehrere Gruppen in den Gletscherbecken des Satopanth und des Bhagirath Kharak, die sich vereinigen, ehe sie sich in die Alaknanda ergießen. *Alpine Journal* (Nov. 1952, S. 533) berichtet kurz von zwei Versuchen auf die Nilkanta über den Westgrat und über die Besteigung eines Gipfels von 20 260 ft. (6175 m) im Gebiet von Bangneu. Dieser Gipfel wurde von der Expedition Tilly «Avalanche Mountain» (*sic!*) getauft. Bisher kennen wir jedoch keine Einzelheiten über dieses Unternehmen.¹

Die Chaukhamba-Expedition Frendo hat den einzigen wichtigen Sieg zu melden. Er wurde bereits in unserem *Journal* (Nr. 1, S. 50–52) von Lucien George in französischer Sprache beschrieben, worauf wir unsere Leser verweisen.² Im Juni war die Schneedecke in dieser Gegend gewaltig, und der Chaukhamba (7138 m) war noch gefährlicher als sonst. Trotzdem und trotz dem schlechten Wetter wurde er am 13. Juni von Lucien George (Paris) und Victor Russenberger, einem in Paris wohnenden Schweizer, erobert. Wir beglückwünschen die beiden Sieger, dass es ohne Unfall abgegangen ist. Der Leiter der Expedition, der Führer Edouard Frendo, musste bei etwa 7000 m, Géry schon bei 6500 m aufgeben.

George und Russenberger nahmen dann noch an dem Versuch von Bryson und Jackson (Expedition Tilly) teil, die Nilkanta über den Westgrat zu erobern. Frendo und die übrigen Mitglieder der Expedition bestiegen am 20. Juni Punkt 6075 im Norden des Bhagirath-Kharak-Gletschers und taufte ihn Deo Dakhni. All dies wurde bereits in unserem *Journal* berichtet.

Panjab

In *Berge der Welt*, VII, Seite 281, hatte Ludwig Krenek von einem Versuch der Expedition Evans 1951 auf den *Deo Tibba* (6001 m) berichtet. Nun ist dieser Gipfel 1952 endgültig erobert worden. Im folgenden kurz die ein wenig komplizierte Geschichte dieses Berges: Er erhebt sich bekanntlich in der Pir-Panjal-Kette (Kangradistrikt; zwischen den Provinzen Kulu und Lahul) gegenüber dem wichtigen Dorf Manali. Heute kann man Manali leicht auf einer Autostrasse erreichen, die von Sultanpur das Beatal heraufkommt, welches die ganze Westseite des Gebirges entwässert. Von diesem Tal aus bietet er einen grossartigen Anblick. Er war bereits 1912 Bruce aufgefallen bei seinen Kundfahrten mit unserem Landsmann, dem Führer Heinrich Fuhrer aus Meiringen.³

¹ Soeben erscheint: T. H. Tilly und J. A. Jackson: «Return to the Himalaya» in *The Journal of Fell and Rock Climbing Club* (of the English Lake District), Band XVI, Nr. 47 (Nr. III), Seiten 242–252. Wir werden später darauf zurückkommen. Tatsächlich handelt es sich um den «Avalanche Peak» (6196 m = 20 330 ft).

² Ein gutes Bild vom Chaukhamba, das die ganze Anstiegsroute zeigt, findet sich in *Berge der Welt*, II, Tafel 47, oder *Berge der Welt*, III, Tafel 17.

³ C. G. Bruce: *Kulu and Laboul*. London 1914. Seite 62 und Seiten 159–160. Siehe auch *Alpine Journal*, XXVI (Nov. 1912), Seiten 437–440, eine kurze Notiz über die Zeit vom 16. Mai bis 14. August 1912.

Als 1921 die neuen Aufnahmen für die ½-Zoll-Karte gemacht wurden, zeigte sich eine Konfusion bei den Namen: der schöne Gipfel von 6221 m in der Pirpanjal-Kette war nicht der Deo Tibba, sondern der Indrasan¹.

1923 erschien Blatt 52 H/SW der ½-Zoll-Karte, und nun war die Topographie dieses Massivs klar. Sie setzt den Deo Tibba 2,4 km weiter nach Südwesten und gibt ihm die Höhenzahl 19 687 ft. = 6001 m. Der Indrasan bleibt mit seiner Kote 20 410 ft. = 6221 m namenlos. Nach Shuttleworth sagen die Leute von Malani, dass hier ihr Gott wohne. Er ist ein schlanker Felsberg, der ein wenig an das Zinalrothorn erinnert, während der Deo Tibba von einer breiten Schneekuppel gekrönt ist. Wahrscheinlich wurde der Felsgipfel 1912 von Fuhrer versucht, aber Bruce gibt nicht an, wie weit man damals kam.

Nach diesem Versuch geriet der Berg bis zur Ankunft von Leutnant J. O. M. Roberts 1939 in Vergessenheit. Seine Odyssee findet man in unserer Himalaya-chronik (*BW*, 1950, S. 176–177). Er kam das schöne Duhangantal hinauf und gelangte zu einem breiten Sattel im Südosten des Deo Tibba, der leicht zu den grossen Firnfeldern des Malanagletschers hinüberführt. Seither heisst dieser Sattel Duhanganpass. Er ist etwa 5030 m hoch. Der Zugang zum Gipfel ist durch einen Quergrat gesperrt. Roberts konnte seine Erkundung nicht weiterführen, doch glaubt er, dass der Malanagletscher eine gangbare Route zum Gipfel bietet.

1940, mitten im Krieg, brach Kapitän L. C. Lind (er hatte 1939 den Nanda Kot versucht) mit einem einfachen Lokal-Shikari auf, folgte offenbar der Route von Roberts, kam aber nicht weiter als dieser. Lind fiel kurz danach in der Schlacht von Singapore, aber er hinterliess dem Sekretär des «Himalayan Club» in Manali (Kulu), Major Banon, eine Notiz und eine Skizze. Diese übrigens sehr knappe Notiz erschien erst 1952 im *Himalayan Journal*. Sie schlägt zwei bis drei mögliche Routen vor, doch sagt sie nichts darüber, wie weit Lind kam, der wohl nicht viel alpine Erfahrung und auch wenig Zeit hatte. Im Oktober 1945 waren drei italienische Kriegsgefangene (Bianchini, Fuselli und Mamini) den Malanagletscher hinaufgestiegen, um von dieser Seite her den Deo Tibba zu versuchen. Sie kamen bis Punkt 18 076 ft. (5509 m) der alten Karte, taufte ihn «Punta San Marco» und deponierten hier eine kleine Figur des Löwen von San Marco.²

Eine neue Erkundung fand im Juni 1952 statt; sie ist im *Himalayan Journal*, 1952, kurz beschrieben.³ Peck (HC, 1950), begleitet von C. R. Patterson, folgte

¹ Diese Tatsache wurde klargestellt von H. Lee Shuttleworth: «Border Countries of the Punjab Himalaya» in *Geographical Journal*, Oktober 1922. Nach einem Brief von Major Banon (Manali) sollte dieser Name *Indarash* geschrieben werden. *Indarash* = Amphitheater des Regengottes Indar (*Deo Tibba* = Gottes Gipfel). Aber das Hindi-Wörterbuch schreibt *Indrasan* = Thron des Indra. Indra ist bekanntlich der Donnergott der Hindus. Diese Erklärung scheint uns die beste.

² *Berge der Welt*, 1950, Seite 189. Der Bericht über den Versuch von Fuselli ist erschienen in *Universo* (Organ des «Istituto geografico militare» in Florenz), Nr. 5 (September/Oktober), 1950, Seiten 662–664. Leider enthält er kein Photo. In den vier vorangegangenen Nummern und in Nummer 6 erschienen andere Artikel von Italienern aus ihrer Kriegsgefangenenzeit. Wahrscheinlich sollten diese Artikel als Buch zusammengefasst werden, das unter dem Titel *Seicento Italiani sull'Himalaya* angekündigt war (*BW*, 1950, S. 186), schliesslich aber doch nicht erschienen ist.

³ E. H. Peck: «Reconnaissance of Deo Tibba» in *Himalayan Journal*, 1952, Seiten 122–123.

zunächst der Route Bruce-Führer durch das Tal, das Jabri Nal oder Piangniru Nala genannt wird. Nach einem Biwak auf der Piangnirualp (11 351 ft. = 3460 m) stieg er die rechte (N) Seitenmoräne des gleichnamigen Gletschers hinauf bis zu dessen unterem Plateau, aber alles, was er von hier und später von einem seitlichen, mehr südlich gelegenen Aussichtspunkt erblicken konnte, bestätigte nur, was er vorausgesehen hatte, dass nämlich der Deo Tibba auf dieser Seite sehr steil abfällt.

Im Mai 1951 versuchten es Peck und seine Frau mit der Route von Roberts, die von Jagatsukh den Duhangan Nala hinaufführt. Nach einem langen Marsch lagerten sie am 22. Mai abends mitten im Wald bei 2750 m und am nächsten Tage bei 3660 m auf der riesigen Serialp, die noch ganz verschneit war. Am 24. ging es auf schneebedeckten Moränen weiter; im Süden musste ein Wasserfall, der Ausfluss eines kleinen Sees namens Chandra Tal, umgangen werden. Hier am See lagerte man bei 4420 m. Da es keinen Unterschlupf für die Kulis gab, mussten diese bis zum Waldrand bei etwa 3500 m absteigen und am nächsten Tag wieder heraufkommen. Der letzte steile Anstieg auf ausgezeichnetem Schnee führte direkt zum Duhanganpass (5030 m), der trotz stürmischem Wetter in drei Stunden am 25. Mai, um 9 Uhr, erreicht wurde. Leider hatten die Pecks keine Zeit mehr, weiter vorzudringen. Anstatt den Deo Tibba anzugreifen, begnügten sie sich mit der Besteigung von Punkt 17 155 ft. (5229 m), der sich im Süden des Passes erhebt. Dieser schöne Aussichtsberg schenkte ihnen interessante Sicht auf die Kette, die den Malanagletscher im Osten begrenzt, und darüber hinaus auf die Berge des Tos Nala, von denen Roberts berichtet hatte (*BW*, 1950, S. 179–180).

Am 26. Mai kehrte das Ehepaar Peck nach Manali zurück. An den Schluss seines Berichtes fügt der Verfasser eine optimistische Notiz über die Besteigungsmöglichkeiten des Deo Tibba. Er glaubt an keine ernsthaften Schwierigkeiten und meint, dass die Südroute besser ist als die über die Westseite – was wir ihm gern zugestehen (*HJ*, 1952, S. 123).

Im September des gleichen Jahres (1951) brach eine neue Gruppe auf: R. C. Evans (HC, 1945; AC, 1948), E. Ker und A. G. Trower (AC, 1952).¹ Die drei hatten nur sechs Wochen Ferien. In fünf Tagen (davon anderthalb in Delhi) reiste man von London nach Manali. Zunächst hatten sie die berühmte Shilla ins Auge gefasst, doch erhielten sie keine Bewilligung und durften nicht einmal den klassischen Rohtangpass, der von Kulu nach Lahul führt, überschreiten.

Die drei Engländer beschlossen also, den Deo Tibba über Duhangan anzugreifen. Drei Sherpas stiessen zu ihnen: der berühmte Dawa Thondup, Pasang Dawa (Nr. 160) und Da Namgyal II, die also ebenfalls ein fröhliches Trio bildeten. In Manali besorgte Major Banon gute Kulis. So war die Gruppe komplett; man erreichte Seri am 14. September, errichtete hier die Basis und schickte die Kulis

¹ Unser Korrespondent Krenek hat diese Expedition bereits mit einigen Zeilen in *Berge der Welt*, VII, Seite 281, angekündigt.

zurück. In diesem Augenblick war der Monsun zu Ende, das Wetter wurde sehr günstig, nur jeden Nachmittag gegen 16 Uhr gab es etwas Niederschlag.

Von ihrem Lager auf dem Duhanganpass (5030 m) machten Evans und Trower verschiedene Versuche auf den beiden Routen, die Lind und Peck empfohlen hatten. Der Grat zur Rechten, der an den Eisfall des Malanagletschers grenzt und den die Italiener 1945 gegangen waren, wurde «Piton Ridge» getauft, weil man hier in den unteren Felsen einen Mauerhaken fand. Der linke Grat, die Wasserscheide zwischen Duhangan und Malana, wurde «Watershed Ridge» genannt. Auf dem ersteren errichtete man bei etwa 5050 m ein Lager, doch wurde man hier beim ersten Versuch durch einen markanten Turm aufgehalten, beim zweiten Male durch einen Felsaufschwung ein gutes Stück unter der Punta San Marco (5509 m). Die Wasserscheide scheint eine direktere, vielleicht leichtere Route zu bieten. Von einem Lager bei etwa 5100 m auf diesem Grat erreichte die Gruppe über brüchigen Fels und ein Schneeband eine Firnpartie auf dem Grat, die sie leicht hinaufsteigen konnten. Um 10.30 Uhr schien der Sieg sicher, aber gerade bevor sie die breite Firnkuppe erreichten, die sich im Westen der Punta San Marco abzeichnet, wurde der Schnee so tief, dass man aufgeben musste.

Wieder in Seri, trösteten sich die drei Freunde über ihren Misserfolg mit der Besteigung von Punkt 16 316 ft. (4973 m) und zwei Nachbargipfeln mehr östlich. Am 5. Oktober kehrten sie «full of good mutton and good memories» nach England zurück.¹

All diese Erfahrungen machte sich der «lachende Letzte» zunutze. Er hat offenbar mehr Glück und eine bessere Nase gehabt als seine Vorgänger. An dieser Expedition nahmen teil: Jan de V. Graaff (HC, 1951; AC, 1953; ein sehr aktiver Forscher, dem wir bereits 1950 am Panch Chuli begegnet sind), seine Frau und K. E. Berrill, der sich 1950 an der schweizerisch-englischen Abi-Gamin-Expedition beteiligt hatte. Fünf Sherpas waren aus Darjiling gekommen: der berühmte Pasang Dawa Lama, Pasang Sherpa II, Sonam Tsering (Nr. 106), Tashi Sherpa und Tashi Kiron.

Die Basis wurde Ende Juli auf der Alp Seri bei 3800 m erstellt und auch Camp II unmittelbar nördlich des Duhanganpasses bei 5030 m. Der Pitongrat wurde leicht überschritten, und zwar dort, wo er einen Einschnitt unter einem Turm bildet. Von dort erreichte die Gruppe in einem ansteigenden Quergang ein langes Couloir zwischen dem Eisfall des Malanagletschers und dem felsigen Pitongrat. Dieses Couloir besteht 400 m hoch aus eintönigem Geröll. Glücklicherweise konnte man nach links aussteigen und über Felsen den Pitongrat erreichen, dem man folgte; die Punta San Marco wurde dabei überschritten (oder umgangen?).

Eine breite Schneerampe führt nun zu dem weissen Grat, der diese Spitze mit den oberen Firnfeldern verbindet. Hier wurde bei etwa 5550 m Camp III er-

¹ R. C. Evans: «Attempts on Deo Tibba» (mit zahlreichen Photos) in *Himalayan Journal*, 1952, Seiten 118-122.

richtet, und am übernächsten Tag, dem 5. August, einem schönen Morgen, brauchte man nur eine Stunde bis zu dem Gletschersattel zwischen Deo Tibba und Indrasan. Von hier steigt ein breiter Firnrücken, unterbrochen von Spalten und grünen Eiswänden, zum Gipfel hinauf. Man näherte sich ihm von Nordwesten und erreichte kurz nach Mittag seine firnige Schlusskuppel, sechs Stunden nach Verlassen des Lagers und genau vierzig Jahre nach dem Versuch des Führers Führer. Leider herrschte Nebel.

Graaff gelüstete es auch nach dem Indrasan (6221 m), dessen Eroberung so verlockend war, doch musste er wegen des heftigen Monsuns verzichten. Seine Aufzeichnungen sind bisher noch nicht veröffentlicht worden. Wir entnehmen sie seiner englischen Darstellung und danken dem Autor für sein freundliches Entgegenkommen.

Der Deo Tibba (6001 m) erscheint von den Bergen im Süden von Seri aus wie eine breite Eiskalotte auf einem Sockel von zerrissenem Fels, ein wenig wie der Mont Velan von Südwesten. Dagegen wirkt der Indrasan (6221 m) nach den Bildern im *Himalayan Journal* von 1952 viel interessanter. Er ist der höchste Punkt dieser Gegend, und auch er dürfte wohl bald erobert werden, zumal die Route bekannt und leicht ist bis an seinen Südfuss, zu dem die oberen Firnfelder des Malanagletschers führen. Viel schwieriger und abschreckender ist seine Nordwand, wie unsere Tafel 64 sie darstellt.

Vor der Eroberung des Deo Tibba hatte die Expedition Graaff drei Gipfel im Gebiet von Dibibokri (Kulu)¹ bestiegen und mehrere Pässe überschritten, um nach Spiti zu gelangen und die Umgebung der berühmten Shilla zu erkunden. Mitten im Monsun konnte man den Gipfel nicht angreifen, doch wurde später der Mani Kang (21 630 ft. = 6593 m; auf der Grenze nach Bashar) erstiegen, von wo aus man das ganze Panorama fotografierte. Dieses Panorama beweist mit Sicherheit, dass die Shilla die 7000 m nicht erreicht, vielleicht nicht einmal 6500 m! Ihre Lage ist offenbar nur zweimal angepeilt worden, ihre Höhe nur einmal! Daher der Irrtum.²

¹ Am 26. Juni 1952 gelang Graaff und seinem Freund K. E. Snelson mit Pasang Dawa Lama die erste Besteigung eines Gipfels von 20 300 ft. (6187 m), den sie «*Rubal Kang*» (Schildkrötenberg) taufte. Snelson hat darüber einen populär gehaltenen Bericht in *Christian Science Monitor* vom 25. Juli 1952 veröffentlicht, doch warten wir noch auf genaue geographische Daten.

² In einem kleinen Artikel (*Hf*, 1952, S. 126–130) im Anschluss an den Deo-Tibba-Aufsatz preist Major H. M. Banon, der in Manali geboren ist und dort sein ganzes Leben verbracht hat, sein Tal. Abgesehen von der Autostrasse, die seit zwanzig Jahren existiert, hat sich in Kulu fast nichts geändert. Die meisten Gipfel sind noch unbetreten und namenlos; nur die praktisch brauchbaren Pässe werden häufig von Hirten begangen, die von einer Alp zur andern hinüberwechseln. (Die Alpweiden werden hier allgemein *Thaches* genannt.) Die Karte ist in der ganzen Hochregion noch rudimentär. Wenn ein Bergsteiger Standquartier in Manali nimmt, kann er von dort monatelang im Umkreis Kundfahrten unternehmen. Dies denjenigen zur Kenntnis, denen das Alter bescheidenere Ziele vorschreibt!

Tafel 63: Blick von der Lassar-Darma-Wasserscheide auf einen imposanten Gipfel auf der Darma-Kutbi-Wasserscheide, wahrscheinlich Punkt 6467.





Ladak

In den Jahren 1951/52 hat es offenbar keine Expedition im Karakorum gegeben. Doch können wir für Ladak einen Einzelerfolg eines Schweizer Missionars in Leh, unseres Freundes Pierre Vittoz (Lausanne), verbuchen. Ihm gelang am 12. August 1951 die Erstbesteigung des Stok Kangri (6121 m). Dieser Sieg wurde in *Berge der Welt*, 1952, Seiten 286–287, beschrieben.

Tafel 64: Indrasan (6221 m) aus der Nähe des Hamtapasses, Panjab. Indra ist der Donnergott der Hindu; der Name bedeutet also Thron des Donnerers.

ZEITTADEL DER HIMALAYA-EXPEDITIONEN

Fortsetzung zu *Berge der Welt*, 1952, Seiten 216–218

Abkürzungen: AAJ = *The American Alpine Journal*; AJ = *The Alpine Journal*; Alpen = *Die Alpen*, Monatsschrift des SAC; Alpinisme = Revue trimestrielle du G.H.M. (Groupe de Haute Montagne, Paris); Appalachia = Organ des Appalachian Mountain Club (Boston, USA, zweijährlich); BW = *Berge der Welt*; GJ = *The Geographical Journal*; HJ = *The Himalayan Journal*; Journal = *Journal* der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen; Montagne = *La Montagne*, Revue du C.A.F. (Club alpin français); *Mountain Craft* = Organ der Mountaineering Association; NZAJ = *New Zealand Alpine Journal*; RA = *Revue Alpine* de la section lyonnaise du C.A.F.; RM = *Rivista Mensile* del Club alpino italiano (C.A.I.).

Kursivschrift bedeutet neue Forschungen und Besteigungen.

Datum	Expeditionsleiter	Gegend oder Massiv	Hauptergebnisse	Originalquelle
VII 1940	Lind	Panjab	Deo Tibba (6001 m), Erkundung (S)	HJ, 1952, 118 und 122
III 1947	Neame (RAF)	Chomolungma	Alleinflug	
VI 1950	Peck	Panjab	Deo Tibba (6001 m), Erkundung (W)	HJ, 1952, 122–123
<i>1951</i>				
IV–V	Becker-Larsen	Nepal und Tibet	Nangpa La (2mal); Chang La (7007 m)	BW, 1952, 277–279; 1953, 33–34
V	Peck	Panjab	Deo Tibba (6001 m), Erkundung (S)	HJ, 1952, 123–125
VI	Duplat	Garhwal	Nanda Devi (?); Nanda Devi E (7434 m; 2. Besteigung)	Alpinisme, 1951, 305 bis 313; RA, 1952, Nr. 371; Montagne, 1952, 9–16
VI	Gurdial Singh	Garhwal	Trisul (7120 m; 3. Besteigung). Rataban (6166 m; 2. Besteigung)	HJ, 1952, 112–114; <i>Sunday Statesman</i> , 12. 8. 1951
VI	Walter	Garhwal	Trisul (7120 m; 4. Besteigung)	Alpinisme, 1952, 57–62

Datum	Expeditionsleiter	Gegend oder Massiv	Hauptergebnisse	Originalquelle
VI-VIII	Riddiford	Garhwal	<i>Mukut Parbat (7242 m); P. 6196, 5962, 5928, 6760, 6328, 5712; Nilkanta (Versuch von W und NE; P. 6257 (Versuch)</i>	BW, 1952, 129-144 und 251-254; HJ, 1952, 42-59
VII	Harrer und Thomas	Garhwal	Panch Chuli (6904 m; Versuch von W bis 6500 m)	<i>Sunday Statesman</i> , 26. 8. 1951; BW, 1952, 282, 284-286
VIII	Vittoz (allein)	Ladak	<i>Stok Kangri (6121 m)</i>	BW, 1952, 286-287
VIII-XI	Shipton	Nepal	Everest (8840 m); <i>Erkundung des Khumbugletschers bis 5800 m; Erforschung der nepalischen Seite zwischen Imjya Khola und Rongshar (zahlreiche Pässe)</i>	<i>Times</i> , Sonderheft, Dezember 1951, 1-16; GJ, Juni 1952, 117-141; AJ, November 1952, 433-452; HJ, 1952, 19 bis 41; NZAJ, 1952 (Nr. 39), 194-205; AAJ 1952, 377-381; Shipton: <i>Everest Reconnaissance 1951</i>
IX	Evans	Panjab	Deo Tibba (6001 m), Versuche (S)	HJ, 1952, 118-122
X	† Frey	Sikkim und Nepal	Erkundung des Yalunggletschers und seiner Zuflüsse. Ratong La (2. Überschreitung). Versuch Kabru bis 6100 m. Kabur. Gocha La	BW, 1952 145-154; 275-276
1952				
III-VI	Wyss-Dunant	Nepal	<i>Everest (8840 m) via Khumbu und Südsattel bis 8600 m</i>	BW, 1953, 17-136
IV-VI	Tilly	Garhwal	Nilkanta (Versuch W); <i>Avalanche Peak (6196 m)</i>	<i>Fell & Rock Climbing Club Journal</i> , Nr. 47, 242-252
IV-VII	Shipton	Nepal	<i>Cho Oyu (8153 m), Versuch W bis 6800 m; Nup La (5915 m) und ein Dutzend Gipfel zwischen 6000 und 6900 m; Erforschung des Barungebietes</i>	AJ, Mai 1953, 9-18 GJ, Juni 1953, 129-139
VI	George und Russenberger	Garhwal	<i>Chaukhamba (7138 m); Deo Dakhni (6075 m)</i>	Alpinisme, 1952, 115; Journal, I, 50-52
VI	Williams	Garhwal	Kamet (7756 m), Versuch bis 7500 m	Mountain Craft, Nr. 18 (1953), 4-7

Datum	Expeditionsleiter	Gegend oder Massiv	Hauptergebnisse	Originalquelle
VI-VIII	Graaff	Panjab	<i>Rubal Kang (ca. 6300 m) und zwei andere Gipfel im Gebiet Dibibokri (davon einer 5850 m; Deo Tibba (6001 m); Mani Kang (6593 m) und fünf vielleicht neue Pässe</i>	Persönliche Mitteilung; BW, 1954
VIII-X	Tyson (Oxford University Exploration Club)	Garhwal	<i>Gangotri I (6672 m); Gangotri III (6577 m)</i>	Einzelheiten fehlen
?	Gibson	Garhwal	<i>Erkundung zwischen Bandarpunch und Surgnalin</i>	Einzelheiten fehlen
IX-XII	Chevalley	Nepal	Everest via Khumbu und Südsattel bis 8100 m	<i>Avant-premières à l'Everest, 211-288</i>
?	Nikore	Garhwal	Panch Chuli (6904 m), Versuch	Einzelheiten fehlen
IX-XI	MacKinnon (Scott. Him. Exped.)	Nepal	<i>Erkundung südlich des Rolwaling; mehrere Gipfel zwischen 6000 und 6700 m</i>	<i>Blacks Bulletin</i> , Frühjahr 1953. Einzelheiten fehlen
IX-XI	Imanishi	Nepal	<i>Erkundung Annapurna-Manaslu. Chulu West (6200 m)</i>	BW, 1954
X	Jackson und Dodson	Sikkim	P. 6114 (nördlich des Zemu-gletschers); Sugarloaf (Versuch bis 6400 m)	Mountain Craft, Nr. 21, 6-9

NB - Nach Prof. Dr. Constantin Regamey (Lausanne) soll es heissen *Panjab*, nicht *Panchjab*, wie bisher geschrieben. *Panjab* ist Persisch (*panj* = 5; *ab* = Wasser; also 5 Flüsse). Hingegen *Panch* (5) ist Hindi (*Panch Chulhi* = die 5 himmlischen Erdfeuer).